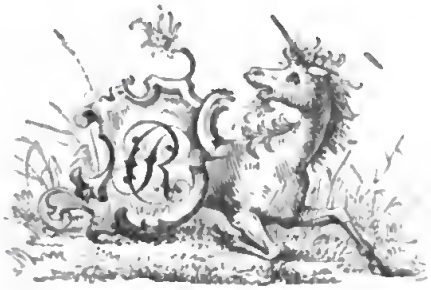
Kleine Wanderchronik.

Von

Julius Rodenberg.

Wenn Dir's in Kopf und Herzen ſchwirrt,
Was willſt Du Beßres haben?
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der laße ſich begraben.

Goethe.



Zweiter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1858.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Ellinor. Ein Ostender Phantasiestück 1

London im Herbstnebel. Erlebnisse und Betrachtungen.

Poesie in London 81
Eine Wanderung in Regen und Nebel 99
Die Theater in London 109
Volksmusik und Straßenpoesie in London 138
Der Krystallpalast in Sydenham 155
Das Mädchen aus Seven-Dials 166
Herr von Joël 179
Der Banker von Lombardstreet 198
Die Deutschen in London 248

Ellinor.

Ein Oſtender Phantaſieſtück.

(1857.)

Had we never loved sae kindly,
Had we never loved sae blindly,
Never met, or never parted
We had ne'er been broken hearted.

Burns.

Wenn wir nicht geliebt so herzlich,
Wenn wir nicht geliebt so schmerzlich,
Nie gesehn uns, nie gesprochen —
Unser Herz wär' nicht gebrochen.

Es war an einem frischen, frühen Augustmorgen in Ostende. Ach, ein Augustmorgen in Ostende! Dann liegen die Dünenhügel wie ein weißer Duft, und über ihnen liegt die aufdämmernde Sonne und der matt-blaue Himmel. Dann weht über den Strand und über die Digue der köstliche Hauch, der Odem des Herrn, der Geist Gottes, der über den Wassern schwebt. Und die Wasser .... sie rollen heran, sie rieseln über die zarten Muscheln am Strand, über die milchweißen Kiesel, über die rothen und blauen Steinchen im Sand. Welch' ein weiches, süßes Gemurmel, wenn das Wasser so spielend um den Fuß des Wanderers verläuft! Ist dieses Wasser das Meer? Das Meer, das Schiffe trägt und Schiffe begräbt, das Meer, das so tief ist, wie der Himmel hoch ist, das der Sturm aufwühlt, und das so finster um die zerrissenen Küsten von Norwegen, von Hochschottland und die Inseln spült? Ja, es ist das Meer! Und wenn man hinausblickt auf die

ſtrahlende Fläche, die ſich ſo munter in allen Farben wiegt, deren Wogen aus Violett in Grün, und aus Roth in Blau hinüberſchimmern, und die den Morgenglanz nur wie einen goldnen Faltenmantel tragen .... wenn man hinausblickt, das Auge hell, die Bruſt gekräftigt, und die Seele von unſäglicher Sehnſucht voll: dann ſieht man die weißen Segel dahinziehen, dann ſieht man ſie wandeln die Fahrzeuge, die in die ſchöne, erſehnte Ferne gehn ... die Wimpel fliegen, die Matroſen ſtehen an Bord und ſchauen zurück .... Und wenn man weiter geht, zu den Felſendämmen, die hier zur Abwehr gebaut ſind, mächtige, faſt unzerſtörbare Steinzungen, die ſich ins Meer hinausſtrecken, ſo hört man das Meer. Hier bricht es ſeine Wogenhäupter, und wirft den Schaum ellenhoch. Wie ein unwillig, trotzig Kind ſtößt es gegen den Wall, und ſpringt zornig an ihm hinauf, da es ihn nicht umwerfen kann. Es tritt mit den Füßen nach ihm, es ſchlägt mit den Händen nach ihm, es iſt raſend, es iſt außer ſich, es ſchäumt vor Wuth — aber es wird zurückgeworfen .... das arme, ſchöne Meer!

Im Bereich und Schutz dieſer Steinwälle wird in Oſtende gebadet. Ganz am äußerſten Ende des Badeſtrandes, dem **Pavillon du Rhin** gegenüber, iſt das Paradies. Das Paradies iſt nur für Adams Söhne, die hier im Urcoſtüm der Menſchheit baden. Sonſt iſt

nichts Paradieſiſches darin zu finden; kein Apfelbaum, keine Schlange, keine Eva. Weiter hinauf, unter dem Kurſaal, iſt der Hauptbadeplatz. Hier iſt von früh bis ſpät ein luſtiges Treiben; hier ſingen die Baigneuſen, hier fluchen die rothjackigen Baigueurs, hier klingeln die Halsglocken der flandriſchen Karrengäule und die Peitſchen der Treiber knallen dazwiſchen. Hier badet der Menſch als ſolcher, — nicht Mann, nicht Weib — der geſunde Menſch im Bademantel oder im anſchließenden Tricot — die ganze Menſchheit tummelt ſich hier zwanglos durcheinander und das Meer hat ihnen Alles genommen, womit ſie draußen, im Leben, ſich ſchmücken oder ſich lächerlich machen. Dem Einen hat es die Krone und dem Andern den Marſchallsdegen genommen; dem Einen den Schlüßel zum feuerfeſten Geldſchrank und dem Andern die Feder, mit der man Todesurtheile und Liebesbriefe und Theaterrecenſionen ſchreibt. Die Crinoline, den Frack, den falſchen Zopf und die Perrücke — Alles hat es weggenommen. Alles — das Ächte und das Falſche .... und es iſt Nichts übrig geblieben, als das winzige, klapperige Geſchöpf, dem es vor dem kalten Waßer ſchaudert, das ängſtlich auf dem Sande herumkriecht .... der nackte Menſch, der — ſo lange er auf dem Waßer ſchwimmt — nicht viel beßer dran iſt, als ein Fiſch — und der viel ſchlimmer dran iſt, wenn es dem Waßer gefällt, ihn hinunterzureißen!

Ganz am andern Ende des Strandes, in einer ruhigen Einbucht, unter dem Cercle du Phare iſt der dritte Badeplatz, — er iſt für die ſtillen und für die kranken Leute, für die Gebrechlichen, die im Meere wirklich Heilung ſuchen und für die das Baden nicht, wie bei den Menſchen des Kurſaals, nur eine Paſſion iſt, mit der ſie andre Paſſionen kurieren oder befördern wollen.

Es war ein friſcher, früher Anguſtmorgen in Oſtende. Unter der Veranda des Kurſaales waren die Kellner mit den ſchlaftrunknen Augen damit beſchäftigt, die Stühle zu ordnen und die Tiſche zu reinigen. Ueber die Digue giengen nur einzelne Herren und Damen, deren Schleier und Kleider im kräftigen Morgenwinde flatterten. Deſto lebendiger war es auf den Badeplätzen; und am Lebendigſten auf dem Badeplatz unter dem Kurſaal. Die nahende Fluth hatte Alles auf die Beine gebracht, die Badegäſte und die Pferde, die ihre Karren ins Waßer zogen, die Badefrauen und die Badeknechte. Der Weſtwind, der von England herüberwehte, hatte dem Waßer, das acht Tage lang regungslos gelegen hatte, über Nacht neues Leben und neue Wellen verliehen. Wie es ſich ſchaukelte! Wie es ſich brach! Und das Jauchzen der Badenden dazu, und der flämiſche Geſang der ſtarkknochigen Badeweiber. „Hurrah! — En paard! En paard!“ „Jo, mynheer!“ .... Aber das Pferd kam nicht, trotzdem der Unglückliche, welcher ſchon

ſeit zehn Minuten eine Karre erobert hatte, mit beiden Händen winkte. „En Pöttche Koffee, mynheer!“ ſagte die dicke Hanne mit den ziegelrothen Backen und den veilchenblauen Augen. „Du ſollſt zwei Pöttchen Kaffee haben, wenn du mir ein Pferd ſchaffſt,“ erwiderte der Wartende. „Jo, mynheer! — Jan, Hendrik — en paard! en paard!“ — Hendrik kam auf ſeinem breiten, ſchwerfälligen Hengſt herangetrabt. — „Mynheer“ gab der dicken Hanne eine Hand voll Centimen, ſchob die Thüre ſeines Wagens zu, uud Hendrik ſchirrte das „paard!“ an. Er ſchlug mit dem eiſernen Peitſchenſtiel dreimal gegen die Hinterwand des Badekarrens, und die Reiſe begann. Zuerſt drehten ſich die ſchweren Holzräder knirſchend im Uferſande — dann hörte man das Rauſchen näher, immer näher — jetzt patſchte das Pferd ins Waßer, jetzt ſchlugen die Wellen gegen die Holztreppe des Wagens, jetzt drehte er ſich, das Pferd wurde losgeſchirrt und, als wären ſie durch das Hindernis aufgeſtachelt, ſprangen die hier im Sand verlaufenden Wellen noch einmal an den Rädern empor. Raſch hatte ſich der junge Mann entkleidet — er öffnete die Schiebthüre ſeines Wageus und mit einem unſäglichen Gefühle der vollſten Wonne, der kräftigſten Lebensluſt ſtand er da, dem freien, dem ewigen, dem heiligen Meere gegenüber! Seine Bruſt hob ſich mächtig, indem ſie den vollen Meerhauch in ſich ſog; ſein Geſicht ſtrahlte

von innerſtem Wolbehagen — er war wie ein neuer Menſch — denn es war ja das erſtemal, daß er dem Meere ſo gegenüberſtand!

Er hörte das Rollen der Wellen. Klang es nicht aus der Tiefe hervor wie ein prophetiſch Mahnen, wie ein Geſang der Unſterblichen, wie ein Chor in fremden Sprachen, bei dem ſich ſo viel träumen, ſo viel wünſchen, ſo viel empfinden und erſehnen läßt? Auch die Menſchenſeele hat ihre Muſik. Aber was iſt die Menſchenſeele? Eine Harfe, die man in den Wind hängt, eine Lyra, darauf die Welt und das Schickſal ſpielen — ein Reſonnanzboden, ein Echo .... weiter Nichts! In ſeiner Seele bebte die Muſik des Oceans nach — ſeine Seele ward in dieſem Augenblick ſo weit und ſo groß wie das Meer und der Himmel. Wunderliche Menſchenſeele! Sie wächst, wie das Echo wächst; und ſie iſt nicht mehr, wenn die Stimme, die ſie weckte, verſtummt. — Eine irdiſche Stimme weckte ihn aus ſeinen weitſchwebenden Träumereien; eine liebe, helle Mädchenſtimme. „Onkelchen!“ rief dieſe Mädchenſtimme, „heute werd' ich ins Meer hinaus ſchwimmen. Heute trägt mich das Meer — heute iſt es luſtig — ſieh, Onkelchen, ſieh, — wie luſtig!“

„Ellinor,“ rief eine andere Stimme dagegen, die — ihrem Klange nach — einem Manne angehören mußte, der alt und dick war. Dieſer Mann war indes nicht

zu ſehen; ſeine Stimme dröhnte aus einer der umſtehenden Badekarren heraus und der Wind trug ſie dem Träumer zu. „Ellinor — Wildfang ... Du! Willſt Du wol das Schwimmen laſſen! ... Ha, ha, ha ... ein wahrer Junge von einem Mädchen ... Ellinor! willſt Du gleich ...“

Aber Ellinor hörte gar nichts von dem, was ihr Onkel ſagte. Sie plätſcherte ſo laut im Waßer herum, daß ſie gar nichts hören konnte. Eine Welle nach der andern ſtürzte über ſie fort — bald war ſie unter dem Schaum verborgen, bald ſtand ſie da — das feuchte Gewand hatte ſich dicht an jede Biegung ihrer zarten Körperformen geſchmiegt und ihr ſchwarzes Haar flatterte im Winde. Der Träumer ſtand nicht mehr in der Thüre ſeines Badewagens; er war auch hinuntergeſtiegen in die Fluth — er lief über die glatten Kieſel, über den ſammetweichen Sand — er fieng die Wellen auf und die Wellen warfen ihn in die Nähe Ellinor's.

„Bleib nur da, bleib nur da!“ rief Ellinor der Baigneuſe zu, welche bisher ihre Hand gefaßt und mit ihr im Waſſer getanzt hatte ... das plumpe Menſchenkind aus der Rue du lait battu, das ſich wie ein Bleigewicht an Ellinor's nymphenhafte, ätheriſche Geſtalt gehängt hatte.

„Nein, meine Dame,“ erwiederte die Baigneuſe, „ich darf nicht da bleiben. Heute darf ich Sie nicht von der

Hand laßen — das Meer iſt zu unruhig — heute darf ich es nicht!"

„Ei!" rief Ellinor — „das möcht' ich doch ſehen!" Und mit einem gewandten Stoß hatte ſie ſich von der Baigneuſe losgemacht, und mit einem zweiten und dritten Stoß war ſie — von den hohen Wellen getragen — zwanzig Fuß weit im Meer. Mit einem derben flämiſchen Fluch verſuchte die Baigneuſe — welche in ihren Amtsgeſchäften ein nicht viel feineres Franzöſiſch redete — ſich vorwärts, der Verwegenen nachzuarbeiten. Aber die Wellen, welche Ellinor eben ins Meer getragen hatten, ſchlugen nun, mit der Gegenbewegung, der Baigneuſe entgegen, dem Strande zu. Nur mühſam — und da ſie nicht ſchwimmen konnte — ſehr langſam, drang ſie vorwärts. Erſchöpft blieb ſie endlich ſtehen, und ſchon bis an den Hals im Waßer, ſchaute ſie vorwärts ins Meer hinein. Aber die Wogen brachen ſich minutenlang ſo voll und gewaltig über ihr, daß ſie immer nur den beißenden abtriefenden Schaum aus den Augen zu wiſchen hatte, und ſich gegen den Strudel der wogenden Waßer vertheidigen mußte. Endlich trat momentane Stille ein; der Badeſtrand mit den Karren und den Menſchen war ſchon hinter ihr und vor ihr tobte das Meer; ſie ſah hinaus — ſie ſah in minutenweiter Ferne einen Kopf mit ſchwarzen Haaren, bald auftauchen, bald untergehen ... o, ihr ſcharfes, geübtes Auge erkannte wol, was da

geschehe — sie sah dort bald den einen Arm der Kämpfenden, bald den andern Arm aus dem Waßer tauchen — und endlich hörte sie den schwachen, vom Winde gedämpften, von dem Wogenrauschen halb begrabenen Ruf: „Hülfe! Hülfe!“ — Nun kehrte sie sich um und mit lauter, angstvoller Stimme schrie sie: „Zur Hülfe! Zur Hülfe! Sie will ertrinken!“ Die ganze Badegesellschaft gerieth in die größte Aufregung; die noch eben sorglos mit den Wellen gespielt hatten, empfanden nun mit Schauer, daß dieses Element des Lebens auch tödten, daß es auch morden könne. Ein schon bejahrter Mann schien von der allgemeinen Bewegung, von dem Hülferuf, von der rathlosen Bestürzung am Meisten ergriffen zu sein. „Rettet sie!“ rief er in herzzerreißenden Jammertönen — „rettet sie! Sie will ertrinken! Ellinor will ertrinken!“ Rasch — mit einer Schnelligkeit und Hast, wie nur die Todesgefahr sie lehrt — war ein Rettungsboot am Strande gelöst worden, vier starke Badeknechte stiegen hinein und mit Rudern und Stangen ward das leichte Fahrzeug über die Wellen dahin getrieben. Aber wie viele Augenblicke bedurfte das Boot noch, um an die Stelle zu gelangen, wo jetzt das arme, sterbliche Wesen nur noch in langen Zwischenräumen wieder emportauchte — und wie wenig Augenblicke bedarf der Tod, um seine Opfer auf Ewig zu begraben! Du schönes, junges Opfer des Todes! Schon hatte er

Deine bleiche, kühle Stirn geküßt ... ſchon ... Da kam ein kräftiger Männerarm, da theilte er mit dem letzten, dem glücklichen Stoße die Wogen, da faßte er in das ſchwimmende, ſchwarze Haar und ſchlang es, wie ein Seidengeflecht, feſt um ſeine Fauſt ... und die nächſte Welle half ihm ... denn dem Kühnen hilft das Glück ... und das Rettungsboot war da ... und Ellinor war gerettet. — Der Träumer hatte ſie gerettet.

Gegen Abend iſt es am Intereſſanteſten auf der Digue von Oſtende. Die Badegäſte wandeln auf dem breiten, feſten Steindamme bunt und vergnüglich durcheinander; das Baden iſt vorbei, das Toilettemachen iſt vorbei, die Table-d'Hôte iſt vorbei — die Menſchen ſind ſich nun ſelber wieder gegeben. Ja, und ſie haben nun auch die Crinoline, den Frack und die Standesvorurtheile wieder angenommen — das Meer iſt wieder nur eine Decoration, eine Couliſſe für ſie geworden; ſie dünken ſich wieder die Hauptperſonen in der großen, weiten Schöpfung, ſie haben vergeßen, daß das Meer tief und ſtürmiſch und gefährlich iſt ... die armſeligen Statiſten, dieſe Menſchen! Aber luſtig iſt es doch, ſo auf der Digue zwiſchen ihnen herumzuwandeln. Sie ſind doch anders, als ſie daheim unter den Linden zu Berlin, auf dem Hamburger Jungfernſtieg, auf der

Brühl'schen Terrasse in Dresden, sie sind anders. Sie haben mehr gegeßen, weniger gethan und außerdem übt das bischen Seeluft doch auch seine Wirkung! Sie sind üppiger, diese Menschen hier — das Leben in Ostende ist der köstlichste Müßiggang — so eine Art von olympischer Seligkeit, bei welcher Fräulein Julie Hungs aus dem Kursaal die Hebe ist, welche uns Austern als Ambrosia reicht und das saure Bier von Löwen als Nectar kredenzt!

Es war Abend geworden. Der westliche Himmel dämmerte in jenem schwermüthigen Nebelgrün, welches dem Untergange der Sonne an der See sogleich folgt. Da giebt es nicht jenes glänzende Farbenspiel der Landsonnenuntergänge, jenes langsame Hinabtauchen, das den ganzen Westen mit Purpur malt, und das — wenn sie nun endlich hinunter — der Luft jene grotesken, farbenglühenden Wolkenformationen zurückläßt, aus welchen sich die Phantasie ihre herrlichsten Schlößer baut — nein, die Sonne an der See geht wirklich hin, wie es die Bibel sagt: „sie geht hin, wie ein Held," jetzt rollt sie, wie eine goldne, weißglühende Scheibe, über dem Meere, jetzt berührt sie das Meer .... das Meer zittert, das Meer rauscht auf — und die Sonne ist nicht mehr. Aber die Nebel steigen auf, lange, breite, traurige Nebel — und es ist Abend!

Die Digue hatte ihre Pflicht gethan, die Digue

hatte dem Sonnenuntergange zugeſehn — die Damen wickelten ſich in ihre Shawls, die Herren warfen die Kautſchukmäntel über, und wandelten noch eine Weile auf und nieder, einander vorbei, hin und her. Der kleine Leuchtthurm an der Eſtacade hatte ſchon ſein grünes Licht aufgeſteckt, und der große Leuchtthurm über dem Cercle du Phare hatte ſchon ſein gelbes Licht aufgeſteckt. Auch die Fenſter des Pavillon Royal ſchimmerten ſchon von Lichtern. Aber es dämmerte noch klar genug draußen, es war eine köſtliche, ſehnſuchtsreiche Dämmerſtunde am Meere — für den, der ſie verſtand!

Auch unter der Digue, dicht am Meere hin, auf dem Ufersande, den die Ebbe trocken gelegt hatte, wandelten noch viele Menſchen. Eine Geſellſchaft gieng ganz dicht am Meere hin. Es waren einige ältere und einige jüngere Damen und ein älterer Herr.

„Ellinor!“ ſagte der ältere Herr — „ich bitte Dich, geh mir nicht ſo dicht an's Meer! Du gehſt ja, ſo zu ſagen, ſchon im Meer!“

Ellinor gieng im Meer. Sie hüpfte von einem der großen Kieſel, die da vom an- und abfließenden Waßer gefeuchtet, lagen, zu dem andren; dabei ſchwenkten die Ränder ihres breiten Hutes auf und nieder, und ihr ſchwarzſeidnes Kleidchen flatterte im wehenden Winde des Abends. Ellinor erwiderte Nichts. Dann, auf einmal blieb ſie ſtehn; ſie ſah — nicht

weit von der Gesellschaft — einen einsamen Waller vorübergehn — einen jungen Mann in grauem Anzuge und grauem Hütchen.

„Onkel," rief sie — „Onkel! Das ist er! Komm Onkel — komm!" Und sie zog ihren Onkel mit sich und blieb vor dem jungen Mann in Grau stehn.

„Mein Herr," sagte sie, „Sie haben heute Morgen die Medaille für Rettung aus Lebensgefahr an mir verdient — ich bedaure, daß wir uns hier so außer aller Cultur befinden, — ich würde ihnen die Medaille verschafft haben. So kann ichs nicht. Das ist mein Onkel Panther und ich heiße Ellinor!"

„O, lassen Sie sich tausendmal danken," sagte Onkel Panther, „tausendmal, mein hochherziger, junger Mann! Sie haben mir das Leben einer Nichte gerettet, die ich mehr liebe, als mein eigen Leben, ein braves Kind, meine Nichte Ellinor!"

„Was habe ich gethan?" fragte der junge Mann. „Würden Sie," wandte er sich an Ellinor, „nicht auch mich gerettet haben, wenn es Ihnen nur das Ausstrecken einer Hand gekostet hätte?" Er ließ sein braunes Auge sinnend auf Ellinor ruhen, und diese rief mit einem Tone, dem man den Antheil des Herzens wol anhörte: „Ja, das würd' ich gethan haben! Bei Gott, das würd' ich gethan haben!"

„Nun, wozu denn eine Medaille oder ein Dank für

Etwas, das Sie auch gethan haben würden?" erwiderte der junge Mann mit einem ruhigen Lächeln und gieng weiter, träumend, wie er gekommen war.

Ellinor blieb ſtehn. Sie ſah ihm nach, und zwei große Thränen hiengen in ihren Augen.

Die Geſellſchaft, die ſie mit dem Onkel verlaßen hatte, war inzwiſchen herangekommen.

„Weißt Du denn auch, Ellinor," fragte ihre Freundin, eine junge, üppig gewachſene Dame mit einem junoniſchen Kopfe und einem weißen Gewande mit Roſaſchleifen, „weißt Du denn auch, mit wem Du eben geſprochen?"

„Mit dem Retter meines Lebens!" ſagte Ellinor, und die beiden großen Thränen fielen nieder.

„Du weißt aber nicht," fuhr die Freundin fort, „daß es der berühmte Componiſt Rudolph iſt? . . ."

„Rudolph?" rief Ellinor, und eine raſche, brennende Röthe färbte ihr junges, bleiches Geſichtchen. „Rudolph — der Componiſt jener himmliſchen „Rêverie", die das Entzücken, der Troſt, die Seligkeit meiner einſamen Stunden war? Von der ich mich nicht trennen konnte, ſeit ich ſie zuerſt gehört, und die mich — wie ein Klang aus andern, ſchönern Welten — ſelbſt nach Oſtende, an das rauſchende Meer begleitet hat? . . . Ach, die ſchöne „Rêverie" mit den Tieck'ſchen Verſen:

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern . . .

„Komm, Ida, komm! Wir wollen ihm nach ... ich muß ihn ſehen!“

Die beiden Mädchen giengen, und ihre Geſellſchaft blieb zurück. Sie giengen den Strand hinunter, bis unter die Holzpfeiler der Eſtacade, ſie ſtiegen die Treppe hinan und kehrten auf die Digue zurück. Es war ganz finſter geworden und der Wind wehte breit und gewaltig über das ſchwer anwogende Meer. Der Strand ſtand ſchon halb wieder unter dem Waßer der ſich heranwälzenden Fluth. Aber Rudolph konnten ſie nicht finden. Sie kamen an die Stufen der Kurſaaltreppe. Unter dem Schutzdach der Veranda ſaßen Damen, welche Thee tranken, und Herren, welche Cigarren rauchten. Die beiden Mädchen giengen in das Haus. Im Saale rechts klapperten die Steine des Domino's, Whiſtpartieen waren arrangirt, und in einer Ecke ſtand ein dichter Haufe von Herren um den Farotiſch. Sie traten in den Saal links, ein reizender, ein verführeriſcher Saal; ganz in dem aufregenden Geſchmack und den wollüſtigen Farben des byzantiniſchen Orients — kurze Säulen mit vergoldetem Schnitzwerk, bemalte Wände mit Koranſprüchen, ſchwellende Cauſeuſen mit dunklen Damaſtüberzügen, bunte Candelaber und dämmrige Ecken, und ſo viel ſchöne Frauenzimmer, üppige Frauenzimmer, die in der See gebadet und aufregende Seeluft geathmet haben, Franzöſinnen und Walloninnen und Engländerinnen

und Deutſche, Alle nachläßig in den Divan gelehnt, oder auf dem Tabouret, von dem roſigen Dämmerlicht übergoßen — und Muſik dazu, weiche, ſanft hinſterbende Muſik dazu, welche ſich oft in das gedämpfte Rauſchen des Meeres zu verlieren ſcheint, oft wieder prächtig auflodert, von dem dumpfen Rauſchen geiſterhaft begleitet. Die beiden Mädchen ſetzten ſich in den Divan. Es wurde auf dem Clavier geſpielt, viele Damen ſaßen, viele Herren ſtanden ringsum, Damen mit Brillanten im Ohr und am Halſe, und Herren mit Sternen und Kreuzen an der Bruſt. Die beiden Mädchen lauſchten ... es war zuerſt eine wilde Phantaſie, die immer ruhiger wurde, immer ſtiller, immer ſanfter, und zuletzt in ein wunderliebliches Adagio hinſchmolz.

„Es iſt die Rêverie!“ rief Ellinor mit triumphirendem Tone.

„Es iſt Rudolf!“ flüſterte Ida ihrer Freundin zu.

Ellinor ſtand raſch auf — ſie gieng durch den Saal nach dem Claviere. Eben war das Spiel zu Ende, und laut klatſchten die eleganten Damen mit den zarten Händchen und den Jouvin'ſchen Roſahandſchuhen. Ellinor gieng an Rudolf vorüber. „Süße Liebe denkt in Tönen!“ ſagte ſie mit flüſternder, ihm klar vernehmlicher Stimme. Rudolf ſah ſich um; er ſah Ellinor — „denn Gedanken ſtehn zu fern!“ erwiderte er ebenſo, und zuckte mit den Achſeln. Ein Herr hatte ſich über ihn gebeugt,

ein ſehr vornehmer, alter Herr, mit einem bedeutenden Kopfe, blauen Augen und eisgrauem, langen Haar. Der alte Herr nahm Rudolf an der Hand und führte ihn zu einer jungen, brillanten Schönheit, die in einem Fauteuil lag. Es war eine ruſſiſche Fürſtin. Die ruſſiſche Fürſtin ſagte dem Künſtler, daß ſie ſich freue, ihn endlich einmal zu ſehn; daß ſie „ravie“, daß ſie „enchantie“ von ſeinen Compoſitionen ſei, und daß ſie ihn bitte, ſie nach Hauſe zu führen. Sie wohne Hôtel Fontaine. Rudolf reichte der ruſſiſchen Fürſtin ihren Hermelin; er reichte ihr den Arm und — ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für Alle, die im Saale waren — verließ er mit ihr den Saal.

Ellinor hatte Alles mit angehört, Alles mit angeſehn; das Herz that ihr unendlich weh. Sie ſtand noch am Claviere, wo ſie das Alles geſehn und gehört hatte, als Onkel Panther in den Saal trat, ſich verlegen mehrmals umſah, und — als er Ellinor endlich erblickt hatte — raſch und freudig auf ſie zueilte.

„Find' ich Dich endlich, Du Wildfang?“ ſprach er. „Wo biſt Du wieder geblieben — mein' Seel', ich hab' ſchon wieder Angſt um Dich ausgeſtanden.“ Onkel Panther ſah ſich um — er trat ein paar Schritte zurück... und führte einen Herrn an der Hand herbei, einen Herrn, der ganz in Schwarz gekleidet war, eine ſchmale, faſt hagere Geſtalt von ungefähr dreißig oder fünfunddreißig

Jahren, mit einem ſchmalen Geſicht, ſcharf gebogener Naſe, ſchwarzen Haaren, ſchwarzem Bart und ſchwarzen, feſten, unerſchütterlichen Augen.

„Kommen Sie, Herr Abrahamſon," rief Onkel Panther. „Herr Abrahamſon, das iſt meine Nichte Ellinor! Ein braves Kind, meine Nichte Ellinor! — Herr Israel Abrahamſon freut ſich," wandte er ſich dann an Ellinor, „Dich kennen zu lernen. Herr Abrahamſon wird morgen nach England weiter reiſen, und bittet Dich, heut' Abend in ſeiner Geſellſchaft zu ſoupiren! Was ſagen Sie, Herr Abrahamſon?"

Der Gefragte lächelte. „Sie haben Alles geſagt; mein Fräulein, ich kann Nichts hinzufügen, als daß Ihr Herr Onkel Alles geſagt hat, was ich wünſche!"

„Und ich," ſagte Ellinor kurz und ſcharf, „kann Nichts hinzufügen, als daß ich Ihnen zu Ihrem Souper beßern Appetit wünſche, als ich in dieſem Augenblick verſpüre." Sie gieng und die beiden Männer blieben ſtehn. Es dauerte lange, ehe Onkel Panther Worte fand.

„Sei'n Sie nicht böſe, lieber Herr Abrahamſon," ſagte er, „ſei'n Sie um Gotteswillen nicht böſe. Es wird ſich Alles doch noch machen. Meine Nichte iſt ein ſehr launiſches Weſen, ein ſehr ſonderbares ... ſo zu ſagen ein geiſtreiches Weſen. Ich habe oftmals Furcht vor ihr. Aber ſie liebt doch ſonſt die Soupers — ſie

trinkt doch ſonſt gern Champagner ... ſie muß krank ſein! Ja, Herr Abrahamſon, ſie iſt krank — verlaßen Sie ſich darauf, ſie iſt krank. Wenn Sie denn einmal und abſolut morgen weiter reiſen müßen ... ſein Sie nur ruhig, ſobald Sie wiederkommen, macht ſich Alles um ſo raſcher."

Die Männer giengen in den Pavillon Royal, ſie aßen, ſie tranken, ſie rauchten und trennten ſich erſt ſpät. Als Onkel Panther in ſeine Wohnung zurückkehrte, lag Ellinor auf dem Sopha, den Hut mit den breiten Bändern noch auf dem Kopf und das braune Friesjäckchen an, das ſie auf den Abendpromenaden zu tragen pflegte.

Onkel Panther trat ſehr vorſichtig, ſehr leiſe, ſo zu ſagen ſehr ängſtlich herein.

„Ellinor, mein Kind," fragte er, „biſt Du krank?"

„Nein!" antwortete ſie kurz ab.

„Was willſt Du denn?" fuhr er fort. „Was liegſt Du denn da ſo auf dem Sopha? Warum biſt Du uns denn weggelaufen? Habe ich Dir nicht von Herrn Abrahamſon ſchon ſeit vier Wochen geſagt, daß er ein reicher Mann iſt, ein Millionair, ein Mann, der ſeine zwei Häuſer hat, eins in Hamburg und eins in Weſtindien ... ein reſpectabler Mann, ein Mann, der Dich heirathen will? Heute Abend wäre Alles ſo ſchön gegangen — Ihr hättet Euch geſehen —. Ihr hättet Euch kennen gelernt — Ihr hättet mit Champagner angeſtoßen

und Ihr hättet Euch verlobt!! Und Du läufst mir weg! Hab' ich Dir's nicht schon tausendmal gesagt, daß es bei uns Juden nicht Mode ist, sich erst auf lange Liebeleien einzulaßen, daß man bei uns nicht nach Neigungen, sondern nach Vernunft und Dingen heirathet, die länger anhalten, als Neigungen? Hab' ich nicht?"

Da lachte Ellinor laut auf. „Dieses schwarze Gespenst mit seinen beiden Häusern in Hamburg und Westindien sollte also das Ziel, das Ideal all' meiner Wünsche, meiner Hoffnungen, meiner Träume sein? Ha, ha, ha!"

Die Terrasse des Kursaales mit ihrer Veranda und den beiden Pavillons ist zu jeder Zeit das Rendez-vous der schönen und fashionablen Badewelt von Ostende. Hier frühstücken des Morgens die Damen, ihre feuchten Haare breit und glatt nach hinten gestrichen; im einfachen Morgenrock, ohne Reif und Spannung, ohne Schleifen und Garnituren; hier frühstücken die Herren im behaglichen Negligé, ohne Handschuh', ohne Lorgnon. Hier frühstückt wieder einmal der Mensch in seiner erhabenen Einfachheit und in seinem majestätischen Hunger! — Bis zum Diner wandeln diese Menschen wie im Traum durcheinander. Denn das Meer hat sie müde gemacht — und es kommen Einem wunderliche Träume

an, wenn man Austern gegeßen hat und dann stunden=lang Nichts thut, als auf das blaue, blaue Meer zu sehn, welches kein Ende hat, und ganz hinten mit dem blauen Himmel zusammendämmert. — Nach dem Diner kommen die Toiletten hierher; die Pelerinen und die Beduinen, und das Moirée=antique und die Spitzen=tücher, und die Hütchen à la Eugénie und die Mütz=chen à la Victorie, und die Raglans und die Talmas — Lumpen, Lumpen, Nichts als Lumpen! Und da wird Caffee getrunken, und es wird dazu geraucht und geplaudert in allen Sprachen der Welt — der Eng=länder und der Franzose und der Flamänder und der Italiener sprechen jeder in der Sprache seines Landes; nur der Deutsche spricht englisch oder französisch oder flämisch oder italienisch, damit man ihn um Gotteswillen für keinen Deutschen halte . . .

Es war nach dem Diner und jeder Stuhl unter der Veranda war besetzt. Die Toiletten hatten sich heut' enger als sonst aneinandergerückt, um alle Platz unter dem Linnendach zu finden. Es drohte ein Wetter — der Himmel hatte sich schwarz bewölkt, nur im Westen war noch eine glühende Stelle. Auf der Digue war keine Dame mehr zu sehn — sie hatten sich alle zu=sammengedrückt wie eine Schafheerde und warteten, die Einen gespannt, die Andern ängstlich auf den Sturm. Wunderlicher Contrast! Hier das Patchouly und der

Jockei-Club und dort der finstre, fürchterliche Himmel und das dumpf in der Tiefe aufgewühlte Meer!

Um einen Tisch, dicht an der Saalthüre, saß die Gesellschaft Ellinors. Ellinor hatte keine Toilette gemacht, Ellinor machte keine Toilette. Ihre schwarzen Haare faßten ihr liebliches, bleiches Gesichtchen wie in einen schwarzen Rahmen. Um ihren Hals trug sie an einem Sammtbändchen ein Herz von Carneol — das war ihr ganzes Geschmeide. Sie trug ein Kleidchen von schwarzer Seide, und sie hatte sich mit den bloßen Aermchen ganz in ein schwarzes Spitzentuch eingehüllt. So saß sie da, zusammengekauert, am Tische; und über der Stuhllehne hieng ihr Friesjäckchen. Das kleine Wesen mit den dunklen, schmachtenden Augen war der Abgott aller Herren und die Furcht aller Damen. Sie war launisch und boshaft gegen diese und sie konnte witzig, geistreich, amusant bei jenen sein. Dieser feine, liebliche Mund, wie wußte er gar so artig zu plaudern. Sie schien eine souveraine Verachtung gegen das eigene Geschlecht zu haben, und eine unbedingte Verehrung für das andre. Sie wollte Autoritäten haben, sie mußte im Zügel gehalten werden. Den Frauen war sie zu wild; darum war sie bei den Frauen verschrieen. So saß sie da, zusammengekauert, und in ihr schwarzes Spitzentuch gehüllt. Sie sprach Nichts — sie konnte oft ganze Tage lang schweigen. Sie sah dies finstre

Meer und die geputzten Menschen an. Da sah sie, vorn am Gitter, Rudolf stehn. Er schien sich nach einem Stuhl umzusehn. Sie hatte mit Rudolf seit jenem Abend nicht ein Wort mehr gewechselt; er gieng an ihr vorüber, ohne sie zu sehn. Aber jedesmal wenn sie ihn sah, that ihr das Herz weh, als ob sie weinen müße.

„Onkel Panther," sagte sie, „dort steht Rudolf...."

„Wo, mein Kind?" fragte Onkel Panther. „Dort?... Ja, so.... jetzt sehe ich ihn.... Mein' Seel, dort steht Rudolf...."

„Willst Du nicht hingehn, Onkel Panther, und ihm sagen, hier sei ein Stuhl frei?"

„Wo ist ein Stuhl frei, mein Kind? Hier?.... Hier ist kein Stuhl frei, mein Kind! Mein' Seel — hab' ich doch erst viel gute Wort' und drei Sous ausgeben müßen, um diesen Stuhl für mich zu bekommen!"

„Onkel Panther!" sagte Ellinor, „ist Dir der Mann, der mir das Leben gerettet hat, keinen Stuhl werth?"

„Ja, Du hast Recht, mein Kind — ganz Recht! — Ich werde hingehen, und ihm meinen Stuhl anbieten!"

Onkel Panther gieng, Ellinor sah ihm nach. Ehe sich der alte, dicke Mann noch zu ihm durchgedrängt hatte, sah Ellinor, wie sich am entgegengesetzten Ende der Veranda die junge, russische Fürstin erhob und mit

ihrem Taschentuch lebhaft winkte, und wie Rudolf ihr mit der Hand ebenso lebhaft antwortete, zu ihr gieng und sich an ihrer Seite niedersetzte.

Onkel Panther kam zurück und setzte sich an Ellinors Seite nieder. Und das Unwetter begann. Zuerst kam ein dumpfer, dumpfer Donnerschlag, und ein Blitz kam, und jene gelbe Stelle im westlichen Dunkel des Himmels wurde ganz weit, sie riß auf und sie schien für einen Augenblick den ganzen Himmel zu überflammen. Dann ward es wieder dunkel, und der Donner rollte noch und das Meer schäumte und schlug gegen die Steine der Digue. Plötzlich kam ein Windstoß — ein schrecklicher Windstoß, der das Holzgerüst der Veranda hin- und herbog und das Linnendach zerriß, daß es an allen Enden in Fetzen flatterte. Man hatte das Unwetter nicht so nahe geglaubt und war zu spät auf das Einreffen bedacht gewesen. Alles drängte und stürzte in den Saal. Denn der anschwellende Sturm hatte auch die Wolkendecke des Himmels zerrißen, wie er das Linnendach des Kursaals zerrissen hatte, und ein fürchterlicher Regen strömte nieder. Der Himmel und das Meer waren nun wieder Eins — Waßer, Nichts als Waßer — und der Sturm dazwischen, und der Blitz und der Donner — kreischend flogen die Möven in langen Strichen dahin, die einzigen hellen Punkte in diesem entsetzlichen Grau. Sie

ſtrichen mit ihren Flügelſpitzen das Meer, das höher, immer höher gieng, und das, mit der kommenden Fluth immer gewaltiger an die Digue ſchlug, ſo daß der Schaum — vom Sturme getragen — an die Fenſter des Kurſaals flog. — Ellinor hatte ſich in ihren Friesmantel gewickelt, und ſtand — vom feuchten Sturm durchnäßt, zitternd in der Thüre, den Blick feſt aufs wallende Meer geheftet. O, ſie hatte einen Wunſch — einen Wunſch, den ſie nicht auszuſprechen wagte!

In der Mittelthür des Saales hatte man ſich um ein Fernrohr verſammelt, welches aufs Meer geſtellt war. Man beobachtete einen Dreimaſter, welcher dicht vor der Einfuhr in den Hafen von dem Sturm und Unwetter überfallen worden war. Man ſah deutlich, wie das Schiff von den unbändigen Wogen hin- und hergeſchleudert wurde, wie es bald auf der einen Seite lag, und bald auf der andren. Man ſah deutlich, wie drei Matroſen ſich mit aller Kraft gegen den Steuerbalken geſtemmt hatten, um das Fahrzeug trotz der wildſtürzenden Waßer in den Hafen zu bringen; andre Matroſen ſah man oben an den Raan hängen, um auch das letzte Leinenläppchen, welches Wind fangen konnte, abzubinden — und dieſe Raan neigten ſich bald rechts und bald links — wie das Schiff zu liegen kam — gegen das Meer, ſo daß die Matroſen, die daran hiengen, oft ganz im Waßer und Schaum be-

graben waren. Dann, auf einmal, saßen sie wieder ganz oben, in der Luft. Da that die Dame, welche eben vor dem Rohre stand, einen erschütternden Schrei. „Es ist untergegangen — das Schiff ist untergegangen!“ schrie sie. Und in der That sah man einige Sekunden lang Nichts mehr von dem Schiff. Eine Welle nach der andern schlug über der Seite hin, die den Kursaallenten sichtbar gewesen. Aber der Intendant des Kursaales, welcher im Waffenrock und Dienstmütze neben dem Rohre stand, lachte. „So leicht geht ein Schiff nicht unter!“ — sagte er. Das Schiff war nicht untergegangen. Es tauchte, dicht an der Kante, welche die Hafenbrücke hier gegen das Meer bildet, wieder auf .... Ein lauter Schrei der Freude ... ein Bravo — ein Gott sei Dank! gieng durch die ganze Gesellschaft — das Schiff war um die Kante herum, es war in der Einfahrt zum Hafen, und schaukelte sicher dem Ankerplatze zu!

Der Regen hatte inzwischen nachgelaßen — kein Donner mehr, kein Blitz mehr — der westliche Himmel ward klar — er glänzte wie ein ehernes Schild. Auch der Sturm war verstummt — aber das Meer stieg und stürzte noch, ja, es tobte wilder als zuvor. Der Sturm war unter's Meer gegangen, er hatte sich ins Meer vergraben und das Meer gieng von seinen Athemzügen nun auf und nieder. — Die Kursaalgesellschaft verließ

nun den dumpfen Saal; einige promenierten auf der Digue, andre begaben sich nach der Estacade und dem Brückenkopf, um das wilde Meer und die Wirkungen des Sturmes mehr in der Nähe zu betrachten. Auch Ellinor und ihre Gesellschaft machten sich auf den Weg dahin. Der ganze Strand war überfluthet; die dunklen, gelbrothen Waßermaßen wälzten sich darüber. Die eisenbeschlagenen Pfeiler der Hafenbrücke, die sonst in trocknem Sande standen, zitterten von den Wellenschlägen. Der, von den beiden Brückenarmen eingefaßte Kanal, welcher in den Hafen führt, sonst ein stilles, regungsloses Waßer, wogte heftig. Je weiter man vorwärts gieng, desto lauter ward das Meer, welches hier Seetang, und Schaalthiere und dicken, gelben Schaum an die Pfeiler warf. Die kühnen Männer von Ostende, mit nackten Beinen und nackten Armen und Tragkörben auf dem Rücken, hatten sich an die Pfeiler angeklammert, um Muscheln und Krabben von denselben abzubrechen. Aber bald folgten Pfeiler, an welche sich kein Mensch mehr klammern konnte; Pfeiler, an denen sich die Wellen mit einer Kraft zerschlugen, daß das Brückengebäude krachte und wankte. Das Meer gieng hier so hoch, daß es durch die Ritzen des Brückenbodens oft sehr hoch aufspritzte. Endlich war man am Ende der Brücke — auf dem Brückenkopf, — einer Art verpallisadierten Altans, welcher sich mit seinen

dicken Bohlen und Eisenspitzen zum Schutze des Hafens gegen das Meer legt. Die Baken — Signaltonnen für die Schiffer — und ihre schwarzgetheerten Stangen zitterten; und unter den Füßen Aller, die hier standen, um die Sturmluft zu athmen, die ihnen das Leben und vielen Andern vielleicht den Tod brachte, wüthete das Meer. Kein Schiff war zu sehn, — aber rechts — nicht hundert Schritt weit — dräute die Sandbank, die schon so manches Schiff zerschmettert, das dem Weltmeer entflohn, und — nicht hundert Schritt weit — den Hafen, das Land und das Leben sah! Ein Strudel rothen Schaumes wirbelte um ihre scharfen Ecken.

In Ellinor's Gesellschaft war ein junger gefühlvoller Mann mit pechschwarzen Augen, der Ellinor heimlich liebte. Er war den Uebrigen ein wenig vorausgeeilt; es drängte ihn, in einer Art von romantischer Anwandlung, seinem geliebten Gegenstande eine Probe seines Muthes und seiner Kühnheit zu geben. Er stieg die Treppe zu dem kleinen Leuchtthurm hinauf, was nach seiner Ansicht sehr gefährlich sein mußte, denn er klammerte sich mit Händen und Füßen an dem Tritt und dem Geländer fest. Endlich war er oben; mit der einen Hand war ihm der verzweifelte Versuch gelungen, mitten im Sturm und in so gefährlicher „Höhe" die Schleife seines Halstuchs zu lösen. Denn die wehenden

Zipfel eines Halstuches erhöhten, nach ſeiner Anſicht, die Romantik ſeiner Stellung ſo hoch über dem toſenden Waßer, mitten im Sturm ... zum Glück freilich hinter wetterfeſtem Bohlen- und Gitterwerk. Als er ſich von der Sicherheit ſeines Standpunktes zur Genüge überzeugt und bemerkt hatte, daß ſein Halstuch nach Wunſch flatterte, zog er den holländiſchen Nachdruck von Heine's Liedern aus der Taſche — auf Druckfehler kam es unſerm Romantiker nicht an, und er las:

„Am Mehr, am wüſten, nächtligen Mehr
Steht ein Jünglieng-Mann."

Eben war Ellinor angekommen; „guten Tag, Fräulein Ellinor," rief der „Jünglieng-Mann" über das Buch zu ihr hinab. Ellinor kniff ihre ſchwarzen Augen zuſammen — das that ſie immer, wenn ſie die ſpöttiſche Laune anwandelte.

Er ſtand auf ſeines Daches Zinnen
Der Schaute mit vergnügten Sinnen!

Das war ihre Antwort.

Dann ſah ſie wieder aufs Meer und rief: „wenn ich ein Mann wäre!"

„Was würden Sie thun, wenn Sie ein Mann wären?" fragte Rudolf, der hinter Ellinor ſtand, und ihren Ausruf gehört hatte.

Ellinor ſah ſich um — eine raſche Gluth flog über

ihr bleiches, ſchmales Geſichtchen. „Jetzt würde ich aufs Meer fahren . . . jetzt!“ erwiederte ſie.

„Und was würden Sie ſagen, wenn ein Mann es thäte?“

„Ich würde ſagen, daß es ein Mann wäre — ein Mann, des beſten Weibes werth!“

Rudolf erwiderte Nichts; Rudolf gieng. Er gieng die Hafenbrücke hinunter, nach dem Landungsplatz. Da lagen die Schiffer auf den ſchaumzerfreßnen Bohlen, mit Theerhüten und langen Lederſtiefeln. Sonſt, wenn er hierherkam, erhoben ſich gleich ſechs, zehn, zwölf Männer, und es entſtand ein heftiger Streit zwiſchen denen, die ihn für zwei Franken, und denen, die ihn für drei Franken ins Meer fahren wollten. Heute erhob ſich Keiner, heute war kein Streit; ſie lagen da und ſahen ſtumm in das aufgewühlte Waßer.

„Wer will mich ins Meer fahren?“ rief Rudolf. „Ich biete Euch vier Franken!“

Die Männer ſahen ihn lächelnd an; aber es erhob ſich Keiner.

„Ich biete Euch fünf Franken!“ rief Rudolf.

Da kamen zwei Jungen zu ihm, die rücklings auf dem Bohlengeländer geſeßen hatten. Sie hatten keine Mütze auf; ihr blondes Haar flatterte wild im Winde. Es waren friſche Jungen von ſechzehn, ſiebzehn Jahren mit offenen Geſichtern und blauen Augen.

„Myn heer!“ sagten sie, „wenn Sie uns sechs Franken geben wollen, so fahren wir Sie ins Meer!“

„Was wird aber Eure Mutter dazu sagen?“ fragte Rudolf.

„Wir haben keine Mutter mehr!“ sagten die Knaben.

„Oder Euer Vater?“

„Wir haben keinen Vater mehr!“ sagten die Beiden.

„Nun denn, Ihr Elternlosen — dann fahrt mich ins Meer! Wer Nichts zu verlieren hat, der wagt Nichts! Kommt, kommt!“

Die beiden Jungen liefen die Treppe hinab, sie banden ein langes, schmales Boot los — sie rollten die Segel ein, sie stellten das Steuer ... Rudolf sprang hinein und im nächsten Augenblick wurde das Boot schon von den Wogen des Canals dem Meere zugeschleudert.

Auf der Estacade und am Brückenkopf herrschte eine große Bewegung. „Seht dort!“ rief man, „dort das Schiff, das von den beiden Knaben geführt wird. Es ist ein deutscher Künstler, der sich auf's hohe Meer wagt!“ — Alles drängte sich an die Geländer und schaute hinunter. Unbekümmert um die Gefahr wie um die Menschen lag Rudolf, in seinen grauen Plaid gewickelt, auf dem Boden des Bootes. Der eine Junge saß am Steuer und der andre ruderte. Man

ſah, welche Laſt und Mühe dieſe beiden Jungen hatten, das kleine Fahrzeug gegen die Strömung zu führen, welche mit lautem Gebrüll es gegen die Pfeilerſpitzen zu ſchleudern und zu zerbrechen trachtete. Bald ſtand es auf der Höhe einer mächtigen Welle, bald ſchoß es dran hinunter, als wolle es ſich ins Meer verſenken. Jetzt war es nur noch eine Handbreit von den gefährlichen Pfeilerſpitzen, jetzt glitt es wie ein Aal drum weg, jetzt fuhr es mit voller Heftigkeit — Schnabel nach Unten — gegen die andre Seite, jetzt legte es ſich auf die Seite, hob ſich — und war im freien, offnen Meere!

„Er liebt mich! Er liebt mich!“ rief Ellinor — und ſie wollte mit dem Taſchentuch grüßen und winken, wie alle andern Damen. Aber der Arm ſank und ſie ſelber ſank auf die Bank am Geländer nieder. Indeſſen waren alle Fernröhre der Eſtacade auf den kühnen Segler gerichtet — ſelbſt der König und ſeine hohe Familie verfolgten das Boot drei, vier Minuten lang mit großer Spannung. Da es aber nicht umſchlug und ſeine drei Leute ins Meer begrub, ſondern nur hin- und hergeworfen wurde, ſich aber über dem Waßer hielt — ſo wurden die Fernröhre bald leer, und die Brücke wurde leer, und die Eſtacade ward leer. Denn im Grunde hat doch auch die Todesgefahr für die Zuſchauer nur Reiz, wenn ſie kurz abläuft und fürchterlich endet.

Die guten Menſchen! — Sie überließen das Schifflein dem Meere und dem Schickſal; ſie giengen zu Neuem, was Unterhaltung verſprach. Nur Eine gieng nicht — ſie ſaß auf der Bank am Geländer, und keine Bitte, keine Drohung vermochte ſie von da fortzubringen.

Das Boot trieb indeſſen auf dem hohen Meere herum. Die Jungen hatten ſich an beiden Enden niedergelegt, und Rudolf ſah über den Rand des Bootes hinaus. Waßerberge umgaben ſie — ganz ferne, wie ein Duft, erſchienen der Strand und die Häuſer von Oſtende — eine Welle, nach der andern kam breit heran, und hob das Schiff von der Seite, am vorderen oder am hinteren Rande — eine Welle nach der andern kam, ſtieg, brach ſich und rollte dumpf ſchäumend dahin — eine Welle gebar die andere, und es war ein ewiges Stöhnen und Murren und Grollen.

„Eine ſolche Welle" — ſprach Rudolf, und wir wären verloren ... zwei Jungen, die keine Eltern haben, und ein Mann, der keine Freude am Leben und keine Furcht vor dem Tode hat!... Komm doch, Welle — komm doch! Hier ſind drei Menſchen, die Dir trotzen!"

Die Welle kam, aber ſie ſchob ſich unter das Boot, und das Boot ſchwamm über ihr weiter. Rudolf richtete ſich halb empor. Er zog ein kleines Buch aus der Brieftaſche, er ſchlug es auf. Der Sturm zerzauſte

die Blätter, und das Meer warf dicke, salzige Tropfen hinein; aber Rudolf hielt es fest mit beiden Händen und las mit lauter Stimme in das Tosen des Waßers und des Windes:

Rauschendes Meer! — Mit breitem Flügel
Saust der Sturmwind über die Fläche;
Höhlt die Thäler und thürmt die Hügel,
Stürzt von den Höhen die schäumenden Bäche.
Tief aus dem Meergrund brechen die Wellen;
Wie aus gequältem Menschenherzen
In der Fülle unendlicher Schmerzen
Dumpfe Klagen brechen und quellen.

Klage des Meeres in stürmischer Nacht,
Wenn die Wogen stürzen und branden,
Wenn die grausige Tiefe lacht
Und die Wolken des Himmels weinen,
Wenn an des Riffs urweltlichen Steinen
Gellend die Brandung zerschellt und zerkracht —
Rauschendes Meer! — ich hab' Dich verstanden.

Beinah eine Stunde war so vergangen; es gieng stark auf den Abend, die Nebel stiegen aus dem Meere und Rudolf zitterte am ganzen Leibe vor Näße und vor Kälte. Die Jungen setzten das Boot herum, und es trieb dem Hafen zu — glücklich passierte es den Brückenkopf und schwamm nun ruhig den Kanal hinunter, welcher von den Fahrzeugen einiger „kühnen" Badegäste belebt war, die doch auch einmal bei Sturm „aufs Waßer hinaus" gewollt hatten.

Das Boot legte an, und die Jungen banden es

feſt. Mit ihren offnen, heitern Kindergeſichtern dankten ſie Rudolf für ſein reichliches Geſchenk, und Rudolf ſtieg die Landungstreppe hinauf.

Es war ſchon tiefe Dämmerung. An dem Brückengeländer lehnte eine zarte Mädchengeſtalt in einem breiten Hut, im grauen Mäntelchen. Sie wollte gehen, als Rudolf nahte. Aber ſie konnte nicht gehen — ſie blieb — ſie ... ſie umklammerte Rudolf mit beiden Armen.

„Rudolf," ſagte ſie, mit krampfhaft zitternder Stimme, — „hier — hier ... nehmen Sie! Es iſt Alles, was ich habe."

Es war das Herz von Karneol, welches Ellinor an einem Sammtbändchen am Halſe getragen hatte.

„Dieſes Herz," ſagte ſie, „hat meine Mutter getragen, ſo lange ſie lebte. Meine Mutter iſt geſtorben; man hat ihr das kleine Ding genommen, ehe man ſie in den Sarg legte, und ſeitdem habe ich es getragen."

„Und das wollen Sie mir geben, Ellinor?" fragte Rudolf mit bewegter Stimme.

„Was bedeutet es auch, ein Herz zu geben, wo man ein Leben ſchuldet?" rief Ellinor. „Sie haben mein Leben gerettet — mein Leben gehört Ihnen!"

Rudolf kämpfte mit ſich — ſelber zitternd von Aufregung und Leidenſchaft zog er das zitternde, leidenſchaftliche Mädchen, das vor ihm zuſammengeſunken war,

an ſich empor. Ellinor ſchluchzte. „O", rief ſie mit thränenerſtickter Stimme — „ich kann es ja nicht länger aushalten ... ich muß es Ihnen ja ſagen, wie lieb ich Sie habe ... wie unausſprechlich lieb!"

„Iſt es das erſtemal, daß Sie das einem Manne ſagen?" fragte Rudolf.

„Das erſtemal!" ſagte Ellinor.

„Armes Kind! — Und wie alt biſt Du? ..."

„Siebzehn Jahre ..." Ellinor wollte mehr ſagen; aber ſie ſank ohnmächtig an ſeine Bruſt hin. Rudolf hielt ſie mit beiden Armen umſchloſſen. Es war finſtre Nacht geworden — das Meer rauſchte, der Sturm rauſchte. Rudolf wandte ſeinen Kopf halb ab. „Dich, du finſtrer Himmel," rief er mit der geiſterhaften Stimme eines Beſchwörers, „Dich mach' ich zum Zeugen, das ich dies Mädchen nicht geſucht habe — das ſtürmiſche Meer hat ſie mir ans Herz geworfen ... ich bin nicht ſchuldig. Das ſtürmiſche Meer mache ich verantwortlich für Alles, was nun folgen wird, und den finſteren Himmel zum Richter in dieſer Sache!" — Das Meer und der Sturm heulten ihr dumpfes Amen! Und Rudolf weckte das ohnmächtige Mädchen mit einem heißen Kuße zum Leben und zur Liebe!

„Komm," ſagte er dann, „komm Ellinor — fort aus dieſer fürchterlichen Finſterniß. Ich will Dich in meine Welt einführen, wo der goldene Wollaut herrſcht, und

die reiche, üppige Fülle der Harmonie ... Süße Liebe denkt in Tönen ..." ſchloß er flüſternd.

„Denn Gedanken ſtehn zu fern!" jubelte das Mädchen, das nun wieder zu der angebornen Raſchheit ihres Weſens erwacht ſchien.

Sie giengen zum Kurſaal. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, als er durch den Saal ſchritt, der Held des Tages in ſeinem grauen Anzug mit dem grauen Plaid, der vom Schaume des Meeres triefte. An ſeinem Arme hieng Ellinor. Rudolf öffnete das Pianino.

„Jetzt werde ich Dir," flüſterte er Ellinoren zu, „meine Seefahrt ſpielen ... den Sturm, das Meer, die Nacht und unſren erſten Kuß!"

Und Rudolf ſpielte. Alles drängte ſich heran — die junge ruſſiſche Fürſtin und der alte Herr mit dem grauen Kopf, die Damen mit den Diamanten und die Herren mit den Orden und Sternen ... aber dicht, dicht neben ihm ſaß die kleine Ellinor in ihrem ſchwarzen Kleidchen und ihrem grauen Mäntelchen.

„Es wird ſeine Braut ſein!" ſprachen die Leute im Kurſaal. „Ein blutjunges, intereſſantes Weſen, ſeine Braut!"

Tage waren gekommen und gegangen; ſchöne, ſonnige Tage, die man mit doppelter Luſt am Meere

hinnahm und empfand. Denn das Meer war wieder ruhig und glatt und duftigblau geworden. Wie ein Traum der keine Grenzen hat, lag es da — ruhig athmend, sehnsuchtweckend, liebeweckend.

Diese klare, ruhige Stimmung der Natur hatte auch auf unsre Liebenden gewirkt — sichtbar wenigstens auf Ellinor. Sie war stiller und sanfter und gutmüthiger geworden. Nur selten noch sprach sie eins jener spitzen und bittren Worte, die sie ehemals so gern gegen unbewehrte, harmlose Wesen warf; auch war sie jetzt weniger kurzsichtig als früher, und beantwortete nicht blos die Grüße der Herren, sondern auch die der Damen. Mit Rudolf war sie viel, oft die ganzen Tage zusammen. Sie folgte ihm, wie der Schatten der Sonne folgt. Sie hüpfte zu ihm herein, wenn er des Morgens unter dem Zelt des Pavillon des Dunes beim Frühstück saß; sie trug ihren Stuhl an seine Seite, wenn er des Nachmittags vor dem Kursaal oder dem Pavillon Royal seine Cigarre rauchte; sie fuhr mit ihm aufs Meer, und sie kletterte mit ihm über die Dünenhügel. Sie schien ganz in ihm aufgegangen; sie schien ihr eigenes Selbst verleugnet zu haben, um allein nur in ihm zu sein. Der Badegesellschaft konnte das Verhältniß nicht entgehn — du lieber Gott! eine Badegesellschaft ist eine Welt für sich, aber eine kleine Welt, in der jedes Ereignis willkommen ist, über das sich

ſprechen läßt. Und ſprechen ließ ſich über Ellinor und Rudolf ſehr viel!

„Ellinor, mein Kind!“ ſagte Onkel Panther eines Morgens, als die Beiden durch die Rue de la Chapelle dem Badeſtrande zuſchritten ... „Ellinor, ich würde in Deiner Stelle mit dieſem Künſtler nicht ſo oft zuſammen ſein. Künſtler ſind keine Menſchen für uns. Was willſt Du mit einem Künſtler?“

Ellinor lachte und ſagte: „Onkel Panther, Du biſt ein rechtſchaffener Mann, und ein tüchtiger Banquier und ein ſeelenguter Onkel — aber von Künſtlern verſtehſt Du Nichts, Onkel Panther!“

„Weil ich Nichts davon verſtehe,“ erwiederte Onkel Panther eifrig, „muß Nichts daran ſein. Verſteh' ich mich doch ſonſt auf Alles, was Werth hat. Ein braves, tugendhaftes Mädchen hat Werth; ein heirathsfähiger, wohlhabender Mann mit reellen Abſichten hat Werth ... aber ein Künſtler? Mein' Seel, die Künſtler ſind nichtsnutzige Menſchen und ſchlechte Menſchen und für ein junges Mädchen, wie Du, ſehr gefährliche Menſchen!“

„Gefährlich?“ rief Ellinor. „Was ſoll er mir denn thun? Was kann er mir denn Gefährliches thun? ... Er wird mich doch nicht umbringen?“

„Gott, wie unſchuldig! Gott, wie kindlich! Gott bewahr' ihr die Unſchuld!“ ſprach Onkel Panther für ſich. „Höre Ellinor, mein Kind,“ ſagte er dann laut, „ſei

vernünftig! Du biſt ein Mädchen, das auf der Welt Nichts hat, als Deinen alten Onkel, der ſterben kann, und dann biſt Du ganz allein. Ich muß für Dich ſorgen; ich habe für Dich geſorgt. Ich habe Dich zu meiner Erbin gemacht, ich habe einen Mann für Dich ausgeſucht, einen reichen und guten Mann ... er wird in drei Wochen wieder hier ſein, und dann werden wir nachholen, was wir bei ſeiner erſten Durchreiſe verſäumt haben."

Ellinor ſah ihren Onkel mit komiſchem Ernſt an; ſie ſah ihn ſo lange an, bis er und ſie lachten.

„Ich weiß es wol," rief er endlich ärgerlich über ſich und das Mädchen, „ich weiß es wol — Du willſt nicht heirathen ... aber Du ſollſt heirathen."

Die Beiden waren inzwiſchen an der Windmühle vorüber und auf der Brücke angelangt, die über den Graben zum Kurſaal und der Digue führt. Auf der Digue gieng Rudolf mit einigen Herren vorüber.

„Onkel Panther," ſagte Ellinor, „geh doch einmal zu Rudolf hinauf — ſieh, dort geht er. Grüß ihn von mir und ſag ihm, dieſen Nachmittag wäre Kirmeſſ in Mariakerk. Wir wollten eine Eſelpartie nach Mariakerk machen — Du würdeſt auch mitreiten."

„Ich auf einem Eſel reiten? Ich?" ſchrie Onkel Panther.

„Onkel Panther!“ ſagte Ellinor und ſah ihn mit ihren zuſammengekniffenen ſchwarzen Augen an . . .

„Ich werde jetzt nicht gehen und ich werde dieſen Nachmittag nicht reiten,“ ſprach Onkel Panther, „ich werde nicht, ſage ich Dir!“

„Du willſt nicht?“ fragte Ellinor. „Gut! — Dann leb wol — Du wirſt mich nicht wiederſehn. Ich gehe ins Meer und komme nicht wieder. Verlaß Dich darauf, ich komme nicht wieder!“

„Ich armer Mann — ich geplagter Mann, was ſoll ich thun?“ ſeufzte Onkel Panther. Er ſeufzte noch einmal — er ſah ſeine Nichte noch einmal an und gieng dann zu Rudolf und grüßte ihn von Ellinor und verabredete die Eſelpartie mit ihm. Und am Nachmittag war die Eſelpartie.

Ellinor war ſchon vor drei Uhr an der Treppe, die man zum Rendez-vous beſtimmt hatte. Unten an der Treppe, auf dem Strande, waren die Eſel angebunden, und die Eſeljungen lagen im Sande und ließen ſich von der Sonne beſcheinen. Ellinor ſetzte ſich auf das Treppengeländer und ſprach mit den Eſeljungen, die allzuſammen eine liebevolle Verehrung für Ellinor hatten. Denn Ellinor ritt alle Tage auf ihren Eſeln, gab ihnen ein gutes Trinkgeld und lachte über ihre Späße.

„Guten Tag, Mamſellchen!“ riefen ſie einſtimmig, als Ellinor ſich auf das Treppengeländer ſetzte.

„Einen kleinen Ritt machen?" fragte der verschmitzte Claas mit den strohgelben Haaren und den grauen Augen, der Schelm, der mit allen Leuten seine Späße machte und aus den Röcken, die ihm die Herren zu tragen gaben, die Cigarren stahl.

„Heut' ist an mir die Reihe!" schrie der dicke Steffen — ein Junge, der sehr gut, sehr dumm und in jedem Falle wolgenährter aussah, als sein Esel. „Mamsellchen — nicht wahr? Heut' ist an mir die Reihe?"

„An Deinem Esel!" erwiderte Ellinor.

„Er und sein Esel sind einerlei," sagte der verschmitzte Claas, der Schelm, und hieb mit seiner Gerte auf Steffen's Esel, daß der Staub aus dem Sattel flog.

Ellinor stieg einige Treppenstufen hinauf, um über die Digue sehen zu können. Onkel Panther kam vom Kursaal herunter und mit ihm kam der junge, gefühlvolle Mann mit den pechschwarzen Augen, der Ellinor heimlich liebte.

„Bringt Ihr Rudolf nicht mit?" rief sie den Ankommenden entgegen.

„Nein, gnädiges Fräulein, — ich war nicht so glücklich, ihn zu finden," erwiderte der Liebhaber mit den pechschwarzen Augen.

„Aber sieh da —" rief Onkel Panther — „Frau Sonnenfels und Fräulein Mond und Herr Stern und...

ah, ſein Sie mir willkommen! Ein ſchöner Tag heut'! Wie gemacht für eine Eſelpartie!"

Die Geſellſchaft war faſt vollzählig. Rudolf fehlte noch.

„Ein charmanter junger Mann, dieſer Rudolf!" ſagte Frau Sonnenfels.

„Und ſo intereſſant — immer ſo traurig!" fügte Fräulein Mond hinzu.

„Und ſo unzuverläßig — wahrhaftig ſchon eine halbe Stunde über drei!" ſchloß Herr Stern, der ſeine dicke goldne Uhr gezogen hatte, und ſie repetieren ließ.

„Eine halbe Stunde!" ſprach Ellinor für ſich ... „es iſt unerhört, daß er mich eine halbe Stunde kann warten laßen." Ihr Herz ward ſehr gereizt. „Komm!" rief ſie darauf dem dicken Steffen zu, „ich will aufſitzen." Sie machten alle ihre Wahl — Frau Sonnenfels beſtieg einen Eſel, und ſchrie laut auf vor Angſt, als der Eſel mit ſeinem Schwänzchen nach den Fliegen ſchlug. Fräulein Mond beſtieg ihren Eſel mit einer Art von jungfräulichem Erröthen, und Herr Stern beſtieg den ſeinen mit der Miene und dem Anſtand eines Helden, der das Schlachtroß beſteigt. Aber dennoch konnte er es nicht ändern, daß er lebhaft zitterte, als ſein Thier anfieng zu y=ahen; er hatte dieſes fürchterliche Geſchrei noch nie ſo in der Nähe gehört. Der Liebhaber mit den pechſchwarzen Augen beſtieg ſeinen Eſel ſeufzend, und er machte mehrfach den vergeblichen Verſuch, ihn in die Nähe von Elli=

nor's Esel zu bringen. Zu spät sagte ihm der Junge, daß sein Esel und Steffen's Esel Todfeinde wären, die niemals zusammengiengen. Der verschmitzte Claas, der Schelm wußte es so einzurichten, daß er Onkel Panther auf seinen Esel kriegte; der Mann sah ihm gerade so aus, als ob er seinen Schabernack mit ihm treiben könne. Onkel Panther wollte anfänglich überhaupt nicht reiten; er wollte lieber gehen, er hatte kein rechtes Zutrauen zu den Eseln. Allein der Claas der sagte, es gäbe kein frommeres Thier in ganz Flandern, als sein Esel; auch glaube er, daß es keinen beßern Reiter für ihn gäbe, als der Herr da. Seine Beine seien gerade so lang, daß sie in die Steigbügel paßten; auch scheine sein Temperament ein gutes zu sein, so daß er vollkommen zu seinem Esel paße. Onkel Panther ließ sich bereden. Er trat mit dem rechten Fuß in den Steigbügel — und er trat so fest hinein, daß die Schnalle unter dem Bauche riß, und Sattel und Steigbügel und Onkel Panther im Sande lagen. Der verschmitzte Claas, der Schelm, machte ein sehr trauriges Gesicht und Onkel Panther, nachdem er sich wieder erhoben hatte, schwur, er wolle in seinem Leben nie wieder einen Esel anfaßen. Trotzdem wußte ihn Claas, welcher den Sattel wieder aufgeschnallt hatte, zu einem neuen Versuch und einer Sinnesänderung zu bereden. Er trug ein kleines Holzstühlchen heran, und Onkel Panther stieg — mit der festen Versicherung, daß

er es heute zum erſten- und zum letztenmale thue — in den Sattel. Leider war der Sattel ein Damenſattel, woraus dem guten Onkel einige neue Verlegenheiten erwuchſen. Er ſaß wie auf einem Folterbrett, auf der einen Seite ſtand ſein Fuß mit dem Steigbügel wagerecht in der Luft, auf der andern Seite ſchleifte ſein Fuß ohne Steigbügel im Sande. Während dieſer Vorbereitungen war die Cavalcade ſchon weit voraus; „wir müßen ſie einholen," ſagte der verſchmitzte Claas, der Schelm, und ſtieß den Eſel mit ſeinem Stecken unter den Schwanz. Der Eſel hob ſich, und Onkel Panther hob ſich — der Eſel ſchrie und Onkel Panther ſchrie... dann ſtrich der Eſel aus und in vollem Carrière ſauſte Onkel Panther dahin, den Hut im Nacken, den Stock mit dem goldnen Knopf unter dem linken Arm, beide Hände krampfhaft in die Mähnen feſtgewühlt, — das rechte Bein mit dem Steigbügel wagerecht in der Luft, das linke Bein in dem Sande nachſchleifend, und auf dem breiten Sattel auf- und niedertrottend — ſchweißgebadet und mit dem traurigen Gefühl, daß ihm die Hoſe an einer Stelle zerrißen ſei, wo es ihm am Unangenehmſten war. So jagte er durch die Reihe des friedlichern Theiles der Cavalcade.

„Um Gotteswillen, Herr Panther!" kreiſchte Frau Sonnenfels.

„Herr Panther!" lispelte Fräulein Mond, deren Eſel ſo ſanft und ſo alt war, wie ihre jungfräuliche Seele.

„Herr Panther!“ ſchrie Herr Stern mit einer Art von wahlverwandter Empfindung — denn ſein Eſel, von dem Anblick aufgeregt, hob nicht bloß den Schwanz und y=ahte wieder ganz fürchterlich, ſondern fieng nun ſelber an zu jagen.

Der Liebhaber mit den pechſchwarzen Augen verſuchte dieſen Moment der allgemeinen Verwirrung dazu zu be=nutzen, ſeinen Eſel in die Nähe von Ellinor's Eſel zu bringen. Aber ſein Eſel wollte nicht. Ellinor lachte laut auf, als ihr Onkel vorüberſauſte. Aber Onkel Panther lachte nicht. Es war einer der ſeltenen Augen=blicke ſeines Lebens, in denen er wüthend war — er war entſetzlich wüthend. Der verſchmitzte Claas hatte mit ſeinem: „Oh, Männeken, oh, oh!“ den Eſel endlich zum Stehen gebracht; und Onkel Panther, der Wüthe=rich, hatte ſeinen Stock mit dem goldnen Knopf ergriffen und hieb damit nach Claas. Aber unglücklicherweiſe traf er nicht Claas, ſondern den Sattelknopf von Herrn Stern's Eſel, der eben herangejagt kam. Der Stock brach und Onkel Panther hatte Nichts in der Hand als den goldnen Knopf und etwas Splitter daran.

Nach dieſen Unfällen gieng der übrige Theil des Ausrittes gut von Statten. Die Eſel hatten ſich aus=getobt und ſchritten nun ruhig am Strande des Meeres dahin; die verlaufenden Wellen ſchäumten um ihre Hufe; Ellinor lenkte ihr Thier tiefer in's Waßer, ſo daß das

Gold der tiefſtehenden Sonne, welches in dem Wellengekräuſel ſchillerte, um ihren Steigbügel ſpielte. In gleicher Höhe mit ſich ſah ſie die Schiffe vorüberwandeln. — Dann bog man links ab, zog über den Sand landeinwärts, kletterte die Dünenhügel empor, ritt eine Weile über den Kamm, durch das ſpärliche, dünne Gras dahin, und hatte nach einer halben Stunde Mariakerk erreicht. Das Dorf — von dürftigen, aber gutmüthigen, reinlichen Fiſchern bewohnt — liegt hinter den Dünen. Im Winter ſteigt das Meer zuweilen bis an die Dünen, aber im Sommer hört man es nur fern rauſchen und rollen. Gleich vornan liegt das Wirthshaus — ſchmal und einſtöckig, wie die andern Häuschen, aber heute ſehr belebt von den muntern Leuten, die die Kirmeſſ feierten. Vor der Thüre, unterm Dünenhügel, ſtanden die jungen Burſchen um einen Tiſch, und ſchrieen und jauchzten vor Freude. Auf dem Tiſche lagen dünne Fladen von Honigkuchen, nach welchen ſie — gegen einen geringen Geldeinſatz — mit den ſcharfen Beilen warfen. So viel ſie jedesmal abhieben, hatten ſie gewonnen. Unſchuldiges Spiel einer glücklichen Jugend! Die Eſeljungen unſrer Freunde miſchten ſich ſogleich unter ſie. Ihr — gegen das Fiſchergewerbe — vornehmerer Beruf und die Beziehungen, in denen ſie zu den großen Leuten von Oſtende ſtanden, gaben ihnen ein Übergewicht über die armen Fiſcherknaben, das ſie denn auch ſogleich geltend machten.

Die Geſellſchaft ſelbſt hatte ſich in das Wirthshaus begeben, nur Ellinor hatte ſich auf der andern Seite des Wirthshauſes vor die Thüre geſetzt. Hier war es ſtill. Vor ihr lagen die Häuschen des Dorfes, die Kirche mit dem mooſigen Thurme, der Kirchhof; vor ihr lag die Ebene, von der Abendſonne beſchienen — ein flaches Land mit Windmühlen, mit Waßergräben, mit dürren Kartoffelfeldern, ach, ein Land ſo unabſehbar weit und traurig, wie ihre Seele! — Ellinor ſaß und weinte. Da kam, den Landweg herauf, Rudolf; und an ſeinem Arme kam Ida, mit weißem Kleid, Roſaſchleifen und einem erhitzten Geſichte.

„Wir hatten uns beide verſpätet," ſagte Rudolf, „wir trafen uns an der Strandtreppe und zogen es vor, da die andre Geſellſchaft ſo weit vorauf war, den kürzern Landweg zu Fuß zu machen."

Ellinor weinte nicht mehr. „Ich bin ſehr glücklich," ſagte ſie, „daß Ihr Beide Euch ſo zur rechten Zeit getroffen habt."

Rudolf hörte es ihrer Stimme an, daß ſie nicht ſehr glücklich darüber war.

„Ah," rief Onkel Panther, „der in dieſem Augenblick in die Wirthshausthür getreten war — „ſieh da, unſre Nachzügler! Fräulein Ida und Herr Rudolf — willkommen! Treten Sie herein!"

Sie traten hinein; ſie traten in eine dunkle, niedrige

und ſchmale Stube, die ganz voll Menſchen, Tabaksqualm und Hitze war. An der Längenwand ſaß, auf einer umgeſtürzten Tonne, der Muſikant. Er hatte den Rock ausgezogen und die Weſte aufgeknöpft — denn er verdiente ſein Brod und ſein Bier im Schweiße ſeines Angeſichts. Seine Geige hatte nur drei Saiten und an ſeinem Fiedelbogen flogen mehr Haare herum, als darauf feſtgeſpannt waren. Die Muſik, die er machte, war ſo ſchwach und ſo herzzerreißend, daß ſich ein paar Burſchen neben ihn geſtellt hatten, und ſeine Töne mit ihren Stimmen begleiteten, wodurch ſie allerdings an Stärke, aber nicht gerade an Wollaut gewannen. In der einen Ecke des dunſtigen Zimmers ſaßen einige Frauen im Sonntagsſtaat, mit ſteifen Kragen und dicken Mänteln; auf dem Schooße räkelten ſich die jüngern Kinder, und die ältern Kinder ſaßen — neben den zinnernen Bierkannen — auf dem Tiſche. In die andere Ecke hatten ſich einige alte Fiſcher gedrückt, die über die Kniee eine Tiſchplatte gedeckt hatten, auf welcher ſie mit den fettigen Karten ſpielten. An der untern Wand ſtand, hinter einem Verſchlage, die dicke Wirthin mit ihren rothbackigen, ſtarknochigen Töchtern, die ſich mit weißen Hauben und langen Schürzen geſchmückt hatten. In dem mittlern Raume des Zimmers wurden Contretänze aufgeführt. Voran zwei alte, wolbeleibte Weiber — kurz, dick und rund wie Bierfäßer. Sie trippelten ohne eine Miene zu

verziehn; sie schwenkten und chassierten mit der Würde vergangener Jahrhunderte und sie wischten sich den Schweiß mit den Schürzen ab. Kaum war Ida eingetreten, so kam ein Mann auf sie zu, ein stattlicher Invalide, der noch in der Schlacht von Waterloo mitgefochten hatte, der **Maître de Plaisir** aller Kirmsen und das Orakel von Mariakerk — er forderte Ida zum Tanze auf, und Ida tanzte mit ihm. Auch Rudolf, und Frau Sonnenfels, und Fräulein Mond und Herr Stern — ja selbst Onkel Panther, obwol er sich mit Händen und Füßen wehrte, Alle mußten tanzen! Nur der Liebhaber mit den pechschwarzen Augen wollte und wollte nicht tanzen. Er hatte sich's verschworen, mit Jemand anders, als dem Gegenstand seiner heimlichen Anbetung zu tanzen; und dieser Gegenstand hatte sich entfernt. Ida amusierte sich köstlich, aber Ellinor begab sich aus diesem Tumult, der so wenig zu ihrer Seelenstimmung paßte, in ein anstoßendes Gemach. Es schien die Schlafkammer der Hausleute zu sein. An der einen Wand stand ein umfangreiches Himmelbett, daneben ein andres, nicht minder umfangreich, aber ohne Himmel. An der Wand gegenüber hiengen ein paar Heiligenbilder in wurmstichigen Rahmen, standen ein paar gebrechliche Holzschemel und auf einem Tische stand ein Crucifix, daneben ein Rosenkranz lag. Ellinor setzte sich an den Tisch und legte den Kopf in beide Hände.

„Es ist schändlich von ihm," sagte sie, „mich so zu behandeln — mich warten zu laßen, und mit einer Andern zu kommen ... Es ist empörend, — ja — und ich will ..." Sie erhob den glühenden Kopf vom Tische; war nicht mehr traurig, sie war zornig. Dann aber gieng ihr wieder der Gedanke, ihn zu verlieren, wie ein Schwert durchs Herz.

„Nein!" rief sie, „nein! Das kann ich nicht! Ich will ihm ja Alles opfern, meinen Stolz und wenn er es will mein Leben — aber ihn verlieren kann ich nicht. Ich will ihm meine Vergangenheit und meine Zukunft opfern ... ich will mit ihm in dieser Hütte bleiben und der ganzen Welt Valet sagen — aber ich muß ihn haben — allein, allein!" — Ellinor war nicht mehr zornig, sie weinte!

Da trat Rudolf ein. Auch ihm war das Geschrei, der Tanz und die Musik unerträglich geworden. Als Ellinor ihn sah, da stürzte sie ihm entgegen und sank schluchzend an seine Brust.

„Ich habe Dich wieder!" rief sie. „Ich habe Dich wieder!"

„Was ist Dir, Mädchen?" fragte Rudolf.

„Du kannst noch fragen, Rudolf?" jammerte sie. „O, Rudolf — Du hast mich sehr unglücklich gemacht!"

„Wüßtest Du, Ellinor," erwiderte Rudolf, „wie namenlos ich heute leide, Du würdest mich beklagen,

anstatt mich anzuklagen. Ich habe Trost in der Einsamkeit gesucht, aber ich habe ihn nicht gefunden; und der Lärm und die Lustigkeit und Deine Nähe machen mich noch viel elender!"

Wenn Ihr ein Weib über den eignen Schmerz hinwegführen wollt, so zeigt ihm einen fremden. Dann regt sich die Thatkraft des Weibes, die, wie ein Spiegel, mit dem Gegenstande wächst, dessen Reflex auf sie trifft.

„Rudolf!" rief Ellinor — „mein Rudolf ... was ist Dir? Wie siehst Du aus? Wie bleich ... wie geisterhaft starren Deine Augen — wie wild fliegt Dein Haar um Deine Stirne ... mein geliebter Rudolf!"...

In diesem Augenblicke trat Onkel Panther ein, und meldete den Beiden, daß er sich sehr schlecht befinde, daß er sich auf diesem verwünschten Esel erkältet habe und daß die Gesellschaft zum Aufbruch bereit sei. Man verließ das Wirthshaus; die Gesellschaft — Einige auf Eseln, Andre zu Fuß nebenher — zog lustig und lärmend in die Abenddämmerung hinaus — in einiger Entfernung folgten Ellinor und Rudolf. — Sie giengen den Landweg, durch das immer stiller werdende Gefild. Das dünne Gras knisterte unter ihren Füßen; durch das dürre Kartoffelstroh schauerte der Nachtwind. Ach — eine so stille, so schöne Nacht! Die Sterne kamen und die Sternschnuppen fielen, und Ellinor sagte Rudolf,

daß sie bei jeder Sternschnuppe sich einen Namen denke. Rudolf lächelte wehmüthig und sagte ihr, das habe er früher auch gethan, und er habe sich diesen Namen so oft wiederholt, daß er ihm jedesmal durch den Kopf schieße, wenn er einen Stern fallen sehe. Aber was er früher gewünscht habe, sei schon lange, lange unmöglich geworden. — Dann kamen sie bei einigen Hütten vorbei, in welchen sie die großen und die kleinen Bewohner, die Großmutter, und den Vater und die Mutter und die Kinder um das Feuer sitzen sahen. Wieder weiter zogen Bauersleute, die aus der Stadt kamen, feldein, oder fern rollte ein Wagen vorbei... ein Hund bellte... eine Dorfuhr schlug... und dabei immer das dumpfe, dumpfe Brausen der See gegen den Strand!

Die Nacht mit ihrer Wehmuth und ihrem Frieden war in Rudolf's Gemüth eingezogen. Er sprach nicht, er lauschte nur — er drückte Ellinor's Hand, und ließ sich von ihr küßen. So kamen sie auf ihrem Wege an einem steinernen Gebäude vorbei und an einem Portal mit Eisenthoren, welche aufstanden. Das steinerne Gebäude war das Leichenhaus, das Portal mit den Eisenthoren führte in den Kirchhof von Ostende.

„Laß uns eintreten," sagte Ellinor — und sie traten ein. Sie setzten sich auf das Grab eines jungen Weibes, dessen Leiche mit einer Sturmfluth des letzten Frühjahrs an's Land geschleudert worden war.

Digitized by Google

Ellinor legte ihr Köpfchen an Rudolf's Bruſt. „Es ſitzt ſich ſchön auf Gräbern, wenn man das Liebſte neben ſich hat und den Tod nicht zu fürchten braucht!" ſagte ſie.

Dann war wieder eine Pauſe, in der man nur den Wind im Grabesgeſträuch und das Meer hinter den Dünen vernahm.

„Über's Jahr," rief auf einmal Ellinor — „über's Jahr, wo werden wir dann ſein?"

„Über's Jahr!" widerholte Rudolf dumpf.

„Werden wir zuſammen... werden wir dann getrennt ſein?" fragte Ellinor, mit einem Blick in die Sterne.

„Zuſammen," erwiderte Rudolf mit prophetiſchem Tone, „vielleicht auf einem jener Sterne; getrennt — wenn wir noch auf dieſer Erde leben!"

„Und vor einem Jahre... was war da?" ſprach Ellinor weiter. „Vor einem Jahr... wart' nur... richtig... ach, es war Nichts! Ich war auf einem Balle bei Ida... und Du, Rudolf, Du?"

„Auch auf einem Ball," erwiederte Rudolf, anſcheinend ganz ruhig. „O, ein luſtiger Ball, ein ſehr fröhlicher Ball!.... Der Verlobungsball der Comteſſe Aurelie.... Ha, was zwingſt Du mich, dieſen Namen wieder auszuſprechen? Was zwingſt Du mich, ihr Bild wieder heraufzubeſchwören... den ſüßen Namen, das holde Bild! Sieh, Ellinor, dieß Weſen hab' ich geliebt mit einer Glut, mit einer Leidenſchaft, die man nur kennt,

wenn man zum erſtenmale liebt. Aber ſie war eine Gräfin, und ich war ein Künſtler ... und ſie hatte Ahnen und Reichthum und hohen Rang und ich hatte Nichts, Nichts als meine Kunſt ... aber dieſe Kunſt, ich diente ihr, wie meinem Gotte, und ich hielt ſie für heiliger als ihre Ahnen und ihren Reichthum und ihren hohen Rang. Und doch liebte ich Aurelien ſo inbrünſtig, und ſie liebte mich ebenſo wieder, und ſie ſagte mir: „wir wollen fliehen! Ich fliehe mit Dir, und wär's an die unwirthbarſte Küſte. Denn wo wir vereint wohnen, da wohnt für mich das Glück!" Aber ich entfloh nicht mit ihr. Ich gebe Nichts für mein Leben und ich zittre nicht vor dem Tode. Aber vor den Conflicten des Lebens habe ich eine entſetzliche Furcht — vor den Misklängen, die mir die Stimmung des Innern und die Muſik meiner Seele zerſtören — vor denen habe ich Furcht ... ich kann ſterben, aber ich kann nicht leben, wenn es in Verhältniſſen ſein muß, die mich täglich zum Kampfe mit der Verfolgung, der Unſicherheit, der Sorge herausfordern ... ich kann Alles dulden, aber ich kann nicht kämpfen ... Und ich entſagte der Gräfin ... und die Gräfin verlobte ſich mit einem Fürſten ... und heute vor einem Jahre ſchwebte ſie am Arme des Fürſten, auf dem glänzenden Verlobungsballe, an mir vorüber ... ſo ſchön, wie immer, ſo ſiegesgewis, wie immer, ſo heiter, wie immer ... nur etwas bleicher, etwas in-

tereſſanter ... und heut, Ellinor ... o, warum zwingſt Du mich, es zu ſagen und — durch den Klang dem weſenloſen Gedanken ſeine fürchterliche Geſtalt zu geben ... heut iſt Aureliens Hochzeit! ...“ Rudolf ſchwieg ... Alles umher ſchwieg und ſie ſaßen auf einem Grabe. Dann begann er wieder: „Ich habe mich vor dieſem Tag gefürchtet und nun iſt er da und iſt bald vorüber. So geht Alles vorüber... ſo die Liebe, ſo der Haß... ſo endlich auch das Leben. Ich habe Aurelien geliebt, — ja, ſie iſt es, die mir gezeigt hat, was Lieben heißt. Dann hab' ich ſie verlaßen und heute heirathet ſie einen Andern. Ich laß es geſchehn und fühle mich nicht unglücklicher, als ich geſtern war ... Ich bin doch ſehr ſchlecht geworden ...“

Ellinor warf ſich an Rudolfs Bruſt, mit dem Blick und den Worten einer Verzweifelnden rief ſie: „Rudolf, verlaß mich nicht!“

Dann erhoben ſich die Beiden und giengen über die Gräber, der Düne zu; ſie ſtiegen über die Dünen und hinunter an den Strand, bis ſie am Meere ſtanden. Es waren Nebel aufgeſtiegen, während ſie auf dem Grabe geſeßen hatten, und hatten den Himmel und die Sterne verhüllt; es war eine Schwüle in die Luft gekommen, und eine unruhige Bewegung. Das Meer war dunkel und rauſchte. Auf einmal öffnete ſich das dunkle Meer — wie ein Silberblitz lief es über die weite Fläche,

gleich Feuerſchlangen rollten die Wellen hintereinander her und ſprühten wo ſie ſich brachen, blaues Brillantfeuer um Fels und Steingeröll, ja noch um die Kieſel, auf welchen Rudolf und Ellinor ſtanden. Das war das Meerleuchten!

Das Land und die Stadt waren in Duft verſunken; aber die Leuchtthürme glühten, — der gelbe, der rothe, der grüne ... und wenn ein Windſtoß die Nebeldecke zerriß, ſo waren auch die Sternſchnuppen wieder da — ach, dieſe lieben Funken, die den Wünſchen dieſer Beiden keine Erfüllung brachten ...

Als ſie wieder auf der Digue angekommen waren, da war kein Menſch mehr darauf zu ſehn. Selbſt der Kurſaal war ſchon verſchloßen und ſeine Fenſter waren dunkel. Ellinor und Rudolf waren mit der Ewigkeit und dem Meere ganz allein. Aber es ſchauderte Rudolf vor dieſer Einſamkeit.

„Komm," ſagte er, „ich will Dich nach Haus bringen. Es muß ſehr ſpät ſein!"

Als ſie in die Stadt und vor Ellinor's Haus angelangt waren, gab Rudolf dem Mädchen ſeine Hand zum Abſchied.

„Wie geht es Dir, Rudolf?" fragte Ellinor. „Wie befindeſt Du Dich jetzt?"

„Gut," ſagte Rudolf, — „ſehr gut."

In diesem Augenblicke schlug es vom Thurme der Kapuzinerkirche Mitternacht.

Da rief Rudolf: „Eben ist mir's doch wie ein Stich durch's Herz gegangen, — eben ... eben! Ach, ich war ein Thor vor Zeiten, und ich glaube, ich bin's noch. Ich werde bald vergeßen, ich werde schlafen. Das Meer, das vom herbstlichen Winde gepeitscht, gegen den Well schlägt, rauscht mir mein Schlummerlied. Und die Möven schreien. Wir werden bald Sturm haben. Vielleicht morgen. Flitterwochen mit Sturm! Gute Nacht, Ellinor! Gute Nacht!" Er hatte ihre Hand ergriffen und schüttelte sie krampfhaft fest.

„Rudolf, Du raseſt! Rudolf, ich darf Dich so nicht lassen," sagte Ellinor, vor dem Aufgeregten zitternd. Sie gieng ins Haus und in die Kellerstube der Hauswirthin hinunter. Diese sagte ihr, daß Onkel Panther sehr unruhig nach Haus gekommen sei. Er habe den Schnupfen und — außerdem Angst um Ellinor gehabt. Er sei eine Weile in seinem Zimmer auf- und abgegangen und zuletzt habe er Kamillenthee getrunken und sich ins Bett gelegt.

„Komm mit mir — Onkel Panther schläft schon lange," flüsterte sie, als sie wieder vor die Thüre getreten war. „Komm, Rudolf, komm!"

Sie giengen und sie traten in Ellinor's Zimmer.

Ach, ein Zimmer, wo ein schuldloses Kind von siebzehn Jahren gewohnt hatte — wo Kleider und Hüte und Schleier und Handschuh in mädchenhafter Unordnung durcheinanderlagen ... ein trautes, duftiges Zimmer, von einem nur noch matt brennenden Nachtlicht durchdämmert.

Rudolf setzte sich auf das Sopha, und Ellinor setzte sich an seine Seite, und sie umschlang den Geliebten mit beiden Armen.

Wieder waren Wochen vergangen. Dem wechselvollen August war ein kühler, klarer September gefolgt und die Saison gieng schön und munter ihrem Ende zu. Aber die arme Ellinor! Ihr hättet Ellinor nicht wiedererkannt, so sehr hatten sie diese Wochen verändert. Sie war nicht mehr lebhaft, sie war nicht mehr heiter, nicht mehr geistreich; sie war still geworden, sehr still! Sie suchte die Einsamkeit und sie weinte, wenn sie allein war. Ihre Bekannten bemerkten es, und sie meinten, es käme daher, weil Rudolf sich nicht mehr so viel mit ihr beschäftigte, als zuvor. In der That, Rudolf suchte ihr auszuweichen; er vermied die Plätze, wo sie zu sein pflegte, und machte Umwege, um ihr nicht zu begegnen. Die arme Ellinor!

Eines Morgens lag Rudolf in dem weißen Sand der Dünenhügel, unter den Ginsterbüschen, die da wachsen.

Digitized by Google

Vor ihm das Meer lag als eine weite, blaue Fläche, und die Sonne schien darüber, und der Wind kräuselte es und die Schiffe giengen dahin. Rudolf hatte auf den Knieen ein Notizbuch liegen; er componierte. Das Abtropfen der Flut, das Triefen des Schaumes, der Gesang der Winde über dem Waßer, der Schlag des eigenen Herzens... ja, die Morgenstille und das dumpfe Schweigen der kargen Natur am Meere ward zu Musik in seiner Seele und unter seinen Händen. Und diese Seele, diese Hände hatten das Herz Ellinor's gebrochen!... Da knisterte es im Sande, und das Ginstergesträuch ward zurückgebogen und Ellinor stand vor ihm, in dem Hut mit den breiten Rändern, im schwarzen Seidenkleidchen, im grauen Mäntelchen von Fries.

„Rudolf!" rief sie sanft; viel sanfter, als sie ehedem zu sprechen gewohnt war.

Rudolf blickte auf — man konnte es ihm wol ansehn, daß ihm Ellinors Kommen unangenehm war.

„Was willst Du?" fragte er.

„Ich... ich?..." erwiederte Ellinor verwirrt... „Ich wollte Nichts.... O, Rudolf, Du wirst mich tödten, wenn Du fortfährst, mich so zu behandeln. — Hättest Du mich getödtet... ach, der Tod aus Deiner Hand wäre mir ja Seligkeit.... Wußte ich es denn, daß ein Mann einem Mädchen etwas Beßeres, etwas Höheres noch nehmen könne, als das Leben? Ich kannte

als das Höchste und das Beste ja nur das Leben ... aber Du hast mir mehr genommen ... Du hast mir Etwas genommen, was ich erst kennen lernte, als ich es nicht mehr hatte ... Rudolf, Rudolf!"

„Bist Du gekommen, um mir Vorwürfe zu machen?" warf Rudolf bitter und ungeduldig hin.

„Nein, Rudolf, das war es nicht," erwiederte das Mädchen sanft und traurig, wie vorher. „Ich bin gekommen, um Dir zu sagen, daß es noch Zeit ist, mich zu retten, wenn Du mich retten willst. Sieh, ich weiß es, daß es daheim in Deutschland kein Glück für uns giebt — ich weiß es, und ich will darauf nicht dringen. Uns scheidet das Vorurtheil zweier Religionen, über die ich mich hinausgesetzt habe, die Du verachtest ... aber ich will doch nicht darauf dringen. Denn ich will nicht Schuld daran sein, daß Dir Deine Stellung zum Leben und der Gesellschaft nicht behagt. Aber was hindert uns zu fliehen? Ich habe in Amerika einen Bruder, der reich ist, und uns mit offnen Armen aufnehmen wird. Deine Kunst, Dein Name wird Dir dorten eine glänzende Aufnahme, eine glänzende Zukunft eröffnen. Und sollte es ja noch fehlen, so habe ich Sprachkenntnisse und Kraft genug, um auch diese unsrer Liebe und unserm Glücke nützlich zu machen. Was hindert uns zu wandern ... morgen, heute noch? Hörst Du es nicht kommen und gehen, das Meer, in seiner ergrei-

Digitized by Google

fenden Pracht? Fühlst Du nicht, wie sich die eigene Seele an seinem Hauche neue Kraft saugt? Wie die Sehnsucht erwacht und die Wanderlust — siehst Du nicht, wie dort im zarten Duft der Ferne die Dreimaster wandeln ... wie die Rauchsäulen hinschwinden, die wie Geisterhände nach der amerikanischen Küste, dem Eiland der Freiheit, dem Eiland glücklicher Menschen ... der neuen Welt unsrer Liebe hinweisen?" Ellinor stand, wie eine Seherin steht — mit lächelndem Antlitz, mit leuchtenden Augen, mit wehendem Schleier stand sie auf den Dünen von Ostende und sie zeigte mit der zarten Hand hinüber auf's Meer!

Aber Rudolf sagte: „Nein! — Wie Du jetzt vor mir stehst, so hat schon einmal ein andres Weib vor mir gestanden ... nicht weniger schön, nicht weniger liebend, nicht weniger unglücklich als Du — aber ich habe sie von mir gewiesen. Wie ich einst die Gräfin von mir gewiesen habe, so weise ich heute die Jüdin von mir! ..."

Da schrie Ellinor laut und furchtbar auf. „Also das ist es — das! ..." rief sie mit grausenerregender Kraft, und ihre Augen funkelten unheimlich, und ihre Adern schwellten an, und ihre Brust wogte heftig auf und nieder. Mit einem verächtlichen Blicke sah sie Rudolf an, und dann, rasch wie der Wind, war sie hinter den Dünen verschwunden.

Digitized by Google

Sie kam athemlos in der Stadt an, ſie flog die Treppen ihres Hauſes hinan, ſie ſtürzte in die Stube und ihr gegenüber ſtand Herr Israel Abrahamſon, welcher in der vergangenen Nacht von England zurückgekommen war.

Das erhitzte und verwirrte Mädchen ſchwankte vorwärts, ſchwankte zurück und ſah ihn mit unſtät irrenden Augen an.

„Sie haben mich hier zu finden nicht vermuthet," ſagte Herr Abrahamſon, „ich werde gehen, — ich habe nur mit Ihrem Onkel ſprechen wollen."

„Bleiben Sie," rief Ellinor, und faßte den Arm des Mannes, „was Sie meinem Onkel zu ſagen hatten, darf ich wol auch hören."

„Sie dürfen es," erwiderte Abrahamſon. „Ich war gekommen, um bei Ihrem Onkel um Ihre Hand anzuhalten."

„Mein Onkel," ſprach Ellinor, „hat meine Hand nicht zu vergeben. Ich bin es allein, die meine Hand zu vergeben hat, — und ich gebe Ihnen meine Hand!" Bei dieſen Worten hatte ſie, die ruhiger und kälter ward von Minute zu Minute, Abrahamſon ihre Rechte entgegengehalten, und Abrahamſon preßte ſie an ſeine Lippen. Er wollte Etwas ſagen, aber Ellinor fiel ihm in die Rede.

„Sie wißen nicht, mein Herr," ſagte ſie mit Ruhe

und Würde, „um welchen Preis Sie dieſe Hand zu erwerben im Begriffe ſtehn . . .“

„Kein Preis, und wär' er auch noch ſo hoch . . .“ Ellinor ließ ihn nicht ausſprechen.

„Sie wißen nicht,“ fuhr ſie fort, „daß ich mich in dieſem Augenblicke erſt von einem Manne losgeriſſen habe, der meine erſte, der die einzige Liebe meines Lebens war — ach, von einem Manne, den ich unausſprechlich geliebt habe, und der mich unausſprechlich unglücklich gemacht hat — dem ich Alles gegeben habe, was ein Mädchen hat . . . und der Alles, Alles genommen hat! . . .“

Ellinor wartete auf ein Wort von Abrahamſon. Aber jetzt konnte Abrahamſon Nichts ſprechen; er ſchwieg. Und Ellinor ſprach weiter — aber ſie ſprach unter heftigen innern Kämpfen — ſie holte tief und ſchwer Athem.

„Jetzt bin ich frei,“ rief ſie . . . „frei . . . Die Liebe . . . die ich zu dem Elenden . . . im Herzen . . . getragen habe, die . . . habe ich herausgeriſſen . . .“

Sie konnte nicht mehr ſprechen, — ſie ſetzte mehrere Male an, aber das Wort verſagte ihr . . . ſie ſtand da ohne Regung, ohne Thräne, bleich, kalt, mit glanzloſem Auge.

Aber durch die Seele des Mannes gieng ein raſcher, ein großer Entſchluß. Er gieng auf ſie zu; er erfaßte ihre Hand.

„Sie ſind betrogen," ſagte er mit unerſchütterter Stimme, „Sie ſind das Opfer eigner ſchöner Wallung und fremder Niederträchtigkeit geworden ... die Schuld auf den Kopf des Elenden ... Sie ſind unſchuldig. Und wollen Sie eine Stätte haben, wo Sie die Vergangenheit beweinen, vergeßen, und eine ſchönere Zukunft erwarten können ... hier, ... hier biet ich Ihnen dieſe Stätte!"

Da kam über das arme Weſen eine heftige Erſchütterung; da kamen die Thränen, da kam die Glut der Wangen und der Stirne, und zitternd und laut weinend warf ſie ſich an die Freiſtätte unglücklicher Frauen — an das Herz eines edlen Mannes!

Abrahamſon legte ſeinen Arm um die Weinende.

„Noch Eins," ſagte er, „und dann ſei die Vergangenheit hinweggewiſcht aus unſerm Leben, wie aus unſerm Gedächtnis. Wollen Sie mir ſchwören, den Schändlichen nie wieder zu ſehn?"

„Ich ſchwöre es Ihnen!" rief Ellinor.

Da erhob Abrahamſon den Kopf Ellinor's und ſah ihr in die verweinten Augen und drückte auf ihre bleichen Lippen den Verlobungskuß. —

In dieſem Augenblick that ſich die Thüre auf und Onkel Panther trat ein. Onkel Panther hatte nicht Zeit, ein Wort zu ſagen; denn Abrahamſon führte ihm

Ellinor entgegen, und ſagte: „Ellinor hat eingewilligt. Wir ſind verlobt!“

Da hätte man die Freude des alten Mannes ſehen ſollen! Er küßte Ellinor und küßte Abrahamſon, und ſprang im Zimmer umher und ſegnete die Beiden, und rief nach der Magd und wollte ſie hinüber nach dem „Rocher du Cancal“ ſchicken, damit ſie Champagner hole. Denn nach den Begriffen dieſes Biedermannes gab es keine Verlobung ohne Champagner.

Und Abrahamſon hatte warlich genug zu thun, den alten, guten Mann zur Vernunft zu bringen, und ihm begreiflich zu machen, daß das Nächſte, woran ſie denken müßten, doch nun wol die Abreiſe ſei. Aber Onkel Panther beſtand darauf, daß ſie auf der erſten Station, wo ſie übernachten würden, Champagner trinken wollten; und Abrahamſon mußte ihm das verſprechen.

Darauf reiſten ſie noch am nämlichen Tage mit dem Courierzuge von Oſtende ab.

Sechs Wochen ſpäter, im November war die Hochzeit. Der Polterabend wurde zu Frankfurt, in Onkel Panthers Hauſe gefeiert. Und es war ein ſchöner und ein luſtiger Polterabend; und die Freundinnen hatten eine kleine Aufführung, und Ellinor ſaß zufrieden und ruhig neben Abrahamſon, Hand in Hand mit ihm. Von

Westindien war nicht mehr die Rede. Denn anfangs wollte Abrahamson allerdings gleich nach der Hochzeit mit Ellinor nach Westindien. Allein Ellinor fürchtete sich vor dem Meere und der weiten Reise und vor dem Abschied von Deutschland, und Abrahamson hatte nachgegeben. So wollte man denn den Winter nach Paris und Italien, und im Sommer ein Landhaus in Rainville bei Hamburg bewohnen.

Die Hochzeit wurde in Homburg gefeiert. Man fuhr sogleich nach der Trauung in vielen Wagen hinaus.

Ellinor sah sehr bleich aus. Das Weiß stand ihr gar nicht; sie hatte etwas Geisterhaftes darin. Den Myrthenkranz hatte sie gleich nach der Trauung abgelegt. „Er drückt mich so!" sagte sie. Aber Abrahamson hatte ihn mitgenommen und legte ihn nicht aus der Hand. Als sie, am Arme ihres Mannes, auf die große Flur des Hotels trat, fiel ihr Blick auf einen großen, gelben Zettel, der an einer Säule hing. Und auf dem Zettel stand in großen, schwarzen Buchstaben der Name: „Rudolf" — und weiter stand darauf, daß dieser berühmte Künstler sich durch die Direction des Kurhauses habe bestimmen laßen, ein Concert zu geben, und daß die Direction glücklich sei, alle Kunstfreunde zu diesem Concert auf den Nachmittag in den Saal des Kurhauses einladen zu können. Ellinor schwankte an dem Arme ihres Mannes, und ihr Mann fühlte es wol. Er hatte auch

den großen, gelben Zettel gesehen, und ließ ihn durch einen Kellner fortnehmen; auch die Zettel, welche im Saale auf die Tische gelegt waren, wurden fortgenommen. Und dann setzte man sich zu Tisch, man aß und trank und vom Orchester wurde lustige Musik dazu gemacht.

„Daß Ihr mir nur ordentlich trinkt!" rief Onkel Panther, der heute so vergnügt war, wie er es nur bei ganz besondern Gelegenheiten war. Auch hatte er heute seinen Frack an, den er zum letztenmale angehabt hatte, als seine selige Schwester, die Mutter Ellinor's, Hochzeit gemacht hatte. „Tragt mir den Champagner herein!" rief er den Kellnern zu, und die Kellner trugen den Champagner herein, den Onkel Panther für ein Billiges aus einer banquerotten Champagnerfabrik bezogen hatte. Aber da die Flaschen sehr schöne Etiquetten hatten und die Körke mit ganz besonderm Lärm sprangen, so war es eben so gut. Das meinte Onkel Panther und war sehr vergnügt bei seiner Meinung und trank alle fünf Minuten ein Glas leer.

Dann wurden die Tische fortgeschafft, und die Kronleuchter mit den Krystallglocken wurden angezündet und die Wandcandelaber wurden angezündet, und die Musik spielte eine Polonaise und der Tanz begann. Voran tanzte Onkel Panther mit Abrahamson's siebzigjähriger Mutter, und Onkel Panther sprang bei jeder Schwenkung, obwol Abrahamson's Mutter sagte, das

gehöre ſich nicht bei einer Polonaiſe; ihnen folgte Abrahamſon mit Ellinor, und die übrigen Paare ſchloßen ſich an. Die Polonaiſe gieng in einen Walzer über, und da hättet Ihr Onkel Panther erſt einmal ſollen ſpringen ſehn! Gegen das Springen bei einem Walzer konnte Abrahamſon's Mutter auch Nichts ſagen — das fiel ihr nicht ein!

Nach dem Tanze ſagte Ellinor zu ihrem Mann, ſie wolle ſich einen Augenblick auf ihr Zimmer begeben. Sie ſei ſo erſchöpft, ſie wolle ſich auf dem Sopha ausruhen. Sie warf ein Mäntelchen über, ſie gieng über die helle Flur und ſtieg die breiten Teppichſtufen hinan. Sie mußte zu ihrem Zimmer über einen langen Gang ſchreiten, der nur ſchwach beleuchtet war. Sie ſchritt dahin; auf einmal war es ihr, als ob ſie Muſik höre. Kein Zweifel — das war Muſik. Es war gewis nur der Widerhall der Tanzmuſik aus dem Saale. Aber nein — es war kein Widerhall ... es klang hier durch die Wand — aus einem Zimmer heraus ... ſie blieb ſtehn ... ſie hielt den Athem an und lauſchte ... es wurde immer ſtärker ... es rauſchte durch die Saiten, wie Sturm — die Melodieen wogten, wie das ſtürmiſche Meer wogt — das war Wellenſchlag ... Wellenſchlag an die Eſtacade ... da ſchwankte ein Boot in der ſturmgepeitſchten Flut ... ein kühner Träumer lag im Boot ... zwei Knaben ſaßen neben ihm ... und

die Möven ſchrieen und die Brückenpfoſten zitterten ... Und es dämmerte und wurde Nacht ... das Boot kehrte heim, und der Segler bei Regen und Wind ſtieg aus und ein zitterndes Mädchen, ein Kind, lag in ſeinen Armen ... er drückte einen Kuß auf die ſehnſüchtigen Lippen ... und immer weicher wurde die Melodie, immer zarter, träumeriſcher, und wie Himmelsklänge umgaukelte es ſie ...

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern. — — —

Ellinor riß die Thür auf, ſie ſtürzte in das Zimmer ... und ſank auf den Boden nieder — und Rudolf ſtand vom Claviere auf. Er beugte ſich über ſie, er trug ſie auf den Divan ...

„Ellinor!“ ſprach er.

Aber Ellinor erwiederte Nichts.

„Ellinor!“ ſagte Rudolf — wie Du jetzt vor mir liegſt, ſo hat ſchon einmal ein andres Weib vor mir gelegen ... nicht weniger ſchön, nicht weniger liebend, nicht weniger unglücklich ... Aurelie hat ſich getröſtet, Ellinor wird ſich auch tröſten ...“

„Teufel, ich verfluche Dich!“ brachte Ellinor mit heftiger Anſtrengung hervor, und wollte ſich erheben; aber ſie ſank wieder zurück, denn die Thür wurde geöffnet und herein trat Abrahamſon, und ihm folgte

Digitized by Google

eine schwarze Magd, die er sich einst von seinen west-indischen Besitzungen mitgebracht hatte. Er trat an das Sopha vor Ellinor und sagte: „Du hast Deinen Schwur gebrochen!"

Ellinor raffte sich auf und warf sich ihm zu Füßen. Sie umfaßte seine Knie. „Er hat mich durch seine teuflischen Künste hereingezogen ... er hat mich durch Zauberei hereingezogen," jammerte die Unglückselige.

„Du hast Deinen Schwur gebrochen," sagte Abrahamson, „Du bist mir und dem Schicksal verfallen. — Führ' Deine Herrin in ihr Gemach!" rief er der Schwarzen zu, und diese entfernte sich mit Ellinor. — Als die Thüre sich hinter den Beiden geschloßen hatte, nahte sich Abrahamson dem Künstler.

„Den Rest haben wir auszumachen!" sagte er und legte zwei Pistolen auf den Tisch. „Einer von uns muß aus der Welt — laßen wir dem Himmel die Wahl!"

„Dem Himmel?" lachte Rudolf. „Der Himmel ist ein schlechter Secundant; der Himmel ist ein Parteigänger — er legt sich in Parade für diejenigen, die ihn verachten. Kommen Sie! Nicht hier im Haus, nicht hier im Zimmer — wir gehen beßer hinaus."

Die beiden Männer nahmen jeder ein Pistol und giengen hinaus. Sie giengen über den Hof und in den Garten, der vom ersten Viertel des Mondes, welches am Himmel hieng, matt beleuchtet wurde. Sie maßen die

Digitized by Google

Distance ... zehn Schritt Barrière — sie zielten, sie drückten auf einmal los, und der Schuß, der Rudolf's Herz durchbohrte, weckte Ellinor aus der Ohnmacht, in welcher sie gelegen. — Im nächsten Augenblick stand Abrahamson vor ihr.

„Wirf Deinen Mantel um," sagte er mit kaltem, unbewegten Tone, „wir reisen nach Westindien!"

„Nach Westindien?" jammerte Ellinor laut auf.

„Nach Westindien!" sagte Abrahamson.

Und keine Viertelstunde vergieng, so saßen die Beiden im Wagen und die schwarze Magd saß vorn beim Kutscher; und sie erreichten die Eisenbahn, und sie fuhren die ganze Nacht durch und den ganzen Tag durch — und gegen Abend waren sie im Zollhaus von Ostende.

Du lieber Gott! — an diesem Zollhaus, am Hafen und den Schiffen war Ellinor so oft bei sonnigem Augustwetter vorübergewandelt — und nun war es eine finstre, schwere Novembernacht, und der Sturm raste, und der Canal schäumte und das Meer wüthete entsetzlich.

„Wir werden nicht überfahren," sagten einige Passagiere, die am Camine des Fremdenzimmers im Zollhaus standen. „Es ist zu gefährlich in dieser Nacht!"

„Ich muß hinüber," sagte ein alter Herr, der zwischen seinen Koffern und Decken auf einer Bank saß, „ich habe morgen Nachmittag in der City einen Wechsel zu präsentieren."

„Wir müßen auch hinüber," ſagte ein junger Mann, an deſſen Arm ein friſches, blühendes Weibchen hieng. „Morgen Abend iſt die Hochzeit meines Schwagers — und wir haben verſprochen, zu ſeiner Hochzeit wieder zurück zu ſein. Das wäre was Schönes, wenn wir bei der Hochzeit fehlten! — Nicht wahr, meine Kate?" Kate hatte ſich nach ihrem zweijährigen Kinde umgeſehn, welches in den Armen der Wärterin ſchlief.

„Ach — das bischen Sturm," rief ein junger Ingenieur aus Deutſchland, der auch mit hinüber wollte — „wer frägt nach einem bischen Sturm? Laß es ſtatt vier Stunden ſechs Stunden dauern — krank wird man ſo wie ſo."

Der Capitain des Königlich Großbritanniſchen Poſtdampfſchiffes „Othello" trat in die Paſſagierſtube.

„Myladies und Gentlemen!" ſagte er. „Das Poſtſchiff muß in See — das iſt Ordre. Es muß den Verſuch machen, überzufahren, und es wird umkehren, wenn es nicht weiter kann. Aber Sie muß ich, als Capitain des Poſtſchiffs, darauf aufmerkſam machen, daß ein Sturm im Anzug iſt, daß das Wetter ſehr rauh iſt, und daß ich Keinem zurede, ohne Noth in See zu gehn!"

„Ich werde nicht in See gehn," ſagte der junge Ingenieur aus Deutſchland ſtill vor ſich hin. „Ich werde bis morgen warten."

„Ich denke, ich bleibe auch," ſagte der alte Herr,

der einen Wechſel in der City zu präſentieren hatte. „Ich denke, daß es leichter iſt, einen Wechſel zu verlieren, als das Leben. Ja, ich werde bleiben!"

Der junge Mann mit dem friſchen blühenden Weibchen und dem Kind und der Wärterin, die zur Hochzeit wollten, beſchloßen auch, von der Fahrt abzuſtehn. Das muntre Weibchen ward zwar ſehr traurig, wenn ſie an die Luſtbarkeiten und an den Pudding und das Tänzchen nach Tiſch dachte — ſie wäre vielleicht auch dafür geweſen, zu reiſen, wenn ſie nicht um ihr liebes, liebes Kind Angſt gehabt hätte. „Nein," ſagte ſie, „Du dicker Bob, wir wollen nicht reiſen — Du dicker Bob," und damit küßte ſie den Schreihals munter, und die Wärterin mußte lange ſingen, ehe ſie ihn wieder in Schlaf gebracht hatte.

Ellinor hatte am Fenſter geſtanden. Sie hatte das Toſen der Waßer gehört und das dumpfe Heulen des Windes, der ſich im Takelwerk der Schiffe, die unten im Canal lagen, fieng, und durch die Caminröhre von oben ins Zimmer herein ſauſte.

„Laß uns bleiben — nur noch dieſe Nacht!" flehte ſie mit angſtvoller Geberde — „ich habe eine unſägliche Furcht vor dem Meere und dieſer Nacht!"

„Wir bleiben nicht!" ſagte Abrahamſon, „wir fahren!"

Kate, die das Flehen Ellinor's und die Antwort Abrahamſon's gehört hatte, ſagte: „Mein Herr! Ich

würde bleiben! Sehen Sie doch, wie das arme Weib ſchaudert — es bedeutet nichts Gutes, mein Herr!"

Auch Kate's Mann ſagte, er würde vorziehen, zu bleiben, und der alte Herr mit dem Wechſel ſagte dasſelbe, und Alle vereinigten ihre Bitten, um Abrahamſon zum Dableiben zu bewegen. Aber Abrahamſon war unbeweglich. Er ſchlug ſich in ſeinen Mantel, in der rechten Hand trug er ſeine Geldcaſſette, und mit der linken Hand zog er Ellinor mit ſich fort, die ſich vergeblich loszuringen ſuchte und laut wimmerte.

„Es iſt unerhört!" ſagten die zurückbleibenden Paſſagiere — „es iſt ſchauderhaft — es iſt entſetzlich! Dieſer Mann ſieht aus wie ein Seegeſpenſt, das nach ſeinem Opfer lechzt."

Die ſchwarze Dienerin folgte dem grauſigen Herrn. Sie trug die Koffer hinaus.

Von den zwanzig Paſſagieren, die mitreiſen wollten, hatten ſich nur ſieben zur Überfahrt entſchloßen. Sie traten in die dunkle Nacht hinaus — die Koffer rollten in den Kielraum hinunter, die letzten Leute vom Schiff giengen über die Landungsbrücke, die Hafenleute zogen das Brett zurück, und die Matroſen ſtellten ſich mit den Stangen an Bord auf.

„All right!" rief der Capitain.

„All right!" klang es dumpf aus dem Heizerraum herauf . . . „all right!" rief der Lootſe und der Steuer-

mann, und ihr Ruf verwehte ſchauerlich im Winde. Die Schaufelräder ſetzten ſich in Bewegung — die Maſchine keuchte, die Matroſen ſtießen vom Land ... und das Schiff ſchwankte in den Canal und in das Meer hinaus.

Es war noch keine Stunde fort, da brach der Sturm los. Der Lampenwächter auf dem großen Thurme und der Lampenwächter auf dem kleinen Thurme ſahen beſorgt in die grauſige Finſternis hinaus. „Der Othello muß umkehren," ſagten ſie, „es iſt unmöglich, daß er tiefer in See geht!"

Der Othello kehrte nicht um, der Othello kam nicht in Dover an, kein menſchliches Auge hat den Othello wieder geſehn. Aber in derſelben Nacht gieng das Lootſenſchiff, welches zwei Meilen von Oſtende in See liegen muß, mit ſammt den zehn Lootſen unter. In derſelben Nacht riß der Sturm alle Tonnen herunter, die auf den Stangenpfählen der Eſtacade ſaßen, und jagte ſie ins Meer. In derſelben Nacht bohrte ſich das Waßer unterhalb des Kurſaals in den Hafendamm und ſchleuderte die großen Steine auf der Digue herum. — Und acht Tage ſpäter ſchwemmte die Flut mehrere Balken und Bretter auf den Sand von Scheveningen, und darunter auch Etwas, das wie der Stil eines Ruders ausſah, auf welchem die Fiſcher das engliſche Wappen eingebrannt fanden, und rings herum die Worte: „Königlich Großbritanniſches Poſtdampfſchiff Othello."

Digitized by Google

London im Herbſtnebel.

Erlebniſſe und Betrachtungen.

(1856.)

A mighty mass of brick, and smoke and shipping,
Dirty and dusky, but as wide as eye
Could reach, with here and there a sail just skipping
In sight, then lost amidst the forestry
Of masts; a wilderness of steepies peeping
On tiptoe through their sea-coal canopy;
A huge, dun cupola, like a foolscap crown
On a fool's head — and there is London Town!

Byron.

Digitized by Google

Wann wird es einmal ſtill? ... Wann ſoll dieß Toben
Verſtummen, das ſo unaufhaltſam drängt?
Man glaubt zu gehn, und wird doch nur geſchoben,
Man träumt ſich frei und iſt doch eingezwängt —
Die Lampen flammen grell im Wind, doch Oben
Iſt Alles Nacht, und trüb von Dunſt verhängt.
Hier voll von Luſt und dort zernagt von Schmerzen ...
Im Auge den Genuß, den Tod im Herzen ...

(Tagebuchfragment. London, 24. October. Nachts.)

Poeſie in London.

„Schickt keinen Dichter nach London, ſchickt einen Philoſophen nach London!“ Das waren die erſten Worte, die Heinrich Heine ausrief, als er vor zwanzig Jahren nach London kam. Sollte ſich London in den zwanzig Jahren ſo ganz verwandelt haben? Oder ſollte London erſt unter der drückenden Laſt ſeines Nebels das London ſein, welches den unheimlichen, aber gewaltigen Eindruck macht, welchen ich in meinem Leben nicht wieder vergeßen werde?

Das Leben war ſchon ſehr eintönig geworden, als ich nach London kam, die Seaſon war lange vorbei und der dunkle kalte Herbſt war da. Das Weſtend jagte in Schottland oder fiſchte in Wales oder reiſte auf dem Continent. In Regentspark ſpielten die Kinder und Hydepark war ausgeſtorben. Ueber die Straßen aber begann ſchon der Nebel ſich auszubreiten. Gieng man am Nachmittag durch die Regentſtreet, ſo konnte man,

während zu beiden Seiten ſchon die Gasflammen bläulich aufflackerten, weſtlich im Nebel die Sonne noch wie eine rothe Feuerkugel rollen ſehen; und ſtand man etwas ſpäter auf London-Bridge, ſo wogte über das Waßer dahin, um die Maſten und Segel der Schiffe und weit über Southwark, der weiße flatternde Nebel, in welchem die tauſend und aber tauſend Lichter wie eben ſo viele Irrwiſche zu tanzen ſchienen, indeſſen über die City empor der Mond ſtieg und mit ſeinem nebelgetrübten röthlichen Lichte das Häuſermeer und die Schornſteine, die wie Felſen daraus hervorragen, umflimmerte.

Ich kenne alle Vorwürfe genau, die man London und dem Londoner Leben zu machen pflegt. Ich weiß, daß der Fremde, namentlich der Deutſche, Beides auf den erſten Blick für unerträglich proſaiſch, kalt und nüchtern hält; und warum ſoll ich verſchweigen, daß es mir in dem erſten Monat meines Londoner Herbſtes ſelbſt ſo gegangen iſt? daß ich mich niemals unglücklicher, niemals verlaßner, niemals einſamer gefühlt habe? Das „große, gaſtfreundliche, engliſche Volk," wie es unſer Max Schleſinger genannt hat, das Volk, welches ich ſo ſehr achten und ſo ſehr lieben gelernt habe, wird mir dieſes Geſtändnis verzeihen! Meinen Leſern aber wird es einiges Vergnügen gewähren, ein Tagebuchblatt zu leſen, welches ich in der erſten böſen Laune geſchrieben habe; denn nicht Wenige von denen unter

ihnen, die gleichfalls in London geweſen ſind, werden in meinen Klagen und bittren Bemerkungen die ihren wiederfinden.

„Wo iſt die heitere Unregelmäßigkeit der Straßen,“ rief ich aus, „an der man ſich in Deutſchland ſo leicht zurecht findet? Wo bleibt der determinirte Character der einzelnen Quartiere, an welchem man in Paris zugleich Geſchichte, Kunſt und Topographie lernen kann? Hier in London iſt unterſchiedsloſe Gleichförmigkeit bei ungeheurer Größe, ermüdende Monotonie bei unaufhörlichem Getöſe der erſte Eindruck, den der Fremde von der Weltſtadt empfängt. Lang und freudenlos ſtrecken ſich die Roads dahin, die Schlagadern des Londoner Handels, die alten Landſtraßen, die vor Zeiten die City mit den Dörfern und Städtchen der Umgegend verbanden. Dieſe Dörfer und Städtchen ſind ſeitdem integrirende Theile der Stadt und die Roads ſind die Fahrwege der Omnibuſſe und Frachtkarren geworden. Jedes Haus zu beiden Seiten dieſer unabſehlichen breiten Straßen iſt ein Laden, von zehn Menſchen, die hier rennen, ſind neun mindeſtens Geſchäftsleute und von allen Wagen, die hier raſſeln, der fünfte gewiß eine von den Menſchenverſchleppungsmaſchinen, die ſo mit Menſchen behängt und beladen ſind, daß man kaum auf deren Mittelwand in abge-

blaßten Zügen das Wort: „Omnibus" leſen kann. Zwiſchen die Roads haben ſich, parallel und der Länge nach, die Streets angebaut. Hier wohnen die Leute, welche die Times leſen, jeden Morgen ein friſches Hemd anziehen, ſich des Tages viermal waſchen und ſelten ohne Regenſchirm ausgehen. Hier wohnt der Gentleman vom reinſten Waßer und da ſteht ein Haus düſter neben dem andern, mit dunkeln Mauern, verhängten Fenſtern, verſchloßenen Thüren — die ganze Reihe ein Dach und eine Wand. Wenn man auch in London nur wenigen Soldaten begegnet, ſo hat man doch den Eindruck, als wenn ganz London aus Caſernen beſtände.

Die Lücken zwiſchen den Streets und Roads füllen die Lanes aus, ſchmutzige Gäßchen, in welchem das Geſindel hauſt. Man braucht hier nicht in Vorſtädte und Faubourgs zu gehen, um dunſtige Häuſer mit zerbrochenen Fenſterſcheiben, Kehrichthaufen, halbnackte Kinder, gemeine Weibsbilder und betrunkene Strolche zu ſehen! An den End- und Wendepuncten der Streets finden ſich die Squares, die in der That nichts anderes ſind, als Luftdeſtillations-Anſtalten. In der Mitte eines geräumigen Häuſervierecks hat man — natürlich hinter Gittern und ſorgfältigſt verſchloſſen — einen Raſenplatz angelegt, Bäume und Geſträuche darauf geſetzt, deren Geſchäft — business nennt es der Engländer — iſt, den Stickſtoff der Luft einzuſaugen und Sauerſtoff da-

für auszuhauchen. Zu blühen und Blätter zu haben wird dem Baum nebenbei in der Weiſe erlaubt, wie der Gentleman außer ſeinem Comtoir auch wol einmal das Theater beſuchen und neben der Zeitung auch zuweilen einen Roman leſen darf. Auf den Squares wohnen alle Diejenigen, welche ſo viel Geld haben, um friſche Luft bezahlen zu können und doch nicht Millionair genug ſind, um ſich in die Parks zu wagen. Die Squares ſind der Schrecken und die Verzweiflung aller Fremdlinge. Denn da ein jeder dieſer Squares dem andern ſo ähnlich ſieht, wie ein Quadrat von gleichem Flächeninhalt dem andern, ſo iſt es fürwahr das Entſetzlichſte, was einem anſtändigen Manne paſſiren kann, mit der einen Hand den Regenſchirm, mit der andern den windbedrohten Hut haltend, von einer Ecke in die andere zu irren, auf jede Treppe zu treten, an jede Thüre zu ſehen, um aus hundert Nummern die rechte herauszuſuchen. Da liegt vor einem Hauſe gerade ſo wie vor dem andern die Treppe mit den drei weißen Stufen und dem grünen Gitter, zur Seite rechts der kleine offene Raum vor der Küche im Souterrain, darüber im Parterre die zwei Fenſter des Dining-Room und die grüne Thüre mit der meſſingenen Nummer. Die drei Fenſter des Drawing-Room im first floor, die drei Kammerfenſter im zweiten Stock — Alles in düſtere Mauern eingefaßt, — vollenden das unfreundliche Aeußere

des Londoner oder vielmehr des engliſchen Hauſes; denn das Haus hat hier ſeine continentale Individualität gänzlich verloren, und hat ſich als „Home" in der Art generaliſirt, daß es in ſeiner Form ein für allemal gegeben iſt. Und dieſes teppichbelegte, gaserleuchtete Häuschen betrachtet der Engländer wie ſein Schloß, wo er den Souverain ſpielt und das er nach Außen befeſtigt, als wär es eine Citadelle. Die Thüre iſt ſo ſtark und maſſiv, als wäre ſie eben für ein Feſtungsthor gemacht, und neben Glockenzug und Klopfer hält ſie dem Eintretenden — gleichſam als Garanten der Habeas-Corpus-Acte — die Inſchrift: „Knock and ring" entgegen. Wer Einlaß in eine Ritterburg begehrte, durfte nur in das Horn ſtoßen, und die Zugbrücke fiel; die Thür eines engliſchen Bürgerhauſes aber öffnet ſich nur, wenn man klingelt und pocht. Und wenn damit nur die Miſère zu Ende wäre! Du pochſt zweimal ... und ſiehe, aus dem Souterrain ſtürzt ein Mädchen mit wehenden Mützenbändern und fliegenden Haaren hervor, ſie öffnet haſtig, aber mit einem vernichtenden, enttäuſchten Blicke ſieht ſie Dich an, und fragt Dich barſch nach Deinem Begehren. Nach dem Schlag an die Thür hat ſie einen Brief von dem Onkel aus Oſtindien, oder einen Liebesbrief von ihrem ſchottiſchen Soldaten erwartet — denn der Briefträger klopft zweimal. Du klopfſt dreimal — ſie hält Dich für den Droſchkenkutſcher, der die

Herrſchaft herangefahren hat. Um zu klopfen, wie ein Gentleman, mußt Du Dich nothwendig vier Wochen lang vom Tambourmajor einexercieren laßen. Auch greife nicht unbeſonnen nach jedem Glockenzuge; ſonſt geht Dir's wie dem Schreiber dieſer Zeilen, daß Dich das Hausmädchen zur Köchin führt anſtatt zur Dame des Hauſes, weil Du an der — Domeſtikenglocke gezogen haſt. Knock and ring ſollte Jeder zum Motto wählen, der über das Londoner faſhionable Leben ſchreibt. Es iſt die Inſchrift der Thüren, und die der Herzen iſt es auch. Und wer möchte erſt lange pochen und läuten, um Eingang zu den Herzen zu erlangen? Ich bin überzeugt, daß wir Deutſchen uns hier zuerſt deshalb unglücklich fühlen, weil wir um Dinge nicht bitten mögen, von denen wir gewohnt ſind, daß man ſie uns als ein Geſchenk entgegenträgt."

Aber Thackeray hat Recht: „wir ſehen die Welt mit unſren eignen Augen, Jeder von uns; und wir machen uns die Welt, die wir ſehen, ſelber." Wie anders wurde dieſe Welt, dies London, als ich es nicht mehr mit den finſtern, unzufriedenen Augen anſah! Wie wuchs es da, wie wurde es da ſo groß, ſo erhaben, ſo unendlich — ſo voll von Poeſie! Ach, eine Poeſie der erdrückenden Größe, der erſchütternden Unermeßlichkeit, . . . nicht die Poeſie des ewig heitren Kunſthimmels von Italien, der Sommerluſt und Lebensfülle von

Paris: nein! eine Poeſie von eintöniger Pracht, wie die Poeſie des Hades, eine Poeſie, wie ſie ſo ſchauerlich um die Felſenblöcke des Thurmes von Babel zuckt!

Nehmt gleich das Erſte, was dem Fremden in die Hand fällt, wenn er die Stadt betritt — das engliſche Lexicon und das Londoner Adreßbuch. Welch entſetzliche Bücher! Wo iſt da Grund und Boden zu finden? Keltiſche, römiſche, ſächſiſche, normanniſche Sprachelemente laufen Euch bunt durcheinander — einundvierzig Braunſchweigſtraßen, zweiundfünfzig Wellington- und zwanzig Waterlooſtraßen, zwanzig Clarendon- und dreiundzwanzig Ruſſellſtraßen ſtehen ſofort vor Eurem Blicke .... jedes Wort des Lexicons deutet rückwärts auf die Geſchichte von Jahrhunderten, und jede Straße des Adreßbuchs deutet vorwärts in die Unendlichkeit. Der erſte, beſte Omnibus, der vorüberrollt, führt Euch zu den Werften; das erſte, beſte Boot, welches an dem Pier ſchaukelt, führt Euch in die Themſe; und der erſte, beſte Steamer, den Ihr erreicht, führt Euch nach Patagonien oder dem Nordpol. Stellt Euch in London, wohin Ihr immer wollt — ſtellt Euch auf das Dach der St. Pauls-Kirche, oder ſtellt Euch an das Geländer von London-Bridge, oder ſtellt Euch nur vor das Fenſter Eurer Stube und Ihr habt zur einen Seite die alte Welt, und zur andern Seite die neue Welt. Ihr ſteht immer auf dem Punkte, von wo der Meridian ausläuft,

der die Hemiſphären ſchneidet .... Es giebt keine zweite Stadt, die ſo das Gefühl des Unermeßlichen erweckt; die ſo jenen Schauer heraufbeſchwört, den das Leben ſelbſt vor der zermalmenden Wucht des Lebens empfindet. Hier iſt das Leben wie ein Meer, das ſeine Ebbe und ſeine Fluth, ſeine Nebel und ſeine Stürme hat. Und nähmt Ihr gleich, wie der Pſalmiſt ſingt, die Flügel der Morgenröthe, und flöget bis an der Welt Ende — Ihr entgeht ihm nicht. Es zieht Euch hinunter, wie es die Millionen vor Euch hinuntergezogen hat. O, kommt nach London, wenn Ihr es lernen wollt, was Ewigkeit und Unendlichkeit heißt!

Tretet nun mit mir auf die Straßen ſelber — das Erſte, was Ihr berührt, iſt das Pflaſter ... andere Städte ſind mit Quadern oder Asphalt, aber London iſt mit Gold gepflaſtert.*) Mit Gold? ... Ja, wenn Ihr den Reichthum dieſer Stadt zuſammenrechnet, ſo erhaltet Ihr eine ſo große Summe, daß Ihr die Straßen in ihrer ganzen Länge von 1750 engl. Meilen mit Gold bedecken könntet. — Zuerſt iſt es hinlänglich bekannt, daß das Pflaſter der Straßen ſelbſt nicht weniger als 14 Millionen Pfund Sterling koſtet; ſo daß, wenn wir annehmen, jede Meile koſtet nur 8000 Pfd. St., jeder Stein auf der Straße mindeſtens vergoldet ſein

*) Nach Mayhew's „The great world of London.“

könnte. Aber auch die Schätze, die unter den Steinen liegen, ſind gleich unberechenbar, denn unter den Steinen der Londoner Straßen liegen nicht weniger als 1900 Meilen Gasröhren und ungefähr eben ſo viele Meilen Waßerröhren; und das zuſammen, den Fuß nur auf einen Schilling berechnet, würde wieder eine halbe Million koſten. Weiter ſind da die unterirdiſchen Tunnel der Cloaken und Abzugskanäle — ſo zu ſagen die ſteinernen Eingeweide der Rieſenſtadt — und auch ſie ſtrecken ſich in einer Länge von mehren hundert Meilen unter dem Pflaſter der Straßen dahin. Nun berechnet den unermeßlichen Reichthum, der in und unter den Londoner Straßen liegt, berechnet die ungeheuren Summen, die Ihr mit Jedem Schritt unter die Füße tretet und ſagt, ob London nicht mit Gold gepflaſtert ſei?

Aber Londons Größe und Erhabenheit ruht nicht in ſeinem goldenen Pflaſter. Sie zeigt ſich nicht in der Pracht ſeiner Architektur, nicht in den Straßen des Weſtends mit ihren langen Zeilen von Paläſten, nicht in Pall-Mall mit ſeiner Reihe ſtattlicher Clubhäuſer oder in Regent-Street, wo Ihr viertelſtundenlang Nichts ſeht, als eine impoſante Façade, und wo jede Façade doch wieder verſchieden iſt von der andern, ſo daß, wenn Ihr hinunterwandelt, eine Art von architektoniſchem Panorama an Eurem Auge vorbeigleitet, — ſie zeigt ſich nicht in den fürſtlichen Squares und Terraſſen von

Belgrave und Tyburn. Die Majeſtät Londons entfaltet ſich nicht in der Pracht ſeiner Läden — in dieſen kryſtallnen Magazinen, deren Fenſterſcheiben in Umfang und Glanz den Eisſcheiben des klaren Sees gleichen und deren Hallen von den koſtbarſten Erzeugniſſen aller Zonen ſtrahlen. Auch nicht in den Docks des Eaſt-Ends und in Whitechapel, deſſen Straßen mit den vom Waßer heraufragenden Maſtſpitzen und den ſchwarzen Rauchfängen ſo ganz an die holländiſchen Hafenplätze erinnern; wo der Sinn des Betrachtenden von den Reichthümern, die in den Warehouſes am Waſſer aufgeſtapelt ſind, wahrhaft betäubt wird. Die eigenthümliche Größe und Poeſie Londons dürft Ihr auch nicht in den breiten, grünen Parks ſuchen, dieſen lieblichen Landidyllen, die eine freundliche Hand dicht vor den Grundmauern der rauchgetrockneten Hauptſtadt erſchaffen hat, und deren ſaftiges Grün doppelt erquickt, nicht blos, weil es mit der düſtern roſtig-rothen Maſſe von Ziegeln und Mörtel contraſtirt, die es umgiebt: ſondern weil aus ſeinen Blättern, ſeinen Gebüſchen, ſeinen Waßern der Lufthauch weht, der den hunderttauſend in den dumpfen Straßen eingepferchten Menſchen Kühlung und Friſche zuführt. Aber das Alles iſt es nicht. — Die wahre Größe Londons liegt in der ungeheuren Fülle des Lebens, die ſich täglich und ſtündlich durch jede ſeiner Adern ergießt.

Reisende sprechen mit einer Art von Andacht von dem großen Niagarafall, wo tausend auf tausend Schaumwogen sich über die Felsen stürzen in eine unermeßliche schreckliche Flut. Aber was ist diese Wasserflut gegen die Menschenflut, gegen den lebenden Strom von Millionen rastloser Seelen, wo jede dahineilt mit einem andern Zweck, die sich kreuzen, sich aufzuhalten suchen und endlich doch hinunterstürzen? Was ist die vereinte Macht des größten Waßerfalls in der Welt gegen die unbändige Kraft, die so viel Gedanken, so viel Willen, so viel Leidenschaften auszuüben im Stande ist? Und wenn das Brausen der stürzenden Wasser das Gemüth erschreckt und betäubt, — wahrlich, der Lärm und Tumult des Londoner Straßenlebens kann das Gehirn dem Wahnsinn nahe bringen. Führt den Fremden, der vom ruhigen Lande oder einer fremden Stadt hereinkommt, um fünf Uhr Nachmittags in die City; zeigt ihm die unabsehbaren Menschenhaufen, die sich durch die langen Straßen drängen, wie sich eine Schafheerde in die Hürde drängt; laßt ihn die Omnibusse, die Cabs, die Gigs sehen, vollgepackt von menschlichen Wesen, und dicht nebeneinander gezwängt, wie die Pflastersteine, über die sie sich fortarbeiten — laßt ihn, wohin er sich immer wendet, dieselbe schwarze Masse, denselben Lärm, dieselbe Thätigkeit, dasselbe Gewühl finden, auf den Plätzen, auf den Squares, in den Straßen, in den

Gäßchen, in der entlegenſten Durchfuhr — das laßt ihn ſehen, und gewiß, er wird zugeſtehen, daß die Welt kein Wunder hat, das ſich dieſem vergleichen könnte!

Ach, das Gefühl deſſen, der mit einer Caravane die Sahara durchzieht, — das Gefühl deſſen, der auf einem Segelſchiff im Nebel des Weltmeeres ſchwankt — gewiß, es iſt das Gefühl der ungeheuern Einſamkeit, der entſetzlichſten Verlaſſenheit. Aber das Gefühl, das den Fremden in London zuweilen überkommt, iſt nicht minder ungeheuer, nicht minder entſetzlich, obwol von der gerade entgegengeſetzten Seite. Es iſt das Bewußtſein, von einer ewig wogenden Menſchenmenge umgeben zu ſein, der wir nicht entgehen können — von der wir gefeßelt und magiſch gehalten werden; es iſt das Bewußtſein freundlos, einſam, mitten in dieſer Menſchenmenge zu ſtehn, die von unſrem Leben Nichts weiß und von unſrem Tode Nichts merkt ... Ach, das Gefühl, nicht entrinnen zu können — geſchoben zu werden, wo man zu gehen meint, — in der fürchterlichſten Abhängigkeit zu leben, wo man doch die größte Freiheit zu genießen glaubt ... Das iſt die tragiſche Seite der Poeſie in London!

Und nun die Nacht in London — o, eine Nacht ſo voll Elend, ſo voll Schauer, ſo voll Schrecken, und doch ſo ſchön! So voll Pracht und Poeſie! Lichtfaden an Lichtfaden zieht ſich dahin, wie der Schweif eines

Kometen; und ſie ſchneiden ſich und kreuzen ſich, bis ſie ſich im Nebel der Ferne verlieren. Und über Allem hängt eine graue Wolke, an den Enden flammend, als ſtände die Rieſenſtadt in Feuer, oder als bräche ſich im Nordmeer Welle auf Welle und phosphorescierte von den Millionen Geſchöpfen, die darin wohnen. Berauſchendes Gefühl, ſo allein, ſo ungekannt, ſo ganz mit ſich ſelbſt durch die ungeheuren Straßen, die leerer werden von Stunde zu Stunde, durch die unendlichen Lichterzeilen, die nun dem Unglück und der Sünde leuchten, ſo zu irren wir in einer verzauberten Stadt, wo die Königin auf dem Throne ſchläft und alles Volk rings um ſie, während nur erſtaunte Fremdlinge aus weiten Landen, der Sänger und ſeine Genoſſen wachen und heimatlos vorüberſchweifen! — Aber nun iſt auch die Zeit, daß die Läden dunkel werden, und die traurigen Gin- und Alepaläſte ihre zerlumpten und ſchmutzigen Gäſte auf die Straße werfen. Die Aergſten und Gefährlichſten ſtellen ſich an die Straßenecken und lachen und lärmen und ſuchen mit den Vorübergehenden Händel anzufangen; oder ſie legen ſich auf die Steine, die mitten auf der Straße aufgeriſſen und aufgehäuft ſind, weil die Kanäle ausgebeſſert werden ſollen. Eine Gasflamme, die hier aus einer langen Röhre flackernd in die Luft ſchlägt, beleuchtet ſie; die Einen rauchen, die Andern ſchlafen. Ein Trupp Policemen ſteht in der Nähe und

beobachtet ſie. Denn wie ſie hier liegen und rauchen und ſchlafen, ſind es allzumal Subjecte, denen das eigene Leben nicht viel, und das fremde noch weniger gilt. — Aber auch an ergreifenden Scenen fehlt es nicht. Tretet heran zu dieſem Treppenſtein, kalt und feucht von der nebligen Octobernacht. Ein Knabe in zerriſſenen Höschen und Jäckchen von Linnen hat ſich fröſtelnd darauf zuſammen gekauert, das zitternde Händchen hält noch das Schwefelholzkäſtchen, das er am Tage vergeblich zum Verkaufe ausgeboten hat, über ſein fahles Geſichtchen fällt der volle Schein der Straßenlaterne... Er ſchläft. — Er ſchläft ſo lange, bis ihn der wachthabende Policeman barſch weckt und ihn nach ſeinem Home frägt. — Es kennt ſeinen Vater nicht und iſt von ſeiner Mutter verlaßen worden, — ach! — und ſein Home iſt der nächſte Treppenſtein, wo ihn der Policeman nicht entdeckt! — Ihr geht weiter, — Ihr ſeht, in einer Seitengaſſe, platt auf den Boden geſtreckt, einen Vagabunden mit zugeknöpftem Frack und eingedrücktem Hut, trunken von Brandy und Schlaf liegt er da — Ihr ſtoßt ihn mit dem Fuß an, er rührt ſich nicht — werft ihm einen Penny aufs Steinpflaſter, vielleicht erweckt ihn das. Aber fragt ihn nicht nach ſeinem Home. — heute hat er keins, morgen vielleicht findet er eins in Newgate oder am Galgen. — Wieder zwei Schritte vorwärts, und ein Mädchen mit

unglückſelig ſchönen Augen, noch ein halbes Kind, kaum über ſiebzehn, hängt ſich Euch an den Arm. Ihr ſchleudert es unwillig hinweg — weinend kehrt es zu Euch zurück und jammernd fleht es Euch an, mit ihm zu gehen ... Auch ein obdachloſes Weſen! — Denn jene ſchmutzigen Speluken in den verrufenen Gaſſen ſind ſein Home nur, wenn es einen Herrn mitbringt, dem man dort — in der hülfloſen Einſamkeit der Londoner Nacht — die Wahl zwiſchen Leben oder Börſe zu laſſen pflegt. Wenn das elende Geſchöpf keinen Herrn findet, ſo muß es auf der Straße umherirren bis an den Morgen, hungernd, todtmüde, froſtgeſchüttelt. Wer ſolchem Unglück einmal in die Augen geſehen hat, der vergißt es ſein Lebtag nicht wieder — oft mitten im warmen und freudigen Genuß, wird ihm in dem beſchmutzten Wollkleidchen mit der kurzen Mantille, unter der die rothen Arme hervorſchauen, ſolch eine unſelige Geſtalt aus der Londoner Octobernacht vor die ſchaudernde Seele treten ...

Aber wieder nur zwei Schritte weiter und die Scene ändert ſich. Ihr ſeid in Regentſtreet, unter dem Laſter mit der Lorgnette im Auge, unter der Sünde, die Atlaskleider, Pariſer Glacéehandſchuhe und Batiſttaſchentücher trägt, die nach Patchouly duften. Sie umſchwärmen Euch, die reizenden Weſen, die ihre Studien auf dem Boulevard des Italiens gemacht haben, die

Unwiderſtehlichen, die Liebe ſo ſchön zu heucheln wiſſen und den Glauben daran ſo bitter beſtrafen! Von der Grazie des Pariſer Lorettenthums könnte man hier nicht die Spur entdecken. Die Natur der Franzöſin giebt ſich auch in ihren verirrten Kindern noch zu erkennen; es bleibt immer noch ein geiſtreiches, pikantes Spiel. Hier geht es ſogleich auf den enttäuſchenden Ernſt hinaus. Hier hat ſich die Sünde ſogleich geſchäftsmäßig etablirt, — ſie hat ihre Börſe auf Haymarket, und ihre Geſchäftslocale in Holborn-Caſino und Argyll-Rooms; ja ſie hat ſogar ihre eigene Literatur, die ſich in ſchamloſen Bildern und Büchern in Holywellſtreet Fenſter an Fenſter bei blendendem Gas zur Schau und zum Kauf aufſtellt. Denn in England kann ja nun einmal Nichts ohne die nationale Tendenz des „trade" auftreten! — Und ſo geht die Nacht hin; und wenn nun die Straßen blau werden von dem Lichte des kommenden Morgens, wenn die Kirchthürme und die Dachgiebel den klaren Himmel mit einer Schärfe der Umriſſe ſchneiden, die man nur ſieht, ehe die Millionen Kamine die Stadt mit ihrem Rauch bedecken — dann kommen die Armen hervor, mit ungewaſchenem Geſicht und mit ungekämmtem Haar. Die Einen gehn mit ſtaubigen Körben auf dem Rücken, um jeden Schmutzhaufen nach weggeworfenen Knochen oder zerfetzten Lumpen und alten Eiſenſtücken zu durchwühlen; die Andern, auf ihrem Wege zur

Tagelöhnerarbeit, ſtellen ſich an irgend einer Straßenecke um den Frühſtückstiſch und die dampfenden Kaffeekübel, die über Kohlenpfannnen warm gehalten werden, während aus einer von den ſchmutzigen Seitengäßchen ſchon das kleine, ſchlumpige Mädchen herauskommt, das mit greller Stimme durch die ſchlummernden Straßen ruft: „Waßerkreſſe! Waſſerkreſſe!“ Und dieſer ſchrille Ruf, der durch die Einſamkeit gellt und das ungeheure Getöſe von Wagen, Pferden und Menſchen, das bald durch dieſelben Straßen donnern wird: ſpricht dieſer Gegenſatz nicht eine Sprache, gegen den Alles als matt und bleich zurücktritt, was die feurigſte Einbildungskraft eines Dichters erfinden kann? Sagt er Euch nicht, daß Alles vergänglich ſei — die Nacht .... der Tag .... der Lärm .... das Toſen .... die Macht .... die Herrlichkeit .... London und — Ihr ſelbſt? Und dieſe Poeſie, die die Seele hebt, indem ſie ſie erſchüttert; die den Geiſt überwältigt, indem ſie ihn auf Sphären weist, die jenem Wechſel nicht unterworfen ſind; die dem Gemüthe Bilder des Entſetzens einprägt, um es mit doppelter Liebe für der Menſchheit Leid und Weh zu erfüllen .... Leſer, das iſt die Poeſie von London!

Eine Wanderung in Regen und Nebel.

An einem aſchgrauen Regentage, früh noch als die Lehrjungen aus den Nagſchulen in ihren rothen Jacken über den Weg liefen, begann ich meine erſte Wanderung durch London. Andere Städte ſieht man lieber im Sonnenſchein; zum Character des herbſtlichen London aber gehört ein grauer, troſtloſer Himmel und ein trauriger, monotoner Regen. An ſolchen Tagen regieren in London die Droſchkenkutſcher; ſie führen Peitſche und Zügel mit dem Anſtand und den Mienen der Tyrannen. Frei ſind nur die Lumpe, die auf eigenen Füßen durch den Schmutz waten. Und ſo gelangte auch ich nach Whitehall. Rechts ſtehen die Caſernen der Horſegarden und die Wachtpoſten davor, auf ihren ſchwarzen Roßen in eine Niſche poſtirt, ſehen aus, als wären ſie Standbilder; ſie rühren und regen ſich nicht. Von den Menſchen wundert's mich nicht; denn die Engländer ſind ja Alle ſo ſteif, wie die Kragen, die ſie am Halſe tragen ... aber die Pferde verdienen wirklich alles Lob und könnten unſern Theaterſchimmeln ein würdiges Beiſpiel geben. Vor den Miniſterien, die ſich hier anſchließen, ſtehen keine Schilderhäuſer und keine Soldaten. Aber an Policemen iſt Gottlob kein Mangel; und die Policemen tragen in ihrem anſtändigen Frack einen unanſtändigen Knüttel, ganz mit Blei aus-

gefüllt. Dieß weiß ein Jeder; von einem Gebäude, das ganz beſcheiden am Wege, den Horſegarden gegenüber, liegt, wißen aber nur Wenige Etwas. Es iſt der alte Königspalaſt, in welchem Jacob I. lebte und hinter welchem Karl I. ſtarb. Wenn man in den Hof tritt, ſo ſieht man noch in einigen alten Bäumen und Geſträuchen die Reſte des ehemaligen Parkes. In der Mitte des Hofes — wahrſcheinlich auf dem Platze, wo Karl's Schaffot ſtand — ſteht Jacob's II. Monument, das er ſich ſelbſt mit der Inſchrift: „dem Schützer des Glaubens" errichtete. Hätte ich's nicht ſelber geſehn, ich würde es nicht glauben, daß der freie Boden von England das Standbild eines ſolchen Tyrannen und mit einer ſolchen Inſchrift tragen könne! Aber England fühlt wol, daß es doch nur wie ein Hohn daſteht auf den Flüchtling von St. Germains und als eine Warnung für alle folgende Herrſcher, daß das engliſche Volk mit ſeiner Freiheit und ſeinem Glauben nicht ſpielen laße. Sobald man wieder auf die Straße hinausgetreten iſt, erblickt man die ſteinernen Thürme des neuen Parlamentsgebäudes. Dieſes Haus, auf welchem die ganze Majeſtät des engliſchen Volkes ruht, iſt nicht allein in ſeinen Dimenſionen, ſondern auch in ſeiner ganzen Erſcheinung der impoſanteſte Bau der Weltſtadt. Vor dieſe Mauern ſoll man treten, wenn man von der Glorie der weltbeherrſchenden Nation angeweht werden will; ſie ſind die

Grundmauern ihrer Vergangenheit, die Festungsmauern ihrer Zukunft. Dieser Palast des Volkes steht Jedem offen, der ihn besuchen will, auch dem Niedrigsten. Soldaten stehen nicht vor dem Thore; aber in den Gängen sind viele Policemen. Durch prachtvolle Hallen, über Kautschukboden, gelangt man in den Sitzungssaal der Lords. Hier steht der goldstrahlende, diamantenbesetzte Thron der Königin — rechts und links niedrigere Sitze für den Prinzen, ihren Mann, und den Prinzen, ihren Sohn. Der Wollsack des Lordkanzlers hat sich in eine Art von purpurnem Divan verwandelt; in der Mitte ist der abgesperrte Raum für den obersten Gerichtshof, vor dem einst die königliche Caroline, des Ehebruchs angeklagt, stand, auf beiden Seiten die rothbeschlagenen Bänke der Pairs. Der Saal der Gemeinen sieht viel einfacher aus; kahle Wände, schlichte Strohmatten auf dem Boden, hölzerne Stühle auf den Stufen ... aber auf jeder Lehne ein berühmter Name, auf jedem Schritt eine große Erinnerung. England hat nicht blos ein großes Parlamentsgebäude, sondern auch große Männer für dasselbe.

Den beiden Häusern gegenüber steht die altehrwürdige Westminsterabtey. England hat nicht blos große Männer, sondern England weiß auch, sie zu ehren und nach der Weise aller weltgebietenden Staaten hält es den Boden der Kirche für nicht zu heilig, um neben den

Denkmalen und Wahrzeichen der erlösenden göttlichen Gnade auch die Monumente Derer zu tragen, die durch die Gedanken und die That das Werk der Erlösung menschlich gefördert haben. Wie im Paulsdom, der mit seiner mächtigen Kuppel über alle Dächer der City emporragt, so findet man auch in der Westminsterabtey diese erhebenden Werke einer dankbaren Nachwelt. Die Kirchen sind zu den hehrsten Ruhmeshallen der Nation geworden; wer sie betritt, wird von dem Geist der ganzen englischen Geschichte angeweht; wer hier wandelt, geht durch Jahrhunderte, die sich um ihn seltsam beleben. Ich habe auf diesem für die Engländer so glorreichen Wege immer an den „Weg der Subscription" denken müßen, auf welchem bei uns die großen Männer zu Monumenten kommen. Auch habe ich daran denken müßen, daß man im Teutoburger Walde unserm Hermann ein Denkmal bauen wollte und sich den Arm stehlen ließ, mit welchem er einst die Römer geschlagen!

Der Gedanke an Deutschland verfolgte mich durch die ganze Westminsterabtey. Er quälte mich; und ich dankte Gott, als ich wieder draußen war, im Regen und im Nebel. Hungerfordmarket mit seinen Seekrebsen und Seefrüchten ward paßirt .... Die Themse in ihrer ganzen Breite lag vor mir, und im Nebel, selbst Nebel hauchend, huschten die Dampfer auf

und nieder. Man fährt hier an der ganzen Länge der City herunter — an einigen Docks, an Somerſet-haus — der Reſidenz der jungfräulichen Eliſabeth — vorüber und landet in der Nähe des Tower. Das ſchmutzige Hafenleben erfüllt alle Gaßen, Plätze und Häuſer rings umher; aber ernſt, grau, eine Feſtung mit Wall, Graben und Mauern, ſchaut die Königsburg von ihrem Hügel herunter. Alte Krieger in rothen weiten Röcken mit Puffärmeln und Sammtbaretts mit ſeidenen Bändchen — der Tracht aus der Zeit Hein-rich's **VII.** — halten Wache und führen den Fremden. Eine militairiſche Muſikbande ſpielte in einem der mauer-umſchloßenen Höfe. Von der Rüſtkammer und den Krondiamanten will ich nicht ſprechen, auch von dem dunkeln Loch, in welchem Walter Raleigh zwanzig Jahr lang ſaß, und dem Block und dem Henkerbeil und den ſpaniſchen Marterwerkzeugen will ich nicht ſprechen. Aber verſchweigen will ich nicht, daß mir das Herz klopfte, als ich in dem Zimmer war, wo Guilford Dudley ſchmachtete, über ſich die geliebte Jane Gray, deren Namen er noch vor dem letzten Gange in die Stein-wände — weniger hart als das Herz ſeiner Henker — grub. Auch das Fenſter ſah ich, hinter welchem die Söhne Eduard's der Herrſchſucht eines wahnwitzigen Tyrannen geopfert wurden; doch die Söhne Eduard's waren Kinder und ſie ſtarben im Schlafe. Dudley aber

war ein Mann und er ſtarb mit dem Bewußtſein, von dem ſchönſten und unglückſeligſten Weibe der Welt geliebt zu werden! Mit welchem Gefühle die Engländer dieſe Schandflecken ihrer Geſchichte betrachten? Die Engländer ſind nicht ſo ſentimental, wie ihre continentalen Stammverwandten; jedes dieſer Blutmale iſt ihnen ein Siegel an der großen Urkunde ihrer ſchwererrungenen Freiheit.

Der Tunnel iſt eine Berühmtheit von verjährtem Daſein; ſeit man Eiſenbahnen über Meere und Alpen gelegt hat, erſcheint ein Gang, der unter einem Fluß hingeführt iſt, als eine reine Bagatelle. Aber ich hatte eine ganz eigene Sympathie für dieſes Bauwerk bewahrt. Ich erinnere mich aus meiner früheſten Jugendzeit der begeiſterten Schilderung, die mir meine Frau Mama von dieſem Wunderwerke gab, als ſie von einer Reiſe nach London in unſer ſtilles Landſtädtchen zurückkam. Auch des Guckkaſtens erinnere ich mich noch recht wol, den ſie mir damals mitbrachte; man hatte da einen gar herrlichen Blick in dieſe dunkeln Gänge, über denen das breite Waßer wogen und viele Schiffe fahren ſollten. Gott im Himmel! wie glücklich iſt man, ſo lange man noch nichts geſehen hat, als die Berge, die den heimathlichen Horizont tragen! Und wie köſtlich baut ſolch eine jugendliche Phantaſie in's Blaue hinein! Indem ich die zwiefach gewundene Wendeltreppe in dies Reich der Tiefe

hinabſtieg und nun die matt erhellten Wölbungen durchſchritt, hatte ich immer noch tiefere Eindrücke von den Gedanken an jenen Guckkaſten, als jetzt von der Wirklichkeit ſelber. Zudem hat der Tunnel auch für London ſeine Bedeutung verloren; die Verbindung beider Themſeufer wird heut zu Tage durch Dampfſchiffe billiger und raſcher bewirkt und nur die Schatten weniger Fremden ſchwanken noch an den weißen, ſchwach erhellten Wänden dahin. Es weht ſchon Verweſungsluft durch die Hallen; ſchadhafte Stellen werden ſchon ſichtbar, und da die Speculation eine ſo gar verfehlte war, wird man zu Reſtaurationen keinen Antrieb haben. In funfzig Jahren vielleicht wird man vom Tunnel nur wie von einer Mythe ſprechen und die Antiquare künftiger Jahrhunderte werden ſich um die Stelle ſtreiten, wo er geweſen. Die Gegend über und neben dem Tunnel regt auch bei Weitem mehr an. Da ſind die Docks mit den Schiffen aller Zonen, und wie leicht ſchlagen die Gedanken von hier aus die luftigen Brücken hinüber zu fernen Eilanden und den erſehnten Küſten ſo vieler ſchöner Träume und Phantaſieen! Da liegen ſie die meerdurchwandelnden Fahrzeuge, um deren Segel die Tropenwinde gebraust, auf deren Maſten die Sturmvögel in dunkeln Nächten geſeßen haben! Und dieſe Anker, die gewaltigen, an ihren Ketten und baumdicken Seilen, auf welchen Klippen und Riffen mögen ſie geruht haben! O, wer

ſo, an die Planken gelehnt, in alle Welt hinausfliegen könnte! — Auch das Schiffsvolk in ſeinen Theerhüten und Linnenhoſen, das hier am Waßer arbeitet, hat trotz aller Gemeinheit immer noch viel Anziehendes für den Beobachter. Denn der Anhauch des Meeres, und wär's auch nur von Weitem, macht kühn und verwegen. Dennoch möchte ich auf den Edelmuth von Eaſtcheap bei Nacht und Nebel nicht bauen. Dieſe dunſtigen Gaßen, dieſe alten rauchgeſchwärzten Häuſer und Baracken — viele von ihnen ſind Reſte des alten Londons, wie es vor dem großen Brande war — die halbnackten Weiber vor der Thüre mit den ſchmutzigen Kindern im Arme und darüber der Nebel, die Dämmerung und der Regen ... das iſt wol Alles intereſſant, aber nicht einladend. In Southwark, auf der rechten Seite des Waßers, war es viel angenehmer und reinlicher. Ich gerieth hier in eine Gegend, die ganz ſo ſtill und ruhig ausſah, wie ein Dorf. Fröhliche Kinder ſprangen vor den Häuſern umher, die Arbeitsleute kehrten von dem Tagwerk heim, hier und da ſtanden Bäume und aus manchen Fenſtern blickte ein bleiches, ſchönes Geſicht. Um eine Cigarre anzuzünden, trat ich in eines der kleinen freundlichen Häuſer; es ſah einfach, aber nett und reinlich darin aus. Ich ſetzte mich an den Feuerheerd, ich ſprach mit der Mutter, ſpielte mit den kleinen Jungen und küßte die kleinen Mädchen — und als ich

wieder draußen war, hatte man mir weder die Uhr, noch das Taſchentuch geſtohlen.

Allmählig war es nun dunkel geworden, und die Gasflammen fiengen eine nach der andern an zu flackern. So iſt London am ſchönſten, ſo iſt es wahrhaft ſchön. Dies Leuchten im Nebel, dieſer Widerſchein auf den feuchten Steinen des Trottoirs iſt bezaubernd. Mitten in dieſem derben Realismus giebt es Momente, wo man ſich in einer andern, in einer Geiſterwelt glauben möchte. Dann klingen die Regentropfen auf den Regenſchirm, wie lauter feine Stimmchen, die ſich mit dem unaufhörlichen Rollen der Wagen zu einer gar ſeltſamen Melodie vereinen; und zu dieſer Muſik erſcheinen die glänzenden Bilder der Straßen und Plätze als Couliſſen und ehe man ſich's verſieht, hat man auch zur dramatiſchen Belebung die rechte Volksſcene. Mich führte mein Weg, da es Sonnabend war, zu einem der berühmten Sonnabendsmärkte, zum Camberwellmarket bei Elephant-Caſtle. Dieſe Sonnabendsmärkte ſind ein durch die ſtrenge Sonntagsfeier hervorgerufenes Bedürfnis; ſie beginnen gegen 8 Uhr Abends und zu ihnen verſammeln ſich die Bewohner der Souterrains von ganz London, der Küchen ſowol als Kellerwohnungen. Hier wird um Fleiſch gefeilſcht und um Brod, um Fiſche und Kartoffeln, und da hier auch zuweilen geſtohlen wird, ſo giebt es hier auch viele Policemen. Zugleich zeigen ſich die erſten

Muſter ſonntäglicher Betrunkenheit. Denn, da der Sonntag hier, im Lande der orthodoxen Feier, der dies fastus zum Saufen und Raufen iſt, ſo gebührt ſich's wol, daß man auch den Vorabend ſolenn begeht. Dies Treiben vor und in den Buden, in ſeiner ganzen Breite und Länge von tauſend Lichtern überflimmert, iſt ein ſo beſonders ſchönes und lebhaftes Bild, daß ich ihm im Londoner Leben nichts Ähnliches zu vergleichen wüßte. — Durch lange und volkreiche Straßen kam ich zur Blackfriarsbridge und in Fleetſtreet betrat ich den von Gewühl dröhnenden Boden der City. Von ſolch einem Menſchenſtrome wird man leicht und auf unterhaltende Weiſe mit fortgezogen; und bald war ich in meiner ſtillen Straße und vor der reinen, weißen Treppe meines Hauſes angekommen. Das Rauſchen der Weltſtadt war verklungen, ſobald die Hausthüre hinter mir zugefallen war; keine Welle mehr berührte den Frieden, der mich plötzlich in ſich aufgenommen hatte. Über dem Tiſche brannte in kryſtallener Kuppel das Gaslicht, im marmorgetäfelten Kamine praßelte ein angenehm duftendes Feuer und ich rollte meinen Seßel heran. — Der Leſer aber wird geſtehen, daß man in London auch in Regen und Nebel Mancherlei ſehen und hören kann.

Die Theater in London.

Wenn es wirklich ein Troſt wäre, für eigenes Mißgeſchick ſich mit dem noch größeren ſeines Nächſten zu tröſten, ſo hätten wir allerdings Grund genug, uns über den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Bühne zu beruhigen, wenn wir den der engliſchen betrachten. Man kann ſagen, daß in Deutſchland bei einer dramatiſchen Production, die zwiſchen den Polen der äußerſten Monotonie und der äußerſten Effecthaſcherei unſicher hin- und herlavirt, und bei einem Geſchmacke des Publicums, der zwiſchen Prüderie und Blaſirtheit auf- und niederſchwankt, doch gerade jetzt ein Intereſſe für's Theater, ſowol bei den Dichtern als auch im Publicum lebt, wie kaum in ſeiner claſſiſchen Zeit. Wir haben keinen Mangel an guten Schauſpielern, und was die Oper betrifft, ſo wißen wir ja, wie gerade jetzt zwei muſikaliſche Richtungen in einen Streit mit einander gerathen ſind, der uns noch lange in Spannung erhalten wird. Von dem Allen iſt in England keine Spur. Die dramatiſche Production iſt in die Hände des Handwerks gefallen. Außer Douglas Jerrold — deſſen zu frühzeitiger Tod uns und alle Verehrer der engliſchen Literatur jüngſt erſchüttert hat — und etwa noch Tom Taylor und Charles Reade hat ſich ſchon lange kein Autor von Diſtinction mehr am Theater betheiligt. Was

der Tag bringt, ſind nur Poſſen und Überſetzungen. Und wie denn das zu gehen pflegt, man überſetzt nicht Molière, nicht einmal Scribe; aber man überſetzt Dumas und dramatiſirt Sue. Man verſucht kein Drama von Schiller oder von Goethe, aber man holt Kotzebue hervor und ſpielt Halm's Griſeldis. „Wir haben keine Schauſpieler und kein Publicum mehr!" ruft Douglas Jerrold aus. Es iſt wahr, daß die große Maſſe der engliſchen Schauſpieler Handwerker ſind, wie die Fabrikanten der Stücke, die ſie ſpielen. Allein es giebt auch hier Ausnahmen; für die feinere Komik ſind Murdoch vom Haymarket-Theater und Robſon vom Olympic ausgezeichnet; für die Shakſpere'ſche Komik hat das Theater von Saddler's Well's viele gute Kräfte, aber für die Tragik befriedigt weder Phelps noch Kean, obwol ſie als wie Sterne am Theaterhimmel Londons gefeiert werden.

Was Douglas Jerrold über das Publicum ſagt, iſt buchſtäblich und unbedingt zu nehmen. Während in der Blüthezeit des engliſchen Theaters die Schauſpielkunſt recht eigentlich unter dem Schutze des hohen Adels gedieh, ohne ſich darum dem Volke irgendwie zu entfremden; während ſich die damaligen Dichter eines Publicums erfreuten, „in welchem die höchſte Intelligenz, die feinſte Bildung der Zeit vertreten war neben dem Mutterwitz und dem derben geſunden Humor des altengliſchen Volkes" (Kreyſſig, Vorleſungen über Shakſpere I, 22):

ſo hat das Londoner Theater von heut gar kein Publicum, wenigſtens kein urtheilsfähiges mehr. Der Beſuch des Theaters iſt ſchon lange aus der Mode gekommen, ja er iſt durchaus unreſpectabel geworden. Aber es iſt nicht blos die Ariſtocratie, die ſich zurückgezogen hat — ſie würde nicht den Ausſchlag gegeben haben. „Es iſt vornehmlich," wie Karl Ohly (Brockhaus' Gegenwart XI, 358) ſehr richtig bemerkt, „das nationalökonomiſche und zugleich ſehr fromme und ſehr materielle England, die „respectability" der Mittelclaſſen, welche ſich heutzutage dem Theater feindſelig gegenüberſtellt." Die „respectability" geht nur an die Börſe und in die Kirche; die Ariſtocratie läßt doch mindeſtens noch den Beſuch von Her Majeſty's zu. Die Oper — bei der jedoch vom Paukenſchläger bis zur Primadonna Alles Italiener, Deutſche und Franzoſen ſind — iſt mit in den Kreis des faſhionablen Lebens aufgenommen worden. Wunderbar genug — der Zweig der dramatiſchen Compoſition, in welchem England ſo durchaus unfruchtbar iſt, daß es nicht einmal einen Verſuch gewagt hat — dieſer Zweig wird protegirt! Protegirt freilich, wie man Piver, den Parfümeur von Regentſtreet und Moſes, den großen Modiſten von Holborn protegirt. Die Oper iſt vollſtändig ariſtocratiſche Paſſion. Sie wird mit den Parlamentshäuſern im Februar geöffnet und mit den Parlamentshäuſern im Auguſt geſchloſſen. Sobald

Buckinghampalace und Kenſingtongarden verlaſſen werden, wandert auch die Schaar der Sänger und Sängerinnen aus, um die Lorbeeren der Reſidenz mit dem Golde der Provinzen zu legiren. Im October und November kehren ſie, auf der Durchreiſe nach dem Continent, auf kurze Zeit nach London zurück, und es beginnt die kurze Nachſaiſon, zu der Alles ſtrömt, was von der eigentlichen „Seaſon" ausgeſchloſſen war, und in welcher ſich die Künſtler und die Künſtlerinnen ſchließlich noch das Reiſegeld verdienen. Dieſe Nachſaiſon hatte eben begonnen, als ich nach London kam. Zuerſt trat Signora Piccolomini, das enfant gâté der Saiſon, von ihrem Triumphzug durch das britiſche Reich lorbeerbeladen nach London zurückgekehrt, in Her Majeſty's Theater auf, jedoch nur zweimal, da ihr beginnendes Pariſer Engagement ihr kein öfteres Erſcheinen geſtattete. Das Publicum, vor dem ſie dieſe beiden Male ſang, war zwar weniger vornehm, als das Sommerpublicum, aber wo möglich noch enthuſiaſtiſcher; mit unbeſchreiblichem Jubel begrüßte es den ſchönen Südſtern, der im Nebel der Londoner Octobernacht vor ihm aufgieng. Am erſten Abend trat die Piccolomini in „Don Pasquale" und „Die Tochter des Regiments" auf; am zweiten in ihrer Glanzpartie, der Verdiſchen „Traviata." Dieſe, dazumal allerneueſte Oper des italieniſchen Meiſters iſt bekanntlich die in Muſik geſetzte

„Dame aux Camélias;" alle Lorettengefühle, der ganze Faubourg Montmartre ist hier in Musik verwandelt worden; alle Champagnerstöpsel der Maison dorée fliegen darin, und sie enthält Auftritte, gegen welche die unvergleichliche Sackscene in Rigoletto nur ein schwacher Versuch gegen die Aesthetik ist. Das galante Frankreich spielte in der Traviata dem ehrenfesten England einen Trumpf auf. Auch hatte, wie derzeit die Blätter meldeten, im katholischen Dublin der Erzbischof gegen die fernere Aufführung dieser Oper protestirt; allein der Gouverneur entschied sich, auf Grund der englischen Rechtsanschauung von der Unzulässigkeit einer solchen Prohibitivmaßregel, zu Gunsten der Traviata und London, die Hauptstadt „des Glaubens ohne Philosophie und Kritik" (um mich eines damals gebrauchten Ausdrucks der „Times" zu bedienen), applaudirte und war hingerissen. Freilich — Signora Piccolomini ist das lieblichste Wesen, das je auf den Brettern von Her Majesty's gestanden hat. Ihr Auge hat Feuer, ihr Gesang Gluth, ihr Spiel Leidenschaft und außerdem ist sie Italienerin und schön und jung! — Und man muß nur die Augen gesehen haben, mit welchen die Männer mit braunem und die mit grauem Haar das Bild der Unvergleichlichen, das an allen Ladenfenstern von Oxfordstreet und Piccadilly aushing, betrachteten: man muß gesehen haben, wie sie der wun-

derbar zarten Biegung des vollen Arms folgten, deſſen feine, langgeſtreckte Hand das Champagnerglas an die ſchwellenden, halbgeöffneten Lippen führte, während die Wimpern ſehnſuchttrunken das große dunkle Auge halb verhüllten: das muß man geſehen haben, um zu begreifen, daß London gelegentlich auch ſehr gefühlvoll ſein kann!

Den beiden Opernnächten in Her Majeſty's folgte auf dem Fuße ein Cyklus von zweimal ſechs Vorſtellungen der italieniſchen Operngeſellſchaft in Drurylane. „Signor" Mario und „Madame" Griſi und „Herr" Formes entzückten das Publikum in Norma, Barbier und Lucrezia Borgia, und da nicht die Opernpreiſe, ſondern die ermäßigten Taxen des Schauſpiels galten, ſo waren die Häuſer gedrückt voll. Italieniſche Nächte für gewöhnliche Preiſe .... das war auch eine Art Caviar fürs Volk!

Damit aber war der muſikaliſche Nachſommer zu Ende! Sang und Klang verſtummten und die Tragödie, das Luſtſpiel, die Farce giengen in ungeſtörter Monotonie ihren Weg von Samſtag zu Samſtag. Am glänzendſten eröffnete Kean die Winterſaiſon des Prinzeß-Theaters mit dem Zugſtück „Pizarro", welches ſich vom 1. September bis ans Ende des November auf dem Repertoire und in der unerſchütterlichen Gunſt des Publicums behauptete. Dieſes von Sheridan nach

der Kotzebue'schen „Sonnenjungfrau oder die Spanier in Peru" bearbeitete Stück erschien auf der englischen Bühne zuerst 1799, also zur Zeit, da er selber noch florirte, er, der da „schmierte, wie man Stiefel schmiert." Seine Lorbeeren aber sind schon nach dem ersten halben Jahrhundert vertrocknet und zu Staub geworden. Müßten wir uns nicht bei unsern Brüdern jenseits des Canals für seine Wiedererweckung bedanken? Während sich bei uns ein Theaterdirector in Thorn oder Neiße erst lange besinnen würde, wenn ein Schauspieler aus der alten Schule „Menschenhaß und Reue" zu seinem Benefice geben möchte: so macht das erste Theater der ersten Stadt in der Welt mit einem Stücke, das an Werth noch weit unter jenem genannten steht, drei Monate lang und sechsmal in jeder Woche volle Häuser! — Mein erster Theaterbesuch galt natürlich dem Stücke, von dem alle Zeitungen sprachen, alle gesetzten Leute erbaut und alle Mädchen gerührt und zu Thränen hingerißen waren. Ich erinnere mich, daß ich an jenem Abend das Theater ganz empört verließ. Das Drama laborirt an allen Fehlern, die ein Drama möglicherweise nur haben kann. Sein Hauptfehler ist, daß es keinen Helden hat. Dafür wird ein Säugling durch alle fünf Acte hindurchgeschleppt, um den sich die ganze Handlung dreht, und der darum schließlich so widerlich wird, als er im Anfange nur lächerlich war. Auch gespielt wurde

unerträglich. Das Schreien und Outriren paßte ganz zu den Couliſſen und Aufzügen und die Muſik dazu krönte das Werk. Allein Kean ſelbſt verlangt in ſeinen programmenartig gefaßten Theaterzetteln, daß ſeine Aufführungen von einer andern Seite betrachtet und gewürdigt werden. Er nennt ſie „historical Illustrations", und hat ſie nicht blos mit außerordentlicher Pracht, ſondern auch mit der hiſtoriſchen Treue und antiquariſchen Genauigkeit ausgeſtattet, über die er in gelehrten Abhandlungen zu ſeinen Ausgaben der von ihm dargeſtellten Stücke noch beſondere Rechenſchaft abzulegen pflegt. Hiſtoriſche Treue und antiquariſche Genauigkeit haben auch für das Kunſtwerk ihren ſecundairen Werth; aber aus der Bühne eine Raritätenkammer zu machen: das zeugt doch von einer bedenklichen Verwirrung der äſthetiſchen Begriffe! Das zweite Zug- und Spectakelſtück, das auf Prinzeß-Theater im November erſchien, war der „Sommernachtstraum" mit der Mendelsſohnſchen Muſik. Ich denke noch mit Freude an den Abend, da ich dies liebliche Gedicht in meinen Knabenjahren zuerſt in meine ſehnſüchtige Seele aufnahm! Ich war damals noch ſehr jung und betrachtete das Theater noch als eine andere und eine höhere Welt. Als ich von meinem Galerieſitz in die Kühle des Herbſtabends hinaustrat, leuchteten die Sterne über mir. „Auf dieſen Sternen wohnen Shakſpere und Mendels-

ſohn zuſammen!" dachte ich. „Könnte ich doch auch erſt auf dieſen Sternen wohnen!" — — Als ich dies=mal, zehn Jahre ſpäter und in London den Sommer=nachtstraum wieder ſah, da gab es keine Sterne und keine Sehnſucht mehr. Ich war ganz kalt geblieben. Die Muſik, obwol ſie auch ſo noch ihren Zauber nicht ganz verlor, ward von einem ſchwach beſetzten Orcheſter durchaus unangemeſſen executirt und ſinnlos verſtüm=melt; die zarteſten Partieen unterbrach das heiſere Ge=kreiſch der Weiber: „Sodawater, Limonade, Ginger-beer, Bottle of Stout," das ſich gleichmäßig von allen Seiten und überall auf gleiche Weiſe ungenirt mit den Feenchören vermiſchte. Außerdem waren Tänze eingelegt, von denen der erſte allerdings nach dem ſchönen Chore der Meermädchen aus dem Weber'ſchen Oberon, vier oder fünf aber nach den eben in Piccadilly=Saloons und Holborn=Caſino getanzten Polka=Mazurka's und Varſoviana's arrangirt waren. Allem aber ſetzte der Einfall die Krone auf, die verſchiedenen Zauberſcenen mit einem Liede Oberon's oder Puck's einzuleiten, welches auf eine Stelle aus dem Allegro der — So-nate pathétique von Beethoven gedichtet worden war. Dies in usum delphini! Die Darſtellung war unbe=deutend, den Character eines Schauſpiels hatte ſie ganz verloren, Alles gieng in der Ausſtattung auf, die nun allerdings prachtvoll über die Maßen war. Allein auch

hier störte das Uebermaß, das Arrangement war zu überladen und unterbrach faſt vollſtändig das Verſtändniß der Handlung. Einzelne Momente waren freilich bezaubernd. So der Feentanz auf einem Klippenrande. Blau und duftig fiel der Mondenſchein in die dunkelgrüne Schlucht, ſeine Flimmern blitzten in den Diamanten der Feenkleider und die Schatten der Tanzenden ſchwebten über den gelblich erhellten Steinboden. Sehr unangenehm aber fiel mir's auf, die Rolle des Puck in den Händen eines höchſtens zwölfjährigen Mädchens zu ſehen, das ganz ungeberdig ſchrie und im Grunde eigentlich gar kein Spiel hatte. Die Engländer haben die Neigung, Kinder auf der Bühne erſcheinen zu laſſen, vielleicht als Reminiscenz aus jener Zeit übrig behalten, wo die „Children of the Chapel" ein ſo wichtiger Beſtandtheil des Schauſpielerperſonals waren. Aber ſie vergeßen, daß damals die moderne Bühnenkunſt in ihrer Entwickelung erſt begann. Zudem, wenn auch Puck im Märchen als ein kleines, leichtbewegliches Weſen, gewöhnlich ſogar als dreijähriges Kind erſcheint: ſo kann er doch niemals in dem in Rede ſtehenden Drama durch ein Kind geſpielt werden; vielmehr iſt ſein neckiſches Spiel ſo fein nüancirt und muß, um zugleich energiſch zu ſein, naiv zu ſcheinen und zauberhaft zu bleiben, ſo tief durchdacht ſein, daß von allen Rollen, die jemals

geſchrieben ſind, keine ſich weniger für die Darſtellung durch ein Kind eignet.

Wie unbefriedigt ich auch beim zweiten Beſuch Prinzeß-Theater verließ, kann ich gar nicht ſagen. Nie empfand ich mehr, wie vielen Grund Schlegel hatte, wenn er (Vorleſungen II., 124) ſagt, „daß die dramatiſche Wirkſamkeit des Sichtbaren ſehr misbraucht werden und das Theater in einen lärmenden Tummelplatz bloß körperlicher Ereigniße ausarten kann, wo alsdann Worte und Geberdenſpiel eine faſt überflüſſige Zugabe ſind.“ — Keans künſtleriſche Intentionen beſchränken ſich auf das, was bei uns Sache des Maſchiniſten, des Decorationsmalers, des Theaterſchneiders iſt. Der eigentlich dramatiſche Sinn geht bei ihm leer aus, man befindet ſich im Prinzeß-Theater wie in einer Kunſtgalerie oder einem Panorama. Geiſtig erdrückt von der Wucht des glänzenden Apparats empfand man kaum, daß „Pizarro“ eine der erbärmlichſten und der „Sommernachtstraum“ eine der lieblichſten Schöpfungen der dramatiſchen Muſe iſt.

In Etwas ausgeſöhnt mit der engliſchen Schauſpielkunſt ward ich im Drurylane-Theater. Durch die Gänge und Hallen dieſes Hauſes ſchreiten noch — wie Geiſter — die Erinnerungen der guten alten Zeit; es ſteht auf dem Platze, wo das Cock-pit geſtanden hat. Auch innen erſchien mir Alles freundlicher; Umfang und

Bauart erinnerten mich an die große Oper zu Paris. Aufgeführt wurde „Love," ein würdevoll gehaltenes und in ſeiner Einfachheit bewegendes Drama von Sheridan Knowles. Welch' ein fürſtliches Weib, dieſe Herzogin! Und wie herrlich ſchreitet ſie von der Höhe ihres Thrones zu der reinen Menſchlichkeit des liebenden Weibes herab! Wie führt dagegen die Liebe den unglücklichen Sclaven durch alle Stadien eines erſchütternden Seelenkampfes die Stufen empor, bis er ſich an ihrem Herzen findet! Beide Rollen wurden vortrefflich und mit dem gleichen künſtleriſchen Maße von Mrs. Waller und Mr. Anderſon geſpielt. — Den Beſchluß dieſes und einer ganzen Reihe von Theaterabenden in Drurylane machte eine Parodie auf den Pizarro des Prinzeß-Theater. War Keans Theaterzettel blos zwei Seiten lang, ſo ergoß Smith, der Manager von Drurylane, ſich auf drei langen Seiten mit viel Behagen, aber wenig Witz. An überflüſſigem Witz litt auch die Burleske ſelbſt nicht ſehr. Man mußte ſich Mühe geben, wenn man lachen wollte. Ein guter Einfall jedoch war es, den Säugling aus dem echten Pizarro in einen „jungen Gentleman" zu verwandeln, der auf einem Rollwagen vom Anfang des Stücks bis zu ſeinem Ende durch Paläſte, Schlachten und allen ſonſtigen Scandal hindurchgefahren wird. Was übrigens die Pracht der Ausſtattung anbelangt, ſo gab der falſche Pizarro ſeinem Originale nichts nach.

Für classische Vorstellungen ist Saddler's Well's Theater das beste. Ich sage nicht, daß es gut sei; es ist nicht schwer, das beste zu sein neben Concurrenten, wie Princeß- und Haymarkettheater. Aber Saddler's Well's bleibt immerhin bemerkenswerth, weil es auf seinem Repertoir fast ausschließlich classische Stücke und unter ihnen zumeist Shakspere'sche hat, von denen einige vortrefflich gespielt werden. Es liegt in einer Gegend von London, die man nicht zu den fashionablen zählen kann und wird zur einen Hälfte vom niedern Mittelstande besucht, den ein niedriges Entrée heranzieht, und zur andern Hälfte von Deutschen, die für Shakspere noch immer mehr Liebe und Verehrung haben, als das Volk, das ihn geboren. Das Haus ist schlicht, fast dürftig; es erinnert an die Theater der oberen Boulevards in Paris. Die erste Vorstellung, der ich in diesem Hause beiwohnte, war die der „Lustigen Weiber von Windsor" und ich kann nicht anders sagen, als daß sie mich in jeder Weise zufriedenstellte. Phelps, der in Bildung und Erfahrung sich reichlich mit Kean meßen kann, obschon er auf seinen Zetteln nicht so viel Wesens davon macht, spielte den Falstaff unübertrefflich. Wie mußte man diesen dicken, hochmüthigen, grunzenden Kerl sogleich lieben! Man weiß, mit welcher Vorliebe Shakspere diesen Charakter gezeichnet hat. Er ist hinterlistig, er ist tückisch, er ist feig, großsprecherisch, ein Trunkenbold und

ein Wüſtling, er hat tauſend Fehler und nur die eine Tugend: nicht langweilig zu ſein. Aber mit dieſer Tugend erobert man die Welt. Sir John Falſtaff iſt die köſtlichſte Figur, welche die Komik aller Jahrhunderte und aller Völker erfunden hat, er iſt, wie Schlegel ſagt, der angenehmſte und unterhaltendſte Taugenichts, der je geſchildert worden. Man möchte zwar um Alles in der Welt nicht, daß er in ſeinen Liebesabentüren und ſonſtigen edlen Abſichten reuſſirte: aber man nimmt unwillkürlich Partei für ihn, man möchte ihm nicht zehn Pence borgen, um ihn aus den Händen unverſchämter Gläubiger und grober Wirthe zu befreien, aber man würde unbedenklich zehn Shillinge aufwenden, um ihn durch ein paar Flaſchen Sect in guten Humor zu bringen. So ſpielte Phelps den Falſtaff; und ich glaube, daß es die Art war, wie er geſpielt werden muß. Auch Meagerſon, dem Darſteller des Wirths, gelang ſeine Rolle ſo gut, wie ſie einem deutſchen Schauſpieler niemals gelingen würde, wenigſtens nicht einem, der engliſche Sitten und engliſche Zuſtände nicht genau ſtudiert hat. Denn der Wirth dieſer Komödie iſt der engliſche „host“, nicht blos, wie er vor zweihundert Jahren war, ſondern wie er noch heute iſt und noch ſo lange ſein wird, als es Public-Houſes giebt und Menſchen, die Ale und Porter darin trinken: derb, ſelbſtbewußt und bei aller Flegelei gutmüthig und immer

luſtig. Auch Piſtol mit ſeinem ſchiefen Schnauzbart, der richtige Vagabond mit Trotz und knurrendem Weſen, fand in Mr. Haywell, ſein College Nym, der den Bramarbas „herausbeißen" möchte, obwol ihn die Natur zu einem harmloſen Lamm geſchaffen hat, in Mr. Fenton einen geſchickten Repräſentanten. Ueberhaupt läßt ſich die außerordentliche Wirkung, die dieſes Luſtſpiel hervorbrachte, beſonders dadurch motiviren, daß die von Shakſpere aus dem engliſchen Leben herausgegriffenen Figuren, die noch heute eine gewiße typiſche Bedeutung haben, von den Darſtellern in Saddler's Well's richtig erkannt und treu wieder gegeben wurden. So erſchien in Slender nicht blos der pretentiöſe, ſüßliche Landjunker, ſondern auch der Gloceſterſhiremann; ſo wußte ſelbſt der Darſteller des Rugby die gutmüthige Plumpheit, die Shakſpere dieſem Character durch die Localiſirung deſſelben als eines Eſſexſhiremanns gab, auszudrücken, wodurch ſich denn allerlei komiſche Situationen mit dem franzöſiſchen Doctor Cajus ergaben, der ſeinerſeits gleichfalls, ſowie auch der waliſiſche Pfarrer geiſtvoll localiſirt waren. Die Ausſtattung war prunklos, aber mit Geſchmack treu im Geiſte der Dichtung gehalten; die Straßen und der Park von Windſor führten uns durchaus in die Zeit, wo die königliche Eliſabeth darin reſidirte und auf ſolchem Boden machte denn eine Reihe von offenbar traditionell aus Shakſpere's

Zeiten ſtammenden komiſchen „dumb shows“ (Pantomimen), wie z. B. Verwechslung der Perrücken, Aneinanderrennen der Perſonen u. ſ. w. die ergötzlichſte Wirkung. — Es war in der That eine Muſtervorſtellung, obgleich ſie nur vor Handwerkern, hemdeärmeligen Arbeitern und einem Parterre voll Buchhaltern, Hauslehrern und Zeitungsſchreibern aus Deutſchland geſpielt wurde. — Sogleich die zweite Vorſtellung, der ich in Saddler's Well's beiwohnte, zerſtörte die ſchönen Illuſionen, welche die erſte bei mir erweckt hatte. Man gab Shakſpere's „Timon von Athen.“ Das Stück an ſich enthält viel Unbefriedigendes, es iſt wahr; aber unverſtändige Kürzungen und nicht motivirte Auslaſſungen trugen nur dazu bei, jenen unangenehmen Effect zu erhöhen. Phelps, der in der That ein eminenter Darſteller Shakſpere'ſcher Charactere iſt, war in einigen Scenen wahrhaft groß und unvergleichlich; ſo zuerſt im Kreiſe ſeiner falſchen Freunde, in dem Auftritt mit ſeinen drängenden Gläubigern und endlich in dem großen Gaſtmahl, wo er wie ein Rieſe gegenüber dem Geſchmeiß ſeiner Schmeichler ſteht, wie ein Gott auf den Trümmern einer nichtswürdigen Welt. Aber wenn er der Stadt flucht, indem er von ihren Wällen den letzten Blick auf ſie wirft, wird er von der engliſchen Manier, zu ſchreien und zu toben, hingerißen und dieſen Charakter trug ſein Spiel bis ans Ende. Vollends ver-

nichtet ward jeder künſtleriſche Eindruck durch den Couliſſenſchwindel, womit das Trauerſpiel endete und Phelps — nicht zu ſeiner Ehre! — dem Prinzeß-Theater Concurrenz machen zu wollen ſchien. Daß Athen in wandelnden Bildern vorüberzog, mag angenehm überraſchend genannt werden, obwol man es weder wahr, noch künſtleriſch nennen darf; aber daß nun auch ein Wandeln der Kriegsmaſchinen, der Baliſten, Widder, Thürme und Fallbrücken, der Schlinggewächſe, Bäume, Hügel und Thäler beginnt und zwar nur, um den Zuſchauer an's Grab Timons zu führen, hinter welchem die See und die untergehende Sonne den Effect erhöhen müßen, den die von dieſen Theaterſchwindlern an's Ende verlegte Grabſchrift des geſtorbenen Menſchenhaſſers machen ſoll: das wird auch auf das harmloſeſte Gemüth eher den Eindruck einer Jahrmarktbude als den eines weltſtädtiſchen Theaters machen. Nach der Vorſtellung fragte mich der Theaterreferent der Times, wie mir das Alles gefallen habe? „Ich halte es für Humbug!" ſagte ich. — Seit jenem Abend hat er mich nicht wieder gefragt, wenn er mich in den Gängen des Theaters oder im Büffet traf.

Für das nationale Luſtſpiel, oder um mich genauer auszudrücken: für das Luſtſpiel, welches vom Ende des ſiebzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts in England gedichtet worden iſt, bleibt Haymarket-Theater immer das eleganteſte und beſte. Das Haus

iſt in ſeinem Innern das ſchönſte von allen Schauſpielhäuſern Londons. Es iſt geräumig, bequem und in jeder Beziehung, für das Auge und Ohr gleich gut gebaut. Auch geſpielt wird hier im Ganzen gut und jedenfalls viel feiner, als in irgend einem andern Theater Londons. Durch die Räume dieſes Hauſes weht noch der leichte freie Geiſt aus dem Zeitalter der Königin Anna und ſeine Autoren ſind Farquhar, Congreve, Vanbrugh, Garrick, Sheridan. Vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts war auch das Stück, welches ich in Haymarket aufführen ſah: „The Dramatist" von Francis Reynolds. Es ward mit Leichtigkeit, gutem Humor und Geſchick geſpielt; und das an ſich nicht grade ſehr bedeutende aber an komiſchen Situationen nicht arme Stück nahm ſich ganz gefällig dahin. Buckſtone, der ſonſt einen ſehr großen Ruf bei ſeinen Landsleuten beſitzt, gab die Rolle des „Ennui," eines ſtets gähnenden und immer gelangweilten Lords etwas manierirt; am beſten war der, nach tragiſchen Situationen jagende und jede Bemerkung, die ſich möglicherweiſe in einem Drama verwenden ließe, haſtig in ſein Taſchenbuch notirende „Vapid" des Mr. Murdoch. Der eigentliche Magnet dieſes Theaterabends und einer ganzen Reihe vor und nach ihm war jedoch Perea Nena, die ſchöne ſpaniſche Tänzerin mit ihrer Truppe; denn ſchöne Spanierinnen tanzen bekanntlich diesſeits und jenſeits des

Canals nie vor leeren Häuſern! Aber ich will freimüthig bekennen, daß auch mir Perea Nena und ihre tanzenden Gefährtinnen ſehr wol gefallen haben. Gruppentanz hat für poetiſch geſtimmte Gemüther immer viel Anregendes; ja die Poeſie des Tanzes offenbart ſich einzig in der Gruppe. Sie iſt gleichſam das Orcheſter; und ſo wenig der Virtuos ohne dieſes, eben ſo wenig kann die Solotänzerin ohne jene künſtleriſch wirken. Dann fiel mir auch auf, daß der Mann als Solotänzer nicht auftreten dürfe, ohne Etwas zu unternehmen, was ihn herabwürdigt und anſtatt künſtleriſcher Befriedigung leicht Widerwillen erregt. Es bedarf der Tanz, um an ſich ſchön zu ſein, der weicheren Formen des Weibes. Hier war Alles vermieden, was hätte ſtören können, und Alles gethan, was die Reize des Tanzes und der Tanzenden erhöhen konnte. Das Enſemble und das Arrangement war von einer Lebhaftigkeit und poetiſcher Fülle, die dieſe Geſellſchaft — als Ganzes betrachtet — Alles überragen ließ, was ich bis dahin — ſelbſt in Paris — geſehen hatte. Eine höhere Bedeutung hat das Haymarket-Theater nicht. Das Höchſte, was man von ihm ſagen kann, iſt: daß es, „amüſant" iſt; und in der That wird es auch zumeiſt von Fremden, Vergnügungsreiſenden und allen Denen beſucht, die ſpäter bei Quinn oder Scott zu ſoupiren und lange nach Mitternacht nach Windmillſtreet und Lei-

ceſterſquare zu gehen oder nach Mary-le-Bone zu fahren pflegen.

Für das moderne Luſtſpiel iſt das Olympic-Theater, in einer Nebengaſſe des Strandes gelegen, die herkömmliche Bühne. Das Haus iſt nicht ſehr groß, aber es ſieht gut aus, iſt hübſch decorirt und wird von einem ziemlich anſtändigen Publikum beſucht. Die Luſtſpiele des Abends waren: „Tit for Tat," in welchem — ähnlich unſerm deutſchen „Er iſt nicht eiferſüchtig" — die Lächerlichkeiten eines eiferſüchtigen Ehemannes ganz ergötzlich dargeſtellt werden und „A model of a wife," welches von demſelben Verfaßer, Alfred Wigan, aber ſehr viel inhaltsloſer und reine Farce iſt, als welche es ſich denn freilich auch gleich auf dem Theaterzettel ankündigte. Die engliſche Farce iſt von unſerer deutſchen Poſſe ſehr verſchieden: in der deutſchen Poſſe iſt doch immer noch ein Fünkchen poetiſcher oder künſtleriſcher Intention, während die engliſche Farce durchaus auf den tollſten Unſinn und die reine Poſſenreißerei gebaut iſt. Von den Acteurs in Olympic iſt Mr. Robſon der renommirteſte; neben ihm, durch ſeine derbe und geſunde Komik gefiel mir Mr. Rogers am Beſten.

Von den Theatern des Strandes ſpielte das Lyceum die Dumas'ſchen „Musketiere," noch dazu in einer höchſt dürftigen Bearbeitung und Adelphi das Spectakelſtück „Belphegor," welches dem Strand-Theater

Gelegenheit zu einer parodirenden Farce gleichen Namens gab. Dies Theater iſt eine bemerkenswerthe Specialität des Londoner Kunſtlebens; bemerkenswerth freilich im ſchlechten Sinne. Das Haus iſt klein, ziemlich dunkel und unfreundlich, wird von einem nicht ſehr gewählten Publicum beſucht, bringt ausſchließlich Burlesken zur Darſtellung und meiſt Parodien auf ſolche Stücke, die eben en vogue ſind. In dem parodirten Belphegor ſollte das niedere Künſtlerleben, genauer: das Vagabundenthum dargeſtellt werden. Es erreichte oder überſtieg vielmehr mein Gefühl für das äußerſte Maß des Schicklichen, die Heldin von einem rohen Manne und ihren Gemahl von einem zarten Mädchen geſpielt und als ihren Sprößling einen rothhaarigen Bajazzo — — wieder ein unangenehm ſchreiendes Kind — agiren zu ſehen. Darf ſelbſt die Parodie zu widerlich berührenden Mitteln ihre Zuflucht nehmen? Und wenn man ſich ſchon entrüſtet von der Farce abwenden muß, da ſie in der Regel nichts als den harmloſeſten Blödſinn intendirt: was ſoll man da erſt zu den Strandburlesken ſagen, die ſich principiell gegen Alles aufzurichten ſcheinen, was man im künſtleriſchen Leben als Aeſthetik und im ſocialen als Anſtand zu reſpectiren pflegt? Man ſtellt in Bezug auf ſeine humoriſtiſch-ſatyriſche Tendenz das Strandtheater oft neben den Punch; ich weiß nicht, mit welchem Rechte, da ich den

Punch ſtets mit großem Vergnügen geleſen und die Burlesken des Strandtheaters nie ohne große Entrüſtung geſehen habe. Aber ſei dem nun, wie ihm wolle: Punch gehört nicht auf die Bühne und wenn eine Kunſtanſtalt ſich von dem Polichinellkaſten nur durch glänzendere Couliſſen und koſtbarere Coſtüme unterſcheidet, ſo bezeichnet das allerdings einen Punkt, an welchem ſich der Anfang und das Ende der Kunſt auf eine höchſt bedenkliche Weiſe berühren.

Ehe ich meine Leſer in die Theater des „volgus profanum" führe, muß ich noch einer ganz eigenthümlichen Bühne gedenken, des Soho-Theaters. Das Haus iſt erbärmlich genug, von Innen ſo wie von Außen; bemerkenswerther wäre ſchon ein Umſtand, daß man hier den Macbeth mit einem Frauenzimmer in der Titelrolle aufführt. Allein da ich dies nur gehört und nicht ſelber geſehen habe, ſo ſteht mir keine Beurtheilung dieſer Curioſität zu. Dagegen habe ich einen andern Theaterabend daſelbſt erlebt, wie ihn ein continentaler Schriftſteller gewiß noch nie erlebt hat. Eine franzöſiſche Geſellſchaft ſpielte zu der Zeit im Soho-Theater und man gab an jenem denkwürdigen Abend mehrere kleine Vaudevilles. Das Publicum war nicht ſehr zahlreich, aber in der Dunkelheit der oberen Räume verbarg ſich eine Menge verdächtiger Geſichter. Kaum war der Vorhang zum erſtenmal aufgegangen, als bereits

ein unmotivirtes Gemurmel von oben vernehmbar ward. „Wir können Nichts sehen!“ schrie ein Kerl von der Linken. „Wir können Nichts hören!“ ein Anderer von der Rechten. „Zur Ruhe! Zur Ruhe!“ riefen ein paar Stimmen aus dem Centrum. Das Spiel auf der Bühne gieng unbekümmert weiter. Die zweite oder dritte Scene führte eine allerliebste kleine Soubrette auf die Bretter; ihr Erscheinen gab das Signal zu einem solchen Gebrüll auf der Galerie, daß man unwillkürlich zusammenfuhr. Man konnte fürchten, es sei oben ein Unglück geschehen. Allein die Befürchtung wurde umgehend widerlegt. Es erhoben sich im Parterre ein halbes Dutzend Männer und eben so viel Stöcke „Schweigt still!“ riefen die Parterreleute, „sonst werden wir Euch mit diesen Stöcken durchprügeln.“ Es war ein rechtes Glück, daß sich zwischen den Parteien einige Stockwerke Zwischenraum befanden, sie würden sich sonst geprügelt haben. Da sich indessen beide Theile für diesmal bei der Drohung beruhigten, so gieng das Stück, nach kurzer Unterbrechung, weiter und wäre beinahe glücklich zu Ende gebracht worden. Schon war der zärtliche Vater auf dem Punkte, die Hand der glücklichen Tochter in die des glücklichen Liebhabers zu legen, als auf einmal der Scandal wieder losbrach und zwar so furchtbar, daß die beiden Glücklichen auseinanderstoben, die Tochter in die Coulisse links, der Liebhaber in die Coulisse

rechts und der zärtliche Vater an die Lampen vortrat. „Meine Herren," rief er, indem er die Perrücke abnahm, die aus dem verzweifelnden Theaterdirector einen zärtlichen Vater gemacht hatte, „meine Herren! Ich weiß, daß gegen uns eine Intrigue gespielt wird, so malicids, so unerhört nur je eine gespielt worden ist. Ich klage Niemanden an; aber ich versichere Allen bei meiner Ehre, daß bei der nächsten Störung der Vorhang mit einem Eclat fallen wird, wie ihn vielleicht von der höchst ehrenwerthen Versammlung Niemand noch hat fallen sehen." Sogleich standen auch die sechs Männer im Parterre wieder auf und schworen, daß sie unerbittlich Jeden halb todt schlagen würden, der wieder einen Versuch der Störung machen würde. Der Theaterdirector, durch diesen Schwur beruhigt, setzte seine Perrücke wieder auf, die beiden Glücklichen kamen aus den Coulissen und der Vorhang fiel für diesmal ohne den angekündigten Eclat. Doch kaum hatte er sich nach einer Viertelstunde wieder erhoben, kaum war die allerliebste kleine Soubrette vorgetreten, um eins jener Liedchen vorzutragen, wie man sie in den Cafés chantants der Elysäischen Felder von Paris hört: als das brutale Poltern und Pochen die Stille des aufmerksamen Hauses aufs Neue störte. Das arme Mädchen ward zuerst ganz roth — sie lächelte — dann versuchte sie's weiter zu singen; aber schon quollen ihr die dicken Thränen aus den Wimpern und mit dem

Ausruf: „Das iſt ſchändlich! Das iſt höchſt ſchändlich!“ ſank ſie erſchöpft auf einen Stuhl nieder und verbarg das Geſicht in beiden Händen. Inzwiſchen war auch ſchon der Director vor den Lampen erſchienen. „Meine Damen,“ ſagte er, „und meine Herren! Es befindet ſich hier im Hauſe ein Mann — ich kann ihn mit Fingern zeigen, dort ſitzt er, am dritten Ständer der Galerie links — ich kann ihn mit Namen nennen, er heißt Mr. M.... Dieſer Mann erſchien, nachdem wir dreimal hier geſpielt hatten, in der Wohnung der jungen Dame, deren vor dem Publicum geweinte Thränen ein Schimpf für ihn und eine Ehre für ſie ſelber ſind. Er eröffnete ihr, daß ein junger Lord, Namens L.... ſich bei ihrem erſten Auftreten in ſie verliebt habe; kurz er war gekommen, um ſich ihr als Zwiſchenträger in einem ehrloſen Handel anzubieten. Die Dame wies ihn in gerechter Entrüſtung von ſich, aber der Mann wagte es, ein zweites Mal ſich ihr zu nähern und als er ſeine Unverſchämtheit gar ſo weit trieb, hier auf der Bühne zu erſcheinen, da ließ ich, der Theaterdirector, ihn durch einen Diener hinauswerfen. Er ſchwor, ſich an uns zu rächen, und er hat ſeinen Schwur gehalten. Dank ſeinen und ſeiner Anhänger Bemühungen muß der Vorhang heut fallen und er wird morgen nicht anders in die Höhe gehen, als bis ich von der Londoner Polizei denjenigen Schutz erlangt haben werde, den ich als

Fremder und als Franzoſe in Anſpruch zu nehmen ein Recht habe!" Ein lautes Bravo, ein Ziſchen, Rufen und Stampfen und ein Gebrüll von oben folgte dieſer Anrede — in demſelben Moment fiel der Vorhang und — wie mit einem Zauberſchlage giengen alle Lichter aus. Die Gasröhre war zugeſchroben und wir ſaßen in completer Finſterniß. Bei dem unerwarteten Eintritte derſelben war auch der Lärm verſtummt und die lautloſe Stille, die ihr folgte, machte die Dunkelheit wahrhaft unheimlich. Ich hatte Mühe, meinen Hut zu finden; hier und da ward ein Schwefelhölzchen angezündet, um die kimmeriſche Nacht auf einen Augenblick zu erhellen — ich ſtrebte der Thüre und der Straße zu und ich kann nicht ſagen, was es im Hauſe weiter gegeben hat. Doch erinnere ich mich, daß nach drei Tagen die Zettel des Sohotheaters wieder in Tottenham-Court-Road und in Oxfordſtreet erſchienen; und daß nach vierzehn Tagen in der Times ſtand, der Anſtifter jenes Scandals habe ſich der gerichtlichen Verfolgung durch Flucht nach Frankreich entzogen.

Die Theater der niedrigſten Ordnung, die ſogenannten Volkstheater Britannia, Victoria, Surrey- und Queens-Theater fütterten ihr Publicum faſt während der ganzen Zeit, daß ich ihrem Repertoire folgen konnte, mit der dramatiſirten „Erzählung aus dem großen furchtbaren Sumpfe" (des Beecher-Sto-

we'ſchen Dintenfaßes!), mit dem entſetzlichen „Dred.“ Ich begab mich, um dieſes Stück zu ſehen, nach dem „lucky Victoria“, welches mit demſelben, wie der Zettel in großen Buchſtaben anzeigte, einen „tremendous succes“ hatte. „Der Enthuſiasmus,“ ſo perorirte der Zettel weiter, „mit welchem dieſe erhabene Schöpfung während der vergangenen Wochen von den gedrängt vollen und entzückten Häuſern aufgenommen ward, iſt faſt ohne Gleichen in der ganzen Geſchichte des Theaters. Dieſe werthvolle Victoriabearbeitung, eigens dramatiſirt von Mr. H. Young, demſelben Autor, welcher das edle Werk „Onkel Tom's Hütte“ für unſere Bühne einrichtete, hat ſeinen glorioſen Bemühungen die Krone aufgeſetzt. Es giebt in London kein Theater, wo „Dred“ — Mrs. Beecher-Stowe's neues Werk — ſo vollkommen dargeſtellt werden kann. Wo fände ſich ein „poor Oncle Tiff gleich Mr. T. E. Mills, dem einzigen Negerdarſteller in ganz England?“ ꝛc. ꝛc. — Man ſieht, daß die Londoner Theaterzettel eine Art von Literatur bilden, die wir in Deutſchland nicht kennen; es iſt ein Vorrath von Uebertreibungen darin erſchöpft, für die das deutſche Wörterbuch kaum ausreicht. Bei dem Namen des jugendlichen Liebhabers befand ſich die Bemerkung, daß man an Statt des bisherigen Darſtellers — welcher Schulden halber und heimlicherweiſe durchgegangen ſei — einen neuen Schauſpieler engagirt habe,

welcher ſeinen Vorgänger unendlich überträfe. — Ich hatte weit zu gehn, um das „große Victoria=Drama, das jeden Abend mit Beifallsdonner aufgenommen ward," zu ſehn. Das Victoria=Theater liegt in Southwark, noch ziemlich weit hinter Waterloobridge, jenſeits des Waßers. Da ſich nach langer Wanderung durch die nichts weniger als vornehmen Straßen ein freundlich beleuchtetes und gut gebautes Haus zeigte, ſo hatte ich ſchon Angſt, ich ſei hier am Ende doch in ein faſhionables Theater gerathen. Dieſe Sorge erwies ſich jedoch ſogleich beim Eintreten als ganz unnütz. Schon im Pit befand ich mich unter Hemdärmeln und Tüllhauben mit grobem Bandbeſatz, und wenn ich zu den oberen Rangreihen emporſah, ſo erblickte ich zerlumptes Geſindel und ſchmutzige Weiber mit ſchreienden Säuglingen an der Bruſt. Ueber das Stück ſelbſt und die Aufführung kann ich nur ſagen, daß es der vollſtändigſte Hohn auf Alles war, was man ſelbſt in der Scheune einer deutſchen Wandertruppe zu ſehen bekommt; und daß es mit einer Pracht ausgeſtattet war und Couliſſen — wie z. B. den großen Sumpf bei Mondenlicht, einen Schiffbruch bei Gewitter auf offener See — hatte, deren ſich bei uns ein Hoftheater erſten Ranges nicht zu ſchämen hätte. Das Mißverhältniß zwiſchen der Maſchinerie und der Idee war himmelſchreiend; und das Fluchen, Prügeln, Peitſchen und

Schießen nebst dem auf dem Zettel schon angekündigten „Beifallsdonner" der Galerien und des Pit, verwirrten meine Sinne dermaßen, daß ich das Victoria-Theater mit derselben Betäubung verließ, mit welcher man aus der Schwüle und dem endlosen Rollen und Rasseln eines Fabrikgebäudes tritt.

Aber nicht genug mit den Dred-Dramas der vier Volkstheater — eines Tages kündigte Astley's Reitertruppe an, daß fortan jeden Abend in ihrem Circus der Dred auch ... geritten werden sollte! — Und hier bin ich am Ende! Denn wenn die Muse des Drama's auf einem Paradepferde debütirt, dann ist auch der Augenblick nicht fern, wo sie — ein anderer Mazeppa — in den Sand getreten und am Boden hingeschleift werden wird. Die englische Bühne der Gegenwart steht zwischen dem Panorama und der Kunstreiterbude. Ich weiß nicht, für welches von Beiden sie sich entscheiden wird; aber ich weiß, daß sie sich eines Tages für eins von Beiden wird entscheiden müßen, wenn sie auf der eingeschlagenen Bahn fortschreitet. Die deutsche Bühne laborirt an tausend Schäden, es ist wahr; aber sie hat Eines für sich, was ihnen das Gleichgewicht hält: sie besitzt das Herz ihres Volkes. Die deutschen Fürsten haben die Leidenschaft, das Theater zu beschützen, die deutschen Edelleute haben die Leidenschaft, seine Intendanten zu sein und das deutsche Publicum hat die

Leidenſchaft, es zu beſuchen — die Londoner Theater tragen zwar alle das königliche Wappen und den Namen „Royal Theatre," aber die Königin kommt nie dahin, der engliſche Adel hält den Theaterbeſuch nicht für faſhionabel und der engliſche Bürgerſtand hält ihn nicht für gottesfürchtig. Die deutſche Bühne hat eine Zukunft, weil die ganze Nation mit Eifer und Liebe an ihr hängt; die engliſche Bühne hat keine Zukunft, weil ſie — um Douglas Jerrold's Worte noch einmal zu gebrauchen — „kein Publicum" hat!

Volksmuſik und Straßenpoeſie in London.

Es iſt in der That eine auffallende Erſcheinung, daß ein Volk, welches die Muſik ſo außerordentlich liebt, wie das engliſche, weder einen producirenden noch einen darſtellenden Künſtler hervorgebracht hat, deſſen Erſcheinung irgendwie von Bedeutung für die Kunſt geweſen wäre. Zwar ſteht im poet-corner der Weſtminſter-Abtei Händel's Denkmal dem Shakſpere'ſchen gegenüber; allein das Monument, das man dem Capellmeiſter des zweiten Georg ſetzte, iſt im Grunde doch nichts Anderes, als eine Huldigung, die England dem Vaterlande des Meſſias-Componiſten darbrachte. Ob es wahr iſt, daß

auch Balfe deutſcher Abſtammung iſt, weiß ich nicht zu ſagen; wir haben aber gewis keinen Grund, um ſeinen Beſitz mit England zu ſtreiten. Sterndal-Benett iſt der einzige engliſche Künſtlername, der ſich auf dem Continent zur Geltung zu bringen wußte; allein auch ihm wird man nie eine ſelbſtändige Stellung anweiſen können, da er im Mendelsſohn'ſchen Geiſte ſchuf und zwar ohne den Zuſatz — ich möchte ſagen: nordiſchen Characters, durch welchen ſich Niels W. Gade neben dem Meiſter einen ſo bedeutenden Platz gewann. — Um auch der darſtellenden Kräfte Englands zu gedenken, ſo will ich nur an die Sängerin Miß G. Stabbach erinnern, welche vor zwei Jahren in Deutſchland debutirte. Sie trat zuerſt in den Leipziger Gewandhaus-Concerten auf, reiſte dann nach verſchiedenen Hauptſtädten und verſchwand am Ende des Winters faſt ſpurlos. Ihre reine geſchmackvolle Intonation ward gewürdigt, der Anſtand ihrer Erſcheinung fand Beifall — aber ihre leidenſchaftsloſe Ruhe ließ das Auditorium kalt und auch ſie mußte ohne den Lorbeer, der nur der glühenden Begeiſterung gewährt wird, über das Meer heimkehren. Auch von einer andern Sängerin, damals hochgefeiert und der Stern der Jullien'ſchen Concerte, kann ich nicht viel Gutes ſagen. Sie war die Tagesheldin, das iſt wahr; wohin man ſah, erblickte man ihr Bild, und ich las ihren Namen zuerſt auf zwei großen Holztafeln, die die

wandelnde Geſtalt, die ſie trug, ganz bedeckten — ein Name in Rieſenlettern: „Miß Katherine Hayes.“ — Miß Katherine ward bei ihrem erſten Auftreten in Her Majeſty's mit einem Beifallsgebrüll und Kranzregen empfangen, wogegen Alles, was ich je vordem auf dem Continent erlebt habe, nur ein ſchwacher Verſuch genannt werden muß. An dieſem für deutſche Ohren wahrhaft entſetzlichen Jubel war indeſſen der engliſche Patriotismus betheiligt. Miß Katherine war ſo eben von einer ſechsjährigen Reiſe zurückgekehrt, die ſie nach Oſt und Weſt, an die Grenzen des **Orbis terrarum** geführt hatte; ſie war als Sängerin engliſcher Volkslieder gereif't, und wie man den Helden ehrt, der an fremden, ungaſtlichen Geſtaden die rothe Fahne der britiſchen Nation aufgepflanzt hat: ſo ehrte man auch die Künſtlerin, die in Sidney und Melbourne, in Kalkutta, Singapore und Kairo iriſche Melodien und ſchottiſche Hochlandsweiſen geſungen hatte. Es lag etwas Erhebendes in dieſem Gedanken und dieſer nationalen Begeiſterung; aber der Geſang Miß Katherine's war ... unerträglich. So ſcheint denn nicht allein der Beruf für die höhere Muſik, ſondern auch der Geſchmack dafür den Engländern zu fehlen. Mit Ausnahme der Zukunftsmuſik goutirt die faſhionable Welt von London — und man weiß, daß damit auch die des ganzen Reiches ausgedrückt iſt — alle Muſik; in einem Athem ſchwärmt

ſie für die Piccolomini und Johanna Wagner, und dieſelbe Lippe ſpricht mit gleicher Verehrung die Namen Spohr's und Verdi's, Mozart's und Meyerbeer's aus. Gute Muſik giebt es in London nur während der Seaſon; wenn die Seaſon aber vorbei iſt, dann fängt Jullien an! Jullien kommt mit dem Nebel des Herbſtes — „Nacht muß es ſein, wenn Friedlands Sterne ſtrahlen!" Wer iſt Jullien? Was iſt Jullien? — Jullien iſt ein Franzoſe, ſeit etwa zehn Jahren in London anſäßig, als Componiſt und Orcheſterchef groß, größer als Muſikalienhändler auf Regentſtreet, am größeſten aber als Barnum der Muſik. Er iſt der „Concertkönig" von London im Herbſtnebel. Wie es in London etwas ganz Gewöhnliches iſt, daß die Muſik ihren Weg aus dem Tanzſalon in den Concertſaal nimmt: ſo iſt auch Jullien vom Caſino-Orcheſter auf die Bühne von Her Majeſty's geſtiegen, und er behauptet ſeinen Platz mit den hundert Armen eines Briareus. Er iſt erfindungsreicher als Odyſſeus und wenn er vor dem Dirigentenpulte raſt, ſo iſt Ajax ein Schaf gegen ihn. Für die Claſſiker unter ſeinen Zuhörern hat er ſeine Beethoven-, Mozart-, Haydn-, Spohr- und Mendelsſohn-Nächte arrangirt, d. h. Concerte, in denen man für ein Billiges zwei bis vier Symphonien nebſt einigen Ouverturen auf einmal an einem Abend hört. Für die grobe und große Maße aber hat er jene berühmten

Promenadenconcerte erfunden, die vor einigen Jahren den Berliner Hofmusikalienhändler Bock zu einer Uebersetzung in's Hofjäger-Latein inspirirt haben. Warum sie grade Promenadenconcerte heißen, kann ich nicht sagen. Vielleicht darum, weil der Raum so klein ist, daß man weder sitzen noch stehen kann; vielleicht aber auch darum, weil im Publico deswegen stets ein solches Drängen und Stoßen statthat, daß sich die Policemen alle zehn Minuten genöthigt sehen, die Hauptstörenfriede „hinauszupromeniren." Für wen dies Alles aber noch nicht genug sein sollte, für den führt Jullien bei besondern Anläßen „die Eroberung von Sebastopol," ein Tongemälde eigener Composition, auf, in welchem Kanonenschläge, Gewehrsalven und Raketen eben so thätig sind, als die Instrumente, die man in deutschen Concerten allein zu hören gewohnt ist. — Jullien hat Recht. Warum sollte er nicht? Dem Londoner Opern- und Concertpublicum geht der musikalische Sinn ab, ihm scheint die Musik mehr jenes „angenehme Geräusch" als sonst Etwas zu sein. Ihm geht jener romantische Hauch der „süßen Liebe, die in Tönen denkt," nicht durch die Seele; es verhält sich der Musik wie einem Höheren, aber Fremden gegenüber und kommt so wenig in der Production als Kritik, ja nicht einmal in der Art sie zu lieben und in sich aufzunehmen, über den Dilettantismus hinaus.

Dies Alles aber gilt nur von der guten und tonangebenden Geſellſchaft. Denn von dem Volk als ſolchem iſt in London nie die Rede, wenn man von Muſik ſpricht. Und doch kommt gerade hier, die dem Engländer angeborene Liebe zur Muſik zu ihrem originellſten Ausdruck. Ich will hier ſogleich bemerken, daß ich nicht von dem Volk in *England*, ſondern von dem Volk in *London* ſpreche. Der Begriff der faſhionablen Geſellſchaft in England iſt gleich dem der gebildeten in Deutſchland ein genereller, wohingegen das Volk, überall, wo es als ſolches auftritt, individuell bleibt. Und in dieſem Sinne exiſtirt — da London in der That eine Welt für ſich iſt — eine engliſche und eine von ihr ganz unterſchiedene Londoner Volksmuſik. Nationale Muſik in London giebt es nur in den Schichten des Volkes, für die weder Her Majeſty's Theater noch Exeter-Hall offen ſtehen. Wolverſtanden, ich ſpreche hier nicht von der Muſik *für* das Volk, denn die iſt erbärmlich genug. Die Penny-Concerte auf Hungerford-Market mit der Schreierei ihre Soloſänger und der Monotonie ihrer Glee's (des vierſtimmigen aus Männer- und Knabenſtimmen zuſammengeſetzten Chors) ſind für deutſche Ohren unerträglich. Noch mehr gilt dies von den ſogenannten Volksconcerten, die der Volksbeglücker Mr. Jones in St. Martins-Hall veranſtaltet. Hier wird die Muſik geradezu als das Organ für

politische Parteizwecke misbraucht. Die Lieder, die man hier hört, sind socialistische Ergüße des Chartistenführers, nach irgend einer schwächlichen Melodie von heiseren Stimmen gesungen, von einem verstimmten Flügel begleitet und von rohen Arbeiterfäusten beklatscht. Die Programme enthalten unter jedem der Texte eine Ankündigung der Arbeiterzeitung „The people's paper" und um diesen Concerten die Krone des Forcirten und Unziemlichen aufzusetzen, regnet auf einmal in alle die tendenziösen und nichttendenziösen Lieder und Gesänge ein dreiviertelstundenlanger Vortrag des Herrn Jones über — die Erhöhung des Arbeiterlohnes hinein! — Auch die Musik, die in den Theatern für das Volk gemacht wird, ist nicht geartet, den Sinn für das Schöne anzuregen oder den Geschmack zu veredlen. Im Orchester von Saddler's Well's, unstreitig doch dem ersten und vorzüglichsten Theater von denen, die das Volk noch besucht, fehlen die Hoboen und Hörner; und wie es demnach in dem untersten und schlechtsten dieser Art, etwa in Queen's Theater, aussieht, das schildert ein deutscher Berichterstatter nicht, weil's ihm ein deutscher Leser nicht glauben würde. Auch von den Musikbanden, die durch die Straßen ziehen und täglich mit einer Präcision aufwarten, nach der man die Stunden unterscheiden könnte, ist nicht viel Löbliches zu berichten, obwol sie meist aus deutschen Landsleuten bestehen. Diese deutschen Musikanten

ganz ehrliche Seelen, aber ihre Inſtrumente ſind ſtets von Regen, Wind und Nebel ſo roſtig und verbogen worden, daß man außer dem guten Willen nicht viel Gutes von ihnen zu erwarten hat.

Wenn man die Muſik des Londoner Volkes kennen lernen will, ſo muß man auf die Leierkaſten und Dudelſäcke, auf die Harfen mit obligater Violin- und Klappenhornbegleitung, ſowie auf die Flöten hören, welche hier bei nächtlicher Weile an allen Straßenecken geſpielt werden. Man ſieht, daß die Londoner Volksmuſik ſich eben keiner ſehr complicirten Mittel zur Darſtellung bedient, ja indem ſie ſich auf Orgeln gleichſam ſtereotypiren läßt, verliert ſie ſogar eines der weſentlichſten Momente der Muſik, nämlich die Beweglichkeit. Alles in Allem hört die Muſik hier auf, ein künſtleriſches, aber ſie fängt an, ein nationales Interreſſe zu haben. — Zuerſt muß bemerkt werden, daß ſich dieſe Muſik immer in kleinen und geſchloſſenen Melodieen ohne weitere Modulationen bewegt; alsdann, daß ſie urſprünglich ſelten für ſich allein etwa in der Form des Tanzes, ſondern regelmäßig in Verbindung mit dem Wort in der Form des Liedes auftritt, ſo daß ſie ſogleich und von Anfang an, ohne erſt transponirt werden zu müßen, für jeden Mund paßt, der ſie ſingen will. Im Bewußtſein des Volkes ſind Wort und Klang nicht kategoriſch geſchieden; die Poeſie des Volkes ſowol als ſeine Muſik finden ſich zuſammen im

Volkslied. Volkslieder ſind nicht blos in der poetiſch geſtimmten Zeit des Mittelalters, wo die ritterlichen Herren ſowol als die Meiſter des Handwerks ſie ſangen, entſtanden: das Bedürfniß zu ſingen iſt dem Menſchen angeboren und für das „gemeine" Volk befriedigt ſich dieſes Bedürfniß im Volksliede, das entweder überliefert iſt, oder im alten, d. h. nationalen Geiſte neu geſungen wird. Nun wachſen die Volkslieder in London allerdings nicht ſo harmlos wie bei uns in der Spinnſtube oder in der Einſamkeit des grünen Waldes und der blühenden Haide: hier in London werden die Volkslieder *gemacht* und mitten unter dem Sauſen der Maſchine und dem unendlichen Getöſe der Straßen geſungen, geſpielt — und ich bitte die Leſer dies *ganz* buchſtäblich zu nehmen — nach der Elle gemeſſen und verkauft!

Von den eleganten Straßen Londons, der Oxfordſtreet und der Regentſtreet in weitem Bogen umgangen, nicht weit von dem leichtſinnig franzöſirenden Haymarket und von dem plumperen, aber eben ſo leichtſinnigen Leiceſter-Square auch nicht viel weiter, liegt ein ſchmutziger, enger Straßenknäuel, die Seven Dials. — Seven Dials, die ſieben Zifferblätter, heißen dieſe Straßen deshalb, weil ſie in der Zahl von ſieben, ſtrahlenförmig in einem gemeinſamen runden Platze zuſammen laufen, in deßen Mitte vor langen, langen Jahren — als dieſes Quar-

tier noch der Sitz der Ariſtokratie war — eine Uhr mit ſieben Zifferblättern, für jede der Straßen eines, geſtanden hat. Wie geſagt, einſt war Seven Dials das Quartier der Ariſtokratie und ſo recht der Ort für alle Arten von galanten Abenteuern und noblen Paſſionen. Ein Aventurier Namens Neale, der im Jahre 1694 als das Parlament in der größten Finanzverlegenheit war, durch ein ſogenanntes Lotterie-Anlehen, das in der That aber Nichts, als ein vom Parlament arrangirtes Hazardſpiel war, den Finanzen momentan aufhalf, wußte, nachdem er zwei eigene Vermögen vergeudet hatte, hiebei ſo gut zu würfeln und zu paſchen, daß er mit den dadurch gewonnenen Summen den Boden um Seven Dials mit ſeinen Gebäuden bedecken konnte. Und das ſind die Gebäude, in denen einſt die jungen Edelleute und die galanten Frauenzimmer im luſtigen Zeitalter der Königin Anna lebten und in denen heute — ſchmutzige, zerfallene, verrämcherte und dumpfe Neſter — die Diebe von St. Giles und die Balladenſänger von ganz London hauſen. Hier wohnen ſie, Dichter und Componiſten zugleich in der Dachſtube irgend einer dieſer rußigen Häuſerhöhlen, hinten heraus — ſchäbige Leute mit Röcken, an denen die Knöpfe fehlen, mit Hüten, in denen der Boden zehnmal feſtgenäht iſt. Ihr Honorar, nach dem Längenmaß berechnet und in Kupferſtücken ausbezahlt, reicht eben aus, um ſich täg-

lich ein halbes Pint Kaffee und ein Penny-Leibchen, alle Woche eine Feder und alle Monat ein Fläſchchen Dinte zu kaufen. Auch die Drucker und Verleger dieſer Lieder wohnen in den dumpfigen Courts und Lanes der Seven Dials. Ihre Artikel erſcheinen meiſtens als fliegende Blätter und veröffentlicht werden ſie in der Weiſe, daß ſie auf ungeheure Bretter geſpendelt und an Squares und Straßenecken zum Verkauf ausgeſtellt werden. Der größte Theil dieſer Blätter weht ſpurlos dahin und aus einer Zahl von Tauſenden wählt der Volksgeſchmack etwa nur ein halbes Dutzend und dieſes halbe Dutzend ſind die Volkslieder von London. Das ſind die Melodieen, die man vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht auf allen Gaſſen leiern, dudeln, blaſen, flöten und pfeifen hört, die ſich dem Gedächtniß bald ſo verzweifelt imprimiren, daß man ſie gar nicht mehr los werden kann. Aber ſie beſchränken ſich nicht lange auf das Volk und die Gaſſen. Zuerſt bemächtigen ſich die Muſikdirectoren von Holborn-Caſino und Argyll-Rooms der Melodieen und arrangiren Tänze daraus und aus den Herzen der ſchönen Bewohnerinnen von Mary-le-bone gehen ſie bald in alle furnished apartments von London über. Nun aber nehmen ſich auch die wirklichen Sänger der Sache an. Evan's Supper-Rooms bringen ſie zuerſt vor ein Publicum, das ſie auch in die Clubs introduciren kann und von

da ſteigen ſie ins Theater, von Adelphi zu Drurylane — und bald iſt in ganz London kein Muſikalienladenfenſter, hinter welchem nicht ein Arrangement des „new and favourite song" zu finden wäre, bald kein Clavier mehr, auf welchem man dieſe Melodie nicht nachzuklimpern verſuchte. Woher ſie gekommen iſt? Das weiß Niemand, aber Jedermann kennt ſie, Jedermann ſingt, pfeift oder ſpielt ſie. — Das iſt die Geneſis der Londoner Volksmuſik und das ihr Weg, den ſie von unten nach oben nimmt.

Im Augenblick waren es beſonders drei oder vier ſolcher Lieder, welche den Unglückſeligen, der ſie einmal gehört hat, verfolgten „bis in den tiefſten, tiefſten Traum." Das erſte derſelben hieß „Minnie" und es war in einem nicht unangenehmen Romanzenton gehalten. In dieſem Liede kommt die herzliche zur Sentimentalität geneigte, ich möchte ſagen, die ſächſiſch-deutſche Seite der engliſchen Volksnatur zum Ausdruck; freilich ohne die deutſche Tiefe und Innigkeit. Es geht ein ſüßer und zärtlicher Ton durch die Melodie ſowol als durch die Worte, die ich hier, ſo gut es geht, überſetzen will.

Wenn die Sonne lacht in der Mittagspracht
Und die Luft ſanft weht durch den Hain;
Durch den Blüthenduft über Wald und Kluft
Klingt ein ſüßer Ton mir herein.
„O Minnie! Schön Minnie! komm über den Rain,
Denn die Sonne lacht in der Mittagspracht
Und ein treues Herz wartet Dein."

In der ſtillen Nacht, wenn der Mond nur wacht
Und die Sterne mit ſanftem Schein —
Klingt es leis, kaum gehört — daß es Mutter nicht ſtört —
Durch das Fenſter ins Kämmerlein
„O Minnie! Schön Minnie! komm über den Rain!"
Dann flieg' ich von Haus wie ein Vöglein hinaus
An das Herz, das da wartet mein.

In dem zweiten — ungleich mehr populären — dieſer Volkslieder „the Ratcatcher's Daughter" (Rattenfängers Tochter) kommt nun ſogleich der andere Grundzug im Londoner Volkscharakter, die breite Gemeinheit, zum Ausdruck. Die Melodie iſt der trivialſte Gaſſenhauer, der je in die fünf Linien des Notenſyſtems geſetzt worden iſt, und der Text iſt wo möglich noch gemeiner. Von regelmäßiger Versbildung, geſetzmäßigem Reim keine Rede; aber platter Dialect und grobe Wendungen begegnen in jeder Zeile. Um auch von dieſer Poeſie einen Begriff zu geben, will ich, ſoviel als einem anſtändigen Menſchen möglich iſt, daraus mittheilen, und zwar nach einem Blatte, zerfetzt, ſchmutzig und verwittert, das, Gott weiß wie lange ſchon, an der Ecke des Euſton-Squares in Regen und Wind gehängt haben mag.

In Weſtminſter lebte vor kurzer Zeit
Eines Rattenfängers Tochter.

Geboren war ſie auf der anderen Seit'
Des Waßers und kam auch von dorther.
Ihr Vater fing Ratten und ſie rief Sprott
Auf den Straßen aus und wer mocht' ihr
Vorübergehn? Alle kauften Sprott
Von der ſchönen Rattenfängers-Tochter.

Sie trug keinen Hut auf ihrem Kopf,
Noch Mütz' und modiſchen Schwindel,
Die Haare flogen um ihren Kopf
Juſt wie ein Rübenbündel,
Wenn ſie Sprott ausrief in Weſtminſter
So laut von der Lippe floß ihr
Das Wort, daß man's hörte ganz Parliamentſtreet
Bis hinauf weit nach Charring-Croß, Sir!

Die Reichen kamen von Nah und auch von Fern
Und ſie gaben viel gute Wort' ihr,
Doch ſie that auslachen wol Freund und Feind,
Ja, das that des Rattenfängers Tochter!
Denn da rief ein Mann aus lilienweißen Sand,
Und der war ſüßer Troſt und Hort ihr —
Und über Kopf und Ohren in Liebe war
Die ſchöne Rattenfängers Tochter.

Aber meine Feder ſträubt ſich, unſrer Sprache und unſern Verſen länger die Gewalt anzuthun, zu der das engliſche Original mich zwingt. Ich will daher in Proſa kurz weiter berichten, was das engliſche Volkslied noch in fünf Strophen ſagt und ſingt.

Alſo, nachdem ſich Rattenfängers Tochter in den Sandmann verliebt hatte, ſtieg ihr der lilienweiße Sand ſo in den Kopf, daß ſie vergaß, ſie trage Sprott auf dem Kopfe, und ausrief: „Kauft Sand! kauft lilien-

weißen Sand!" Und die Leute wunderten ſich, daß ein Sprottmädchen ausrief: „Kauft lilienweißen Sand!" Aber Rattenfängers Tochter ſtieg auch dem Sandmann in den Kopf und ſtatt zu rufen: „Kauft Sand! kauft lilienweißen Sand!" rief er fortan: „Wollt Ihr Rattenfängers Tochter kaufen?" Sein Eſel ſpitzte die Ohren und die Leute wunderten ſich, daß ein lilienweißer Sandmann ausrief: „Wollt Ihr Rattenfängers Tochter kaufen?" Darauf beſchloſſen denn die Beiden, ſich zu heirathen am nächſten Oſterſonntag; aber Rattenfängers Tochter träumte, ſie werde den Montag nicht erleben. Da gieng ſie aus, um Sprott zu kaufen und fiel ins Waßer und ſtarb. Als der lilienweiße Sandmann das hörte, ſagte er: „Schlagt mich todt, wenn ich nun noch leben will!"

So ſchnitt er mit Glas ſich die Kehle ab,
Auch der Eſel nicht länger leben mocht' er —
Und der Eſel ſammt dem lilienweißen Sandmann ſtarb
Durch die Liebe zu Rattenfängers Tochter.

Mit dieſem herrlichen Erguß Londoner Volkspoeſie ſtritt ſich ein anderes Lied — das berühmte „Polly won't you try me, oh?" um den Vorrang in der Gunſt des Publicums. Es iſt eigentlich unmöglich, ſolch ein Lied zu überſetzen, denn es kommen nicht blos viele Worte, ſondern ganze Zeilen drinnen vor, die im buchſtäblichen Sinne des Wortes Nichts bedeuten. Ich

muß auf die Nachſicht der Leſer rechnen bei dem Verſuch, dem Unſinn wenigſtens ſeine komiſche Seite abzugewinnen; und bemerke nur noch, daß Polly ein Mädchenname iſt, etwa gleichbedeutend mit dem deutſchen Mariechen.

Drunten in Skytown lebt 'ne Magd —
Sing ſang Polly haſt Du lieb mich, o?
Buttern that ſie Tag und Nacht —
Sing ſang, Polly haſt Du lieb mich, o?
Sie hatt' einen Burſchen und der hieß Will —
Sing ſang Polly haſt Du lieb mich, o?
That Alles, was ſein Vater will —
Sing ſang, Polly haſt Du lieb. mich, o?
Kimo, keimo, wo? Ja ſo! Mein Berg, mein Thal —
Komm herein, komm herein —
Ich wink' und blink' mit den Augen Dir —
Sing ſang Polly, haſt Du lieb mich, o?

Sie brauchte Will auf Leben und Tod —
Sie wollt' ihn frein, was der Vater verbot.
Sie kauft ein Meßer im großen Gram,
Sie brach ihr Herz und das Leben ſich nahm.
Kimo, keimo ꝛc.

Und weil ihr Tod das Herz ihm trifft,
So gieng er hin und ſchluckte Gift —
Was das Bauernvolk ſehr luſtig fand —
Man kommt nicht ſo leicht ins gelobte Land.
Kimo, keimo ꝛc.

Wenn ſchon dieſe Strophen hart an die Grenzen des Möglichen ſtoßen, ſo iſt das vierte jenes dazumal am Meiſten geſungenen Lieder, das „Bobbing, around,

around, around" nicht derart, daß man es in einem, auch für Damen beſtimmten Buche analyſiren dürfte. Es iſt importirte Waare, ein Yankee-Doodle vom reinſten — oder beßer geſagt: ſchmutzigſten — Waßer, der ſeinen Weg übers Weltmeer durch die Cloaken der Seven Dials herein genommen hat. Man ſieht, daß auch die Londoner Volkspoeſie und Volksmuſik den Miſchcharakter an ſich trägt, der das Specifiſche der engliſchen Nationalität überhaupt iſt. Wenn in „Minnie" ſich das germaniſche Gemüth auszudrücken beſtrebt iſt, ſo klingt durch „Rattenfängers Tochter" ſchon der volle Ton franzöſiſcher Frivolität, aber nicht ohne Spiritus, wogegen ſich die ganze transatlantiſche Gemeinheit, ohne jede feinere Zugabe, in den beiden letzten Liedern breit macht. Die wunderbare Zartheit und Tiefinnigkeit, die durch das deutſche Volkslied geht, kann natürlich in London nicht geſucht werden; aber auch die feine Nüance und das pikante Element, welches den volksthümlichen Liedern in Paris, z. B. den „pièces d'or" oder „le Sir de Franc Boisy" eigen iſt, geht denen in London ab. Die Poeſie und Muſik des Volkes in London hat etwas Sentimentalität und viel rohe Natürlichkeit, und ich glaube, man würde ſich nicht ſehr irren, wenn man daraus auf den Charakter des Volkes ſelbſt zurückſchließen wollte.

Der Kryſtallpalaſt zu Sydenham.

Schwärmeriſche Seelen reden mit Wehmuth von der Zeit, „da Ihr noch die ſchöne Welt regiertet!“ Wol, es war anders, da Puck ſein Weſen trieb und die Feen in weißen Kleidern Ringelreihen tanzten. Wir *glauben* nicht mehr an Märchen. Aber — ſonderbarer Gegenſatz der Zeiten! — wir **ſchaffen** Märchen. Wir bauen Eiſenbahnen und was iſt aller Spuk der Kobolde und Erdgeiſter gegen jene Maſchine, die uns über Höhen und Tiefen, Dampf und Feuer ſchnaubend, dahinführt? Wir legen Telegraphendrähte durch die Länder und das Meer, und der elektriſche Funken, der unſere Gedanken trägt, fliegt ſchneller als Merkur, der Götterbote. Wir berauſchen unſere Phantaſie an den prachtvollen Schilderungen arabiſcher Märchen — aber ſchöner, glanzvoller und majeſtätiſcher als es der Sinn des Kindes ahnen konnte, treten vor das Auge des Mannes die Wunderwerke der Wirklichkeit. Mitten in die Zeit der Proſa hinein tritt eine Welt voll Poeſie, für die ſelbſt der Dichter keine Worte hat, und im Dienſte des ſchaffenden Menſchengeiſtes gewinnt die Maſchine Zauberkraft. Die Wunderblumen unſerer Märchen wachſen auf nackten Felſen. Unſer Jahrhundert iſt ſolch ein Fels; Wiſſenſchaft und Induſtrie haben den Humus

der Romantik weggefegt. Aber an einer einſamen Stelle wächſt die blaue Blume.

Die Kinder lachen, wenn ihnen ihre Wärterinnen von Feenpaläſten erzählen; vielleicht ſind die Väter dieſer Kinder Actionaire an irgend einem Feenpalaſt. Freilich — der Kryſtallpalaſt iſt ſchon zu oft mit einem Feenpalaſt verglichen werden, als daß es beſonders anziehend wäre, dies Bild wieder zu gebrauchen. Auch iſt es nicht einmal ſehr treffend. Ich möchte den Kryſtallpalaſt mit einem Rieſenkaleidoſkop vergleichen, zwiſchen deſſen Gläſern alle Bauſteine der Weltkultur bunt durcheinander rollen. Allein dieſer Vergleich gefällt mir nicht, er iſt mir zu verſtändig.

Verlaßt mit mir den dicken Dunſt und das Getöſe der Londoner Straßen. Bei London-Bridge beſteigen wir den Zug, der uns in den Palaſt hineinführt. Auch das iſt wol einer Bemerkung werth, wie leicht es Jedem, wie es ſogar dem Unbemittelten möglich gemacht wird, in einem Tage ſo den ganzen Umfang der alten und neuen Welt zu durchwandern. Für kaum einen halben Thaler fährt man hin, zurück und hat den ganzen Tag zur Beſichtigung. Mit der romantiſchen Seite verbindet ſich ſogleich die practiſche; wir ſind im neunzehnten Jahrhundert und obendrein in England. — Der Dampfwagen entführt uns raſch dem Dunſtkreis von London; heitere Fernſichten öffnen ſich uns

zu beiden Seiten. Der Wald trägt noch ſein bräunlich gekräuſeltes Laub, und der feuchte Hauch vom Meer herüber hat die Wieſen ſaftig grün erhalten. Solch eine engliſche Landſchaft iſt erquickend wie keine andere. Das Auge wird durch den ſanften Schmelz der Farben geſättigt, während das Herz durch den Duft, der die Ferne mehr verſchleiert als verhüllt, in ſehnſüchtiger Spannung erhalten wird. Es weht friſch an die Seele heran; man athmet die ſtärkende Luft des Meeres, aber ſie hat den Parfüm von Wald und Wieſe. — Indem man ſo dahingleitet, wie getragen, erſcheint auf einmal im Hintergrunde das Wunderland. Der Palaſt mit ſeinen Glaswänden und ſeinem ſonnedurchglühten Dache, ſeinen blitzenden Kuppeln taucht empor; die Terraſſe, die Treppen, der Park werden ſichtbar, und nun iſt das Waßer erreicht, welches die Zauberinſel umfließt und gegen die Alltagswelt abſchließt. Felſen und Klippen ragen da ſtarr hinaus und von den Platten herab ſchauen gar ſeltſame Ungethüme dem Mann des neunzehnten Jahrhunderts entgegen. Da vorn an, klotzig und plump gebaut, dicker als der koloſſalſte Elephant, ſitzt ein Megatherium auf den Hinterbeinen, die Vordertatzen ruhen auf einem mächtigen Eichbaume, den es im Begriff iſt niederzureißen, um ſich an ſeinen Zweigen und Aeſten zu ſättigen. Dort auf jener Steinhöhe ſteht mit rieſigem Geweih ein iriſcher Elk — bergnieder

kriecht der Megaſaurus, die dreißig Fuß lange Eidechſe der Urwelt — und dort ſchlängelt ſich der Iguanodon, in deſſen Bauche vor drei Jahren zwanzig Perſonen bankettirten. Warlich einen beßeren Weg, mit dem Ungeheuren fertig zu werden, giebts nicht. Es erdrückt uns, wenn wir's nicht heiter überwinden! Und ſo fährt der Wagenzug in die große Bahnhalle des Kryſtallpalaſtes und durch ſchimmernde Glaswände ſteigen wir hinan. Sobald die Höhe erreicht iſt, liegt eine Welt, liegen Welten vor uns. Der Stoff hat ſich hier ſo vergeiſtigt, daß man zuerſt Alles nur wie Schein empfindet — das Plätſchern der Fontainen, das Rauſchen unſichtbarer Muſik, das Flimmern und Duften, das ganze unermeßliche Gebäude, durch das der Himmel und die Sonne ſcheint, die Landſchaft mit Bäumen und Bergen — in dem die Wirklichkeit zum Traume, der Traum zur Wirklichkeit wird. Wandle und ſchweige! — Dich tragen Geiſterhände durch Jahrtauſende, über Land und Meere dahin. Hier lagern unter den Bäumen des Urwaldes die Rothhäute Nordamerikas, dort unter den Palmen kämpfen die wilden Botocuden, im Dickicht ſteht der Tapir und der Puma ſtürzt ſich auf einen Spießer. Gegenüber ſiehſt Du die Giraffe, den Löwen und die Hyäne und unter der Sykomore Buſchmänner und Zulukaffern. Das Hyppopotamus ſteht im Sumpfe und die Danakils leiten ein Kameel zum

Waßer. Der aſiatiſche Tiger ſpringt Dir aus einer andern Gruppe entgegen — Chineſen und Tartaren grinſen Dich mit ſtumpfem Geſichte an — umflattert von dem grün und golden ſchillernden Gefieder ihrer Heimath kauern dort die Papageien von Neu-Guinea und weit im Hintergrunde ſtarren die Polarfelſen, um deren glänzende Zacken die Eisbären klettern ... Alle Schauer der Wildnis gehen durch die civiliſirte Seele und im Glaceehandſchuh beginnt die Hand ſeltſam zu zucken.

Nun auf einmal werden wir an den Rand eines blauen See's verſetzt. Die Wellen plätſchern und breite, ſtille Pflanzen mit grünen Blättern und rothen Blüthen treiben auf der Oberfläche; aus der Tiefe dunkelt es märchenhaft herauf, während von ferne ſanfte Muſik heranweht. Man ſehnt ſich nach der Jungfrau, die in dieſem See wohnen muß; und wie die Fontaine ſteigt und fällt, geht es ſanft wie Wellenſchlag durch die Seele. Und ſo, wie verzaubert, ſteht man und geht man weiter. Aus dem Zauberkreiſe des See's wendet ſich nun der Blick in die lichten Höhen der Geſchichte, der Wiſſenſchaft, der Kunſt. — Die Empfindung ſteigert ſich zum Gedanken und der Gedanke tritt weſenhaft vor unſere Augen. Blumenkränze, Laubgewinde friſch und lebendig ſchlingen ſich als grünende Kette um alle die Entfernten, und ſo verbunden, gleichſam durch

das Leben ſelber, ſtehen ſie da die Bannerträger der Humanität, die Heroen im Kampfe des Geiſtes. Sie ſtehen da wie Sieger, ſie leben, ſie lächeln, während die Generationen um ſie in den Staub zurückgekehrt ſind. Da ſteht Shakeſpeare neben Goethe und Schiller, Leſſing hebt ſein lichtvolles Haupt zur Sonne empor, — die Staatsmänner, die Gelehrten, die Feldherren, ſie ſtehen alle da — ſie ſind die Geſchichte, ſie das Leben und wir ſind nur der Boden, der ſie trägt und nährt. Und ſo den weiten hohen Gang hinab, das ganze Schiff des Palaſtes — welcher Hiſtoriker, welcher Maler, welcher Dichter könnte Solches in uns wirken, als dieſe Schau? Geiſt der Ewigkeit weht uns an; das Univerſum ſteht vor uns — ja wir haben das Gefühl, als unſterbliche Weſen dem Irdiſchen ſchon entrückt zu ſein und das All in ſtiller Wonne zu überſchauen. Schöpfungsgedanken berauſchen uns. — Keine Scheidung mehr nach Nationalitäten — nicht Deutſcher, nicht Engländer und Franzoſe, nur Menſchen, nur Menſchen!

Indem man nun ſo auf- und niederwandelt — man glaubt mit der großen Frage des Daſeins ſchon fertig zu ſein — da ſteht man plötzlich vor der Sphynx und das Räthſel beginnt aufs Neue. Wer findet die Löſung? Wie ſoll ſie gefunden werden? Die Vulcane haben ausgewüthet, die Fluthen ſind in ihre Tiefen gebettet — welche Vernichtung droht den alten Zweiflern,

damit die neuen wieder von vorne beginnen? . . . Die Sphynx bewacht den Eingang zum ägyptiſchen Hof, dem erſten der zehn Höfe, welche ſich auf beiden Seiten des Schiffes befinden. Wir treten zuerſt in den Tempel, darin Iſis und Oſiris verehrt wurden — wir ſehen die maſſiven Säulen mit jenen vogelköpfigen Geſtalten bemalt, und unter dieſer unheimlichen Umgebung durchſchauert uns die ganze Myſtik des Werdens. Alles iſt plump, Alles geſchwollen wie ein Samenkorn, das aufbrechen will. Nichts iſt ſchön; aber alles trägt den Keim der Schönheit in ſich. Aus der dumpfen Verhüllung ringt das Erhabene zum Daſein und zur Erſcheinung empor. — Wir gehen einen Schritt weiter, und es ſteht in ſeiner ganzen Glorie vor uns; der Keim der Schönheit iſt aufgegangen, die Blüthe Griechenlands — wirkſamer und unendlich großartiger als ihr Bild im neuen Muſeum in Berlin — winkt uns! Im griechiſchen Hof iſt Alles heiter — Alles iſt in ſich befriedigt, in ſich geſchloßen. Der Tempel von Paeſtum in ſeiner doriſchen Strenge und der Theſeustempel erſcheint. Alle Götter Griechenlands lächeln auf den Beſchauer herab. O, ihr regiert *noch* die Welt! Ihr regiert ſie, ſo lange noch ein Herz höher ſchlägt beim Tonfall homeriſcher Lieder, ſo lange der Schönheit ewiges Maß uns in Euch verkörpert erſcheint, ihr olympiſchen Götter! Heimiſcher — denn wer möchte

im Hain der Unsterblichen wohnen? — fühlen wir uns im römischen Hofe. Ueber Rom hat die Cultur der alten Welt ihren Weg zu uns genommen, die Straßen sind uns bekannt, unsere Vorväter haben sie gewandelt. Da steht das Colosseum mit seinen 87,000 Sitzen — es steht da, als müße Roscius nun gleich heraustreten, als müßten sich auf sein „vos plaudite auditores!" die Hände der Senatoren und des Volks regen. Der Bogen, unter dem Titus als Triumphator in die ewige Stadt einzog, wölbt sich hoch über uns — und dort... dort das Forum Romanum! Wie oft hat mein Geist hier geweilt! Nicht der Zeit gedachte ich, indem ich an diese zerfallene Marmorplatte herantrat, wo der widerstrebende Gedanke dem Spruche des Prätor Urbanus und der curulischen Aedilen folgte — jene Zeit habe ich mit dem Corpus juris auf immer zugeschlagen. Aber der seligen Stunden gedachte ich, wo mich die liebste Schöpfung meiner Phantasie, nein — meines Herzens! — an diese Tempel, an diese Hügel heranführte... hier war ich heimisch, denn hier hatte ich geseufzt, hier geweint... Freund Bott, wenn Du diese Zeilen lieseſt, dann denk an Deinen fernen Freund und an — „das Mädchen von Korinth!" — Aber „weiter... immer weiter nimmt das Herz den Lauf; auf der Himmelsleiter steigt die Sehnsucht auf!" Streck Dich mit mir auf die rothen Polster — allah il allah, el Ma-

homed il resüll' illah! Du biſt in der Alhambra. Röthlich blaues Licht ſtrömt durch die Kuppel ſanft herein, die Wände funkeln vom Golde heiliger Inſchriften, aus dem Marmorbaſſin ſteigt die Fontaine und träumeriſch ſinkt ſie nieder. Lieg' auch Du nieder und träume — vielleicht erſcheint Dir Juſſifa, die ſchöne Sultanin — vielleicht die letzte ſüßeſte Tochter der Abenceragen — lies mit mir die Inſchrift, die in ſeltſamen blumenhaften Zügen um das Baſſin des Springbrunnens läuft. „Geſegnet ſei, der dem Sultan Mahomed ein Haus gebaut, das an Schönheit alle anderen Häuſer übertrifft. Sieh, dieſe gediegene Maſſe von Perlen, die rings Dich umglänzen und durch die Luft werfen die zitternden Strahlen ihrer ſieben Farben, die da fallen in den Silberſchaum des Waßers und von da zurückgeſtrahlt werden, die Juwelen, die Alles an Schönheit übertreffen — ja den Marmor ſelbſt an Klarheit und Schein. Siehſt Du nicht, wie das Waßer von oben auf die Brunnenfläche niederplätſchert, wiewol die Strömung von unten ihm zu widerſtreben ſcheint; dem Liebenden gleich, deſſen Augenlider ſchwer ſind von Thränen und der ſie zerdrückt aus Furcht vor dem Verräther..." Gott im Himmel! wenn nur die ſteifen Kragen nicht wären, wenn nur die Cylinderhüte mir nicht immer da vor der Niſche vorbeizögen... Im aſſyriſchen Hofe halten ſich die Gentlemen am Liebſten

auf. Assyrien ist vom allerneusten England ganz eigentlich erst entdeckt worden; Layards geflügelte Bullen sind seine Lieblinge. Hier ist Alles gigantisch, siebzig Fuß hoch, — unförmlich — Ochsen mit Menschenköpfen, dicke, braunrothe Farbe, große schwarze Augen und stets ein verbindliches Lächeln um die geschlossenen Lippen. Säulen und Dächer aus Ninive, Kolosse in Umfang und Erscheinung, nehmen den ungeheuren Raum dieses Hofes ein; die Ruinen von Persepolis, in gleichem Geist und aus gleichem Material erbaut, schließen diese versunkene Welt, in der ein Geschlecht gearbeitet hat, welches nur für das Ungeheuerliche Sinn hatte und für die Größe nur in räumlichen Dimensionen einen Ausdruck zu finden im Stande war. — Durch den byzantinischen und romanischen Hof, durch das Medium des Christenthums, das hier zuerst düster, mystisch und dann heiter, befreiend auf die Kunst wirkte, werden wir in die mittelalterliche Glanzperiode der deutschen, englischen, französischen und italienischen Kunst eingeführt. — Die Renaissance öffnet uns ihre schnörkelhaft verzierten Flügelthüren, Fontainebleau und Versailles stehen vor uns, wir glauben das Rauschen der Reifröcke zu hören, Perrückenstaub und Schönpflästerchen zu sehen... Aber ehe uns die letzte Schwankung der modernen Kunst verstimmt, öffnet sich wieder eine neue Welt — die alte Welt der Schönheit. Wir treten in den pompejanischen

Hof, der, vom Lavaſchutt der Jahrhunderte befreit, uns mit ſeinen lieblich friſchen Farben und Geſtalten, mit ſeinem traulichen Badezimmer, ſeinen ſchwellenden Triclinien und blühenden Viridarien gaſtlich empfängt.

Und hier nun, nachdem wir die Erde in ihren Weiten, ihren Tiefen und Höhen durchwandert haben — hier ſtehen wir ſtill. Die Induſtriehöfe locken uns nicht mehr, denn wer ſo gleichſam am Webſtuhl der Ewigkeit geſtanden hat, für den hat die Maſchine, auf der bloß Seide und Wolle geſponnen wird, keinen Reiz mehr. Wir treten auf die Terraſſe des Palaſtes — noch bebt von innen heraus die Muſik und ſtirbt ſanft, wie in ewigen Fernen, dahin. Auch auf die Erde ſenkt die Nacht ſich herab. In den Glaskronen des Hauſes blitzt der Scheideſtrahl der Sonne, während vor uns die Wieſe, der Wald und das Thal ſchon von jenem bläulichen Duft angehaucht ſind, wie er nur über engliſchen Landſchaften träumend ſteht. Ich ſtand und träumte mit; auf einmal hob es ſich ſchneeweiß aus dem Boden, hier, dort, über mir, neben mir, unter mir — an hundert Stellen zugleich — es ſtieg, es flog, es ſprang — es rauſchte und ſtrömte — leuchtende Waßerſtrahlen, von der untergehenden Sonne durchglüht, ſchoſſen um mich her und die Tropfen rieſelten wie Diamanten nieder. — Ein Waßerſchloß ſtand vor mir, mit Säulen, Bogen, Pforten und Gängen — aus

einem Wunder gerieth ich ins andere und dabei brauſten mir märchenhafte Melodieen durch die Seele. — Ich ſtand, bis Alles vorüber und Nacht um mich war; und wie aus einer ſchöneren Welt in das Alltagsleben, kehrte ich vom Kryſtallpalaſt zu Sydenham nach London mit einer Art nagender Wehmuth zurück — denn „man wandelt nicht ungeſtraft unter Palmen.“

Das Mädchen aus Seven-Dials.

„Unter allen Fahrzeugen der Welt, von der Arche Noah, welche allgemein für das erſte Beförderungsmittel gehalten wird, bis zu jenem düſtern Fuhrwerk, in welchem wir ſelber eines Tages unſere letzte Reiſe auf Erden machen müſſen, giebt es doch keins, das mit einem Omnibus verglichen werden könnte.“ Was Boz mit dieſen Worten gemeint hat, verſteht man nur in London. Selbſt die Pariſer Omnibuſſe gewähren dem Beobachter nur den Anblick höflicher Menſchen, hübſch gekleideter Frauenzimmer und verwunderter Fremden — ſonſt Nichts. Der Londoner Omnibus iſt die Stätte, wo man die intereſſanteſten Studien machen kann. Denn er iſt der Sammelplatz einer Menſchenklaſſe, ohne die man London nicht verſtehen kann, da ſie das eigentliche Volk bildet, und mit

der man im Ganzen doch nur wenig Gelegenheit zu verkehren hat; der Omnibus in London iſt der ſtille Geſellſchafter jedes Handlungshauſes und er gehört zu den unentbehrlichen Apparaten jeder Fabrik und jeder Werkſtatt. Er holt am Morgen den City-Kaufmann von ſeinem Landſitz ab und bringt ihn am Abend dahin zurück; er ſchafft den Comtoiriſten auf ſein Büreau und den Handwerksmann zu ſeinen Kunden. Er führt ökonomiſche Hausfrauen nach Hungerford-Market, und die Köchinnen vornehmer Häuſer nach Covent-Garden; und wer die Bekanntſchaft von hübſchen Putzmacherinnen und anſpruchsloſen Nähmädchen machen will, der braucht ſich nur in einen der hundert Omnibuſſe zu ſetzen, die — ehe das Geſchäft anfängt, Oxfordſtreet hinab, oder wenn es geſchloſſen iſt, Oxfordſtreet hinauf fahren. — Der Fremde in London ſollte nie verſäumen, ſo viel als möglich im Omnibus zu ſitzen. Ich habe ganze Tage darin zugebracht und werde es nie bereuen. Sei es nun, daß ich Hydepark entlang fuhr — Außenſeite — um den letzten Duft zu athmen, den Wieſen, Bäume und Seen hauchten; oder daß ich City-Road abwärts raſſelte, wenn die endloſen Lichterreihen zu beiden Seiten feenhaft im feuchten Straßenpflaſter wiederſtrahlten, oder daß ich mich, im Schritt, durch das Gedräng von Wagen, Pferden und Menſchen in Fleetſtreet und Cockſpurſtreet durcharbeiten ließ.

Bei Regenwetter blieb der Omnibus die einzige Ausflucht und Zerstreuung. Eines Tages erinnere ich mich, der ganz besonders dunkel und drückend war. Um vier Uhr Nachmittags konnte ich im Lesezimmer des Britisch Museum kaum noch lesen, was ich zwanzig Minuten vorher selbst geschrieben hatte. Ich trat an das Schalter, wo man den Durchblick in die sich perspectivisch schließenden Bibliothekfäle hat. Mit einiger Mühe fand ich aus den Bibliothekaren meinen Freund heraus, ich ließ ihn mir rufen. „Ich denke, wir schließen," sagte ich ihm. Wir pflegten gemeinsam zu speisen und vorher eine Promenade zu machen. „Ein bischen früh heut!" entgegnete er, indem er zu der großen Uhr über der Eingangsthür sah. „Aber — dam! — man kann von einem Deutschen nicht verlangen, daß er sich mit der englischen Finsterniß länger die Augen verdirbt." Mein Freund war ein Deutscher. „Erwarten Sie mich am kleinen Ausgangsthor, Montague Place."

Es war einer von jenen unerträglichen Novembertagen, wo in London die Selbstmorde zur Krankheit werden; wo sich ein Mann aufhängt, weil seine Frau nicht sparsam ist, und eine Frau sich ins Wasser stürzt, weil ihr Mann sie im Haushaltungsgeld verkürzt hat; wo sich ein Schusterjunge die Kehle abschneidet, weil er nicht arbeiten mag und ein Lord sich erschießt, weil er absolut nicht weiß, womit er sich die Zeit vertreiben soll.

Wir gingen Bloomsbury-Street hinab; wo sie in High-Holborn mündet, warten die Omnibusse, oft sechs neben oder hintereinander. „The Napier, Gentlemen!" rief einer von den Condueteuren, der auf dem Hinterbrett seines Wagens stand, die halbgeöffnete Thür in der Hand. „The Wellington!" „The red bull!" „The Royal Blue!" so schrieen die Kerle durcheinander. — „Ich denke, wir nehmen den Royal Blue — er geht Oxfordstreet aufwärts." Mein Freund schloß sich an und wir näherten uns dem blauen Omnibus. „The Royal Blue!" rief der Condueteur — „grad noch zwei Plätze, Gentlemen." Er öffnete und wir stolperten hinein. — „All right" — und die Maschine setzte sich in Bewegung. Wie gesagt, es waren nur noch zwei Plätze im Wagen; aber es war ein Kunststück, sie bei der Dunkelheit und dem Gewirr von Beinen und Regenschirmen herauszufinden. „Never mind" — „hat gar Nichts zu bedeuten!" sagte ein robuster Handwerksmann mit rothem Bart, dem ich so auf die Zehen getreten hatte, daß sie knackten. „Ich glaube, ich habe ein Kind erdrückt," rief in großer Angst mein Freund. Zum Glück war es nur ein Ballen Wollenzeug, den ein Handelsmann neben sich gelegt hatte. So kamen wir in unsere Sitze und rasselten dahin. Die Häuser zu beiden Seiten waren kaum noch zu erkennen; sie standen ganz in feuchtem Dunst. Dazu fing nun auch

ein Regen an, der Alles, was noch etwa zu sehen war, trübe einhüllte. „Stop!“ rief der Conducteur. Der Mann mit dem Wollballen stieg aus. Zehn Schritte weiter ward wieder gehalten. Eine verschleierte Dame stieg ein. Die Damen werden hier sogar in den Omnibussen mit außerordentlichem Anstand behandelt; Alle bemühten sich um sie, und der rothbärtige Handwerker dirigirte sie sicher in den leeren Sitz. Sie saß mir gegenüber. Sie schlug den Schleier ein wenig zurück. Ihr Gesicht war blaß und leidend, aber edel geformt und schön. Sie schien heftig geweint zu haben; ihre dunkelbraunen Augen waren geröthet und sie drückte das feuchte Taschentuch oft gegen sie. Sie gieng ganz in Schwarz; das Zeug, das sie trug, war nicht kostbar — es war schwarzer Thibet — aber es saß ihr Alles knapp an und war gut gehalten. Ihre Figur war schlank und reizend gebaut; obwol sie dem niedern Mittelstand anzugehören schien, so betrug sie sich doch mit Maß und übte eine anziehende Wirkung aus. Die Mädchen des Londoner Mittelstandes sind durchweg hübsch und anmuthig; ja, man wundert sich, wie so zarte Gestalten in einem solchen Dunstkreis gedeihen können. Sie sehen alle aus wie Wasserblumen. — Sie sprach nicht, und wenn sie gefragt wurde, antwortete sie kurz und verwirrt. Sie schien ganz in Etwas versunken zu sein; zuweilen quoll ihr eine Thräne aus dem Auge — aber sie wußte

nicht, daß sie weine — sie führte das Taschentuch erst herauf, wenn die feuchte Spur fast schon dahin war. Oben, am Regent Circus stieg die Hälfte der Omnibus-Passagiere aus; bis wir Regent-Street hinunter waren, saßen wir mit dem Mädchen allein. Sie band sich den Hut etwas fester; dabei quollen ihre dunkelbraunen Locken hervor, die sie mit einer zarten, weißen Hand wieder zurückschob. Auf Haymarket stieg sie aus. „Nach Blackfriars," sagte sie, mit ihrer unsichern, schüchternen Stimme, indem sie dem Conducteur ihren Fourpence gab. „Hier ist der Blackfriars-Wagen, hier, Miß!" rief es aus der Nähe. Das Mädchen verschwand. Es war nun ganz finster geworden, und die Laternen des Omnibus wurden angezündet. Beim ersten Strahl, der in den Wagen fiel, erblickte ich auf dem Sitz, den das Mädchen eben verlassen hatte, einen Brief, welchen sie mit ihrem Porte-Monnaie aus der Tasche gezogen haben mußte. Ich nahm ihn rasch und sprang aus dem Wagen, um ihn dem Mädchen zurückzubringen. Aber eben war der Omnibus nach Blackfriars abgegangen. Ich trat unter eine Laterne und las die Adresse des Briefes: „Miß Annie Pedgraft. 7. Queen-Street. Seven-Dials." Mein Freund stand in der Omnibusthüre, als ich zurückkam. „Das Mädchen ist fort; ich denke, wir geben den Brief in ihrer Wohnung ab. Vielleicht erfahren wir dort etwas Näheres über dieses

intereſſante Weſen.“ — Der Freund hatte die Brief-aufſchrift geleſen. „Queen-Street!“ rief er aus — „Seven-Dials! — wohin denken Sie! Nein, dahin geh ich nach 5 Uhr Nachmittags nicht anders, als mit einem, am liebſten aber mit zwei Conſtables. Ein ſchönes intereſſantes Weſen, das in Queen-Street, Seven-Dials, wohnt!“ Die Ausſicht auf ein lohnendes Abenteuer und meine Vorſtellungen bewogen den Freund endlich, die Wanderung mit mir anzutreten.

Wir frugen uns eine halbe Stunde lang durch große und kleine Straßen hin; Seven-Dials — nebſt St. Giles, der Schauplatz der Ainsworth'ſchen Schauerromane — liegt gar ſo weit nicht von Haymarket. Wir giengen immer darum herum. Endlich verrieth uns der penetrante Geruch von alten Fiſchen, die in Oel gebacken waren, und die muffige Kellerluft, die aus den Trödlerbuden wehte, daß wir am Ziele ſein müßten. Beim unſichern Scheine der Gaslaterne, die in der Mitte von Seven-Dials ſteht und mit je einem ihrer Arme in eine von den ſieben Straßen leuchtet, die von da auslaufen, fanden wir Queen-Street. Wir giengen zuerſt die eine Seite derſelben hinunter, und dann die andere hinauf, ehe wir uns einigermaßen orientirt hatten. In der Straße, die ſo lang war, daß man das Ende nicht erkannte, und ſo ſchmal, daß ſich der Fußgänger an die Mauer drücken mußte, wenn

ein Wagen durchfuhr, brannten drei bis vier Laternen. Wir kamen bei einem Publie-House vorbei, deſſen Fenſter ſo blind und ſchmutzig waren, daß das Licht von Innen nicht hindurch ſcheinen konnte; aber man hörte darin fluchen und die Kannen auf den Tiſch ſtoßen. Dann kamen wir an eine Trödlerbude — an einem Nagel vor der Thüre hing eine blaue Uniform mit Metall-Epaulettes, daneben ein Vogelbauer und ein zerriſſener Teppich; in der Thüre hieng ein verräuchertes Oelbild in einem Goldleiſten-Rahmen, der ganz zerkratzt war, und im Ladenfenſter lag eine Flöte, ein verknitterter Kupferſtich und ein Band Shakeſpeare. Nr. 7 war ein Kramladen. Vor dem Schaufenſter ſtand ein Taſſenſchälchen mit ſchwarzen Cigarren, ein Korb mit drei oder vier Eiern, eine Schüſſel mit Kartoffeln, eine Theebüchſe und ein paar irdene Pfeifen. Wir traten ein. Die Flur war ausgetretener Lehmboden. Auf einem Mehlſack ſaß ein altes, dickes Weib in einem röthlich verſchoſſenen Tuchmantel. „Wohnt hier Miß Annie Pedgraft?“ fragten wir. „Miß Annie Pedgraft wohnt im Hofe, dritte Thüre links,“ antwortete das Weib. — „Sollen wir weiter?“ fragte der Freund. „Ei, ich denke wol. Was wäre das Schlimmſte, das uns paſſiren könnte?“ — „Wenn ich an das Schlimmſte denke,“ erwiederte er, „ſo würde ich's keinem Familienvater rathen, weiter zu gehen, ohne

vorher teſtirt zu haben!" „Nun — wir ſind keine Familienväter — alſo nur weiter!" — Wir ließen die Hofthüre, trotz dem Geſchrei der Frau, hinter uns offen. Wir hätten ſonſt keinen Schritt weit ſehen können, ſo dunkel, eng und verbaut war das Höfchen. Vor der dritten Thüre links blieben wir ſtehn. Es war ſtill dahinter und dunkel; wir konnten den ängſtlichen Schlag unſerer Herzen hören. Ueber ein Kurzes war uns, als hörten wir Etwas dahinter, wie das Schnarchen eines Mannes. Wir pochten an. Zuerſt keine Antwort — nach dreimaligem Anklopfen taumelte Etwas empor — wir hörten einen dumpfen Fall, als ob ein Stuhl oder ein Tiſch umgeſtürzt ſei. Darauf kam eine Geſtalt heraus, die uns mit lallender Stimme fragte, wer wir ſeien? — „Wohnt Miß Annie Pedgraft hier?" fragten wir. Wie er den Namen hörte, ſchien er plötzlich zu erwachen. „Die Peſt auf Annie Pedgraft! Was wollt Ihr von Annie Pedgraft — Ah —. Ihr ſeid vielleicht" und dabei that er einen Schritt vorwärts, der uns veranlaßte, mindeſtens zehn rückwärts zu thun, bis wir wieder auf der Flur und im Lichte waren. Aber er ſtolperte uns nach. „Ihr ſeid vielleicht," ſchrie er, — und nun ſahen wir den Kerl, noch ſchwer betrunken, das Geſicht ganz roth und in den Augen einen thieriſch wilden Ausdruck, vor dem wir unwillkürlich zitterten. Er ſchlug auf einen Tiſch, der da ſtand,

und hielt sich dann am Ende desselben, weil er in den Augenblicken zu schwanken und zu taumeln begann, fest. „Jetzt Geld heraus," schrie er — „Geld heraus, Ihr Schurken — oder meint Ihr, Ihr könntet mit meiner Tochter machen, was Ihr wollt? Geld heraus, sag' ich... oder..." Ehe er den Satz vollenden konnte, war er rückwärts auf den Boden gefallen, vor der Thüre hatten sich schon zehn alte Weiber und zwanzig Kinder versammelt, um den Skandal mit anzuhören, und wir hatten Mühe, durchzukommen. — Erst als wir in Drurylane wieder andere Menschen sahen, athmeten wir auf und setzten uns in den ersten Omnibus, der vorbeifuhr.

Wir ließen uns nach dem Chop-House bringen, wo wir zu speisen pflegten; es war nicht sehr weit entfernt, Cheapside, gleich hinter Holborn. — Das freundliche Haus war hell erleuchtet, angenehm durchwärmt und kräftiger Beefsteakgeruch gieng uns gar erquickend an's Herz. Unser guter Freund, der Waiter, grüßte seine Stammgäste verbindlichst und wir befanden uns bald in einem der Stalls ganz comfortabel. In diesen Stalls sitzt man an einem Tischchen zwischen zwei Bretterwänden, die hoch genug sind, um die Gäste von einander zu trennen; in demselben Zimmer mit zwanzig Anderen, hat man doch nur die Luft, das Licht und den Kellner mit einander gemein, sonst sieht man sich nicht und

hört ſich kaum. Es iſt recht altengliſch, ſich ſogar im Wirthshaus, gleichſam „zur Fütterung," in ſeinen beſonderen Stall zu ſetzen!

„Haben Sie den Brief noch?" ſagte nach einem längern Stillſchweigen der Freund.

Ich holte ihn aus der Bruſttaſche hervor. Er trug den Stempel der Londoner Stadtpoſt vom geſtrigen Tage; an ſeinen Rändern war er ſchon ziemlich abgeſtoßen und ſchmutzig. „Ich denke, wir begehen keine Indiscretion, wenn wir ihn leſen. Vielleicht erhalten wir eine Aufklärung der ſeltſamen Scene von vornhin." Ich zog die Einlage aus dem Couvert und entfaltete den Bogen. Die Schrift war die einer feſten, geübten Männerhand. Uebrigens finde ich, daß alle Engländer von einer gewiſſen Bildung wie im Geſicht ſo auch in der Handſchrift eine unverkennbare Familienähnlichkeit haben. Es iſt immer daſſelbe ſchmale, bleiche und doch ſo kräftige und entſchloſſene Profil; es ſind immer dieſelben feinen, ſpitzen und doch ſo beſtimmten Schriftzüge. — Der Brief war etwas zerknittert; hier und da ſah man, daß eine Thräne darauf gefallen ſei. Aber der Schreiber hatte ſie nicht geweint; denn die Buchſtaben ſtanden regungslos darunter und waren von der Feuchtigkeit nicht weiter berührt worden. Wir laſen:

„Annie, meine Theure! — Du mußt Dich in Dein Schickſal finden. Was kann ich dazu? Ich kann es

nicht ändern. Daß Dich Dein Vater immer ſchlägt, ſeit Du ihm geſagt haſt, was Du erwarteſt — warum ſagſt Du nicht, was Du fürchteſt?.... thut mir zwar recht leid — in der That, ich bin recht betrübt darüber. Er will Dich aus dem Haus werfen — ach, das iſt nur eine Redensart. Ein Vater wird ſeine Tochter nicht aus dem Haus werfen. Nöthigenfalls rufe die Polizei zu Hülfe. Das wäre ſchön, wenn man ſeine Kinder ſo auf die Straße werfen könnte — nein, liebe Annie, das kann man nicht! Du könnteſt nicht mehr in den Laden gehn, wo Du bis jetzt Dein Brod verdient haſt? Warum kannſt Du nicht mehr hingehn? Jetzt ſieht man Dir noch Nichts an; und wenn auch — wer wird Dir Etwas ſagen dürfen? Geh' Du nur in Deinen Laden; man wird Dir nicht ſagen, daß Du fortbleiben ſollſt. Geld kann ich Dir nicht mehr ſchicken. Ich verdiene gerade ſo viel als ich brauche und muß jeden Penny zu Rathe halten. Daß ich Dir verſprochen hätte, Dich zu mir zu nehmen, mag wol wahr ſein, obgleich ich Nichts mehr davon weiß. Aber wenn ichs auch thun wollte, ſo würde es doch jetzt nicht gehen. Ich reiſe für unſer Haus in Geſchäften nach Amerika und werde ſobald nicht wieder zurück ſein. Morgen Abend gehe ich unter Blackfriars-Brücke zu Schiff. Wenn ich zurückkomme, ſehe ich Dich wieder. Ich hoffe, daß Du dann leichter biſt unter dem Herzen...

„Pfui! pfui!“ rief ich und warf den Brief auf den Tiſch.

„Ein Steake... ein Chop, Gentlemen!“ rief der Waiter und ſetzte die Schüſſeln vor uns auf den Tiſch. Aber der Freund konnte ſein Beefſteak und ich meinen Hammelbraten nicht eſſen; jeder Biſſen blieb uns in der Kehle ſtecken. Wir tranken ein paar Gläſer Claret und giengen.

Drei Tage darauf, Morgens zehn Uhr, nach dem Frühſtück, rollte ich meinen Seſſel an den Kamin, um zur Cigarre die „Times“ zu leſen. „Die amerikaniſche Präſidentenwahl...“ „Big Ben, die neue Glocke von Weſtminſter...“ „der Ausfall des „Moniteur“ gegen die engliſche Preſſe...“ „über die Neuenburger Angelegenheit aus Berlin...“ „über den König von Neapel aus Wien...“ „Geldmarkt der City...“ „Diner beim Lord Panmure...“ „Lord Palmerſton in Mancheſter...“ „Polizei...“ halt! Was iſt das? Mit hochklopfendem Herzen las ich: „Themſe. — Fünf Minuten unterhalb Blackfriars-Brücke hat das Waßer am Sonnabend Morgen den Leichnam einer ſchwangeren Perſon an das Land geworfen. Sie trug ein ſchwarzes Thibetkleid, einen ſchwarzen Seidenhut und einen Schleier von Halbwolle. Sie mochte wol ſchon einige Stunden gelegen haben, ehe ſie gefunden wurde. Auf polizeilichem Wege iſt ermittelt worden, daß ſie Annie Pedgraft heißt, 7.

Queen's Street, Seven-Dials. Der Grund ihres Selbſtmordes konnte mit Beſtimmtheit nicht in Erfahrung gebracht werden."

Das Blatt entſank meiner Hand. Ich weiß nicht, wie lange ich ſo geſeſſen habe. Doch entſinne ich mich, daß ich an jenem Tage nicht an meinen Arbeitstiſch ins Britiſh Muſeum gieng.

Herr von Joël.

„Wohin gehen wir nun?" fragte ich meinen Freund Emanuel. Wir ſtanden unter dem Portal von Her Majeſty's, in unſere Mäntel gewickelt, denn es war eine kalte Octobernacht. Wir hatten die Piccolomini gehört, die von ihrer Triumphreiſe durch die engliſchen Provinzen heimgekehrt, noch zweimal in London aufgetreten war, bevor ſie nach Paris abreiſ'te. Beim Himmel, dieſes Weib iſt ſchön! Dieſes gluthvolle Auge, dieſes prachtvoll dunkle Haar, dieſer Arm!... „Wohin gehen wir nun?" fragte ich meinen Freund, indem mir die Zähne vor Froſt zuſammenſchlugen. Denn mir war nicht anders, als ſei ich aus einem Himmel voll Muſik und Schönheit, in den mich die italieniſche Zauberin

hineingeſungen hatte, auf das feuchtkalte Straßenpflaſter von Haymarket gefallen!...

Mein Freund zog ſeine Uhr. „Halb zwölf," ſagte er — „gleich Mitternacht!"

„Gleichviel," erwiederte ich. „So kann ich nicht nach Haus gehn — ich muß ein Glas Grog haben, mich friert's bis in die Seele!..."

„So wollen wir nach Evan's Supper-Rooms gehn," ſagte Emanuel. „Da pflegt's um dieſe Zeit noch lebendig zu ſein."

Wir giengen, ich gab meinem Freund den Arm. Wir giengen über Charing-Croß, den Strand hinunter und bogen bei Covent-Garden ein. Links ſteht das ausgebrannte Covent-Garden-Theater — in ſeine öden Fenſterhöhlen ſchlug der Regen, durch die mit Brettern vernagelten Portale heulte der Sturm. Ich konnte an dieſem Abend die Reminiscenzen gar nicht los werden. Dieſer kleine Fleck Erde iſt einer der denkwürdigſten in der großen Welt von London. In ſeinem ſchmalen Umfang ſind ſich ſeit den Tagen der Reſtauration alle Schöngeiſter der Nation begegnet. Hier hat Will's Kaffeehaus geſtanden, in welchem Dryden der Aeſthetik ſeines Volks und dem Geſchmacke ſeiner Zeit die Geſetze gab. Dort liegt Butler, der geiſtvollſte Satyriker des 17. Jahrhunderts, begraben, — dort hat Johnſon geſchrieben, dort Voltaire gewohnt, als er London beſuchte,

um ſich von London bewundern zu laſſen. Da rings=um ſtehen die Tavernen, in denen ſeit Shakeſpeare's Zeiten bis auf die unſrige alle Dichter, alle Schrift=ſteller, alle Schauſpieler, alle Maler, alle Narren und alle Windbeutel von London ſich herumgetrieben haben — bei Gott! ein bunter Geiſterzug von großer Thor=heit und großer Weisheit, von Tugend und Laſter, von Lächerlichkeit und Verdienſt umſchwirrt Einen, wenn man ſo in der Mitternacht über das Pflaſter von Covent=Garden geht! — Am Ende des Platzes, gleichſam ſeine Hintercou=liſſe, ſteht Evans' Hôtel. In dieſem Hôtel hat einſt Ad=miral Ruſſell, der Held von La Hogue, gewohnt, und die alte Treppe, die von der Flur des Hôtels in das obere Stockwerk führt, iſt aus den Balken der „Bri=tannia" gemacht, auf welchem er einſt die Engländer und Holländer zum Sieg gegen die Franzoſen comman=dirte. Wir ſtiegen indeſſen eine andere Treppe hinab, die in die berühmten Supper=Rooms dieſes Hôtels führt. Hier wird jeden Abend gegeſſen, getrunken, ge=ſungen und geſpielt. Die Wände des Saales ſind mit den Portraits der großen Schauſpieler von Garrick bis Phelps und Kean geſchmückt; man zeigt noch die Zimmer, in welchen der große Charles Kemble gewohnt hat, und die Kammer, in welchen ſeine Tochter, die große Fanny Kemble geboren worden iſt. Soll man ſich in einem ſolchen Raum, wo die Erinnerung an

jedem Abend auf das Luſtigſte erneut wird, nicht bald wol und heimiſch fühlen? — Da wir eintraten, war Alles noch im beſten Gange: zahlreiche Gäſte ſaßen um die Tiſche, rauchten und tranken, und auf der Tribüne des Hintergrundes ſang ein Komiker in Frack und weißer Binde zur Begleitung des Claviers. Wir ſetzten uns auch und ließen uns einen Grog bringen. Auf dem Tiſche vor uns lag ein gedrucktes Heft in gelbem Umſchlag, welches die Texte zu allen in dieſem Salon geſungenen Madrigals, Glees und Songs enthält; der freundliche Wirth offerirt es ſeinen Gäſten als ein Andenken an Evans' Supper-Rooms. Der gelbe Umſchlag enthält ein Namensverzeichniß der Knaben, welche den Sopran und Alt, und der Herren, die den Tenor und Baß der Chöre ſingen, und ganz am Ende deſſelben findet ſich folgende Inſchrift: „Herr von Joël. In consideration of the many years of zealous assistance will always be retained upon this Establishment.“ „Herr von Joël wird, in Anbetracht der vielen Jahre eifriger Dienſte, die er dem Etabliſſement geleiſtet hat, lebenslänglich von demſelben unterhalten werden.“ Ich hatte nicht Zeit, über dieſe ſeltſame Anzeige nachzudenken; denn auf der Tribüne des Hintergrundes erſchien Mr. Brady, der Baſſiſt, und in kräftigen Tönen ſtrömte das Lied, in welchem die

ganze Hölle der Leidenſchaften jubilirt, das herrliche Lied aus Weber's Freiſchütz durch die dröhnende Halle:

Würfelſpiel und Kartenluſt
Und ein Kind mit runder Bruſt
Hilft zum ewigen Leben!

Das Lied war zu Ende geſungen und der aufmerkſamen Stille der Zuhörer folgte lauter Beifall, Händeklatſchen und der Ruf nach Ale und Grog. Da ſah ich einen wunderlichen Menſchen durch die Reihen der Gäſte ſchleichen: einen Menſchen von kleiner Statur, mit greiſem Kopf und gelbem Geſicht, mit grauen Augen und gefurchter Stirn. Er trug einen langen Frack und ſchlotterige Beinkleider und hatte unter dem Arme ein Cigarrenkiſtchen. Die Gäſte ſchienen ihn alle zu kennen; einige lachten über ſeine Bemerkungen, einige ſchimpften über ſeine Cigarren, einige baten ihn um ein Zündhölzchen oder einen Fidibus. Endlich kam er auf ſeiner Wanderung auch an unſeren Tiſch, und da er uns wahrſcheinlich für Deutſche erkannt hatte, ſo redete er uns deutſch an.

„Wollen die Herren eine gute Cigarre rauchen? Hier ſind importirte Havannahs, hier ſind Trabucillos, hier ſind Cabaunas. — Hier ſind Regalias!"

Da wir ihn ein wenig verwundert anſahen, ſo ſagte er: „Die Herren kennen mich wol nicht? Ah — die

Herren ſind zum erſtenmal in Evans' — meine Herren, ich habe die Ehre... ich bin Herr von Joël..."

Da dachten wir an den gelben Umſchlag des Liederbuchs.

„Herr von Joël," ſagten wir, „wollen Sie nicht ein Glas Grog mit uns trinken?"

Herr von Joël ſchien an dieſem Abend ſchon mehre Gläſer Grog getrunken zu haben; denn die Verbeugung, die er uns machen wollte, fiel etwas tiefer aus, als ſelbſt der höflichſte Mann im Ernſte beabſichtigen kann. Herr von Joël nahm nichtsdeſtoweniger ein höchſt ernſthaftes und würdevolles Geſicht an. „Waiter!" rief er — „ein Glas Grog für Herrn von Joël; dieſe Gentlemen bezahlen es!" Der Waiter ſagte: „Very well!" ſah uns mit dem Lächeln des Verſtändniſſes an und gieng. Mein Freund ließ ſich eine Cigarre von Herrn von Joël geben und ich ließ mir auch eine geben; wir zündeten ſie an; dann kam der Kellner und ſetzte den Grog für Herrn von Joël auf den Tiſch nieder.

„Auf Ihr Wolſein, meine theuren Herren!" ſagte er und leerte das dampfende Glas faſt mit einem Zuge.

„Sie müſſen ein Deutſcher ſein, Herr von Joël?" fragte ich ihn, indem ich ſeine Cigarre zum zehntenmale anzündete. Es war keine Luft hineinzubringen.

„Zu dienen, mein Herr," erwiederte er; „ich bin ein Deutſcher."

„Wie ſind Sie denn in dieſen Keller heruntergekommen?" fragte Emanuel.

Da ſchlug Herr von Joël mit der Fauſt auf den Tiſch, daß ſich alle Leute umſahen. „Ja, bei Gott!" rief er, „ich bin heruntergekommen!" Sein graues Auge glühte unheimlich, und der Schaum trat vor ſeinen Mund. Dann aber fieng er plötzlich an zu lächeln und ſchüttelte ſich mit dem ganzen Körper, als wolle er eine ganze Vergangenheit von ſich abſchütteln.

„Meine Herren," rief er dann, „darf ich mir noch ein Glas Grog kommen laſſen?"

Wir winkten dem Waiter, und Herr von Joël erhielt ein zweites Glas Grog. — Er hielt ſich an der Tiſchecke feſt und ließ ſich in einen Seſſel nieder.

„So — jetzt ſitz' ich," ſprach er, „und ſo könnt' ich auf meinem Rittergut in Deutſchland ſitzen, wenn nicht... wenn nicht... aber weg damit, zum Teufel mit den Gedanken! Sagen Sie ſelbſt meine Herren, — ich frage Sie auf Ihr Gewiſſen — darf der Menſch keine Leidenſchaft haben? Der Eine liebt die Weiber, der Andere liebt den Wein — ich habe die Karten und die Würfel geliebt, und ich habe mich ins Elend geſpielt und in den Jammer und die Verzweiflung gewürfelt. O, ich bin ein reicher Mann und ein vor-

nehmer Mann geweſen... und ich bin ein Bettler und ein Knecht geworden. Anfangs gieng's nur um Pfennige und ſpäter gieng's nur um Goldſtücke... aber zuletzt da gieng's um die Ehre und um die Freiheit. Ja, ich hätte gerettet werden können — mein Vater, der jetzt nun ſchon ſeit zwanzig Jahren vor ſeinem himmliſchen Richter ſteht, der hat's zu verantworten. Zwanzig Jahre!... o, wie unſäglich wird er in dieſen zwanzig Jahren um ſeinen Sohn gelitten, wie viel tauſendmal wird er bereut und ſich ſelbſt verwünſcht haben. Aber es iſt zu ſpät! Ein Weſen in der ganzen, großen Welt hätte mich retten können... ein Weſen ſo jung, ſo ſchön, ſo rein... und dieſes Weſen hat er vernichtet. Freilich, es war nur ein Bürgerskind, und mein gnädiger Herr Vater wollte hoch hinaus mit ſeinem Hans. Es war keine Liebe in ſeinem Herzen, kein Mitleid und kein Erbarmen — und warum hätte ich nicht wild und liederlich ſein, warum hätte ich nicht hazardiren und pointiren ſollen? Was hielt mich ab? — Da lernt' ich in Heidelberg, wo ich ſtudirte, ein Mädchen kennen, und dies Mädchen iſt der einzige Engel geweſen, dem ich in einem ganzen Leben voll Sünde und Frevel begegnet bin.

„Mein Vater hatte mir gedroht, er wolle mich verleugnen, er wolle mich verſtoßen, wenn ich mich nicht beßerte — ſeine Drohung und ſein Fluch vermochten

Nichts über mich, sie halfen mir Nichts mehr. Aber der feuchte Blick ihres Auges, ihr schmerzliches Lächeln, ihr sanftes Bitten — das half mir, das hätte einen Engel aus mir machen können. Warum ist denn das Schicksal so grausam, daß es uns einmal alles Glück und alle Seligkeit empfinden läßt, daß es uns einen Himmel vorspiegelt und gleich den Teufel dabei stellt, der ihn zerschlägt?... O gehen Sie mir, meine Herren... gehen Sie! Wir sind doch erbärmliche Geschöpfe, wir Menschen... und das ganze Leben ist ein großer Betrug, den man uns spielt... Ha, ha, ha... Waiter, ein Glas Grog für Herrn von Joël... die Gentlemen werden es bezahlen!"

Der arme Mensch redete sich in den Ton und die Stimmung eines Hamlet hinein und uns ward angst und bange vor dem unheimlichen Gesellen, den die Macht der Erinnerung und der heiße Geist, der aus dem Grogglas dampfte, über sich selbst hinauszuheben schien.

„Aber was ward denn nun aus dem Mädchen, das Sie so sehr liebten?" brach Emanuel die Pause, in der das dritte Glas Grog für Herrn von Joël erschien.

„Das will ich Ihnen sagen, mein Herr," erwiederte der halb Trunkene und knirschte mit den Zähnen. „Ich schrieb meinem Vater von meiner Liebschaft, und ich schrieb ihm weiter, ich wolle das Mädchen heirathen,

das ich liebte. Da kam er nach Heidelberg gefahren und ſagte, es wäre zum Todtlachen, daß ich die Tochter eines Sattlermeiſters heirathen wolle. Als er aber ſah, daß es gar nicht zum Lachen war, da ſagte er: „nun gut, Hans! Ich will Dir einen Vorſchlag machen. Ich nehme das Mädchen auf mein Gut, da kann es die Wirthſchaft erlernen, und ich kann ſehen, ob es ſich brav hält und ob es verdient, die Frau meines Sohnes und die Erbin meines Namens zu werden. Du gehſt indeſſen auf die Beſitzungen meines Freundes Blenkowitz in der Provinz Poſen, Du bleibſt zwei Jahre dort, und wenn Du Dich da gut gemacht haſt und das Spielen gelaſſen haſt und dem Mädchen treu geblieben biſt, dann ſollſt Du das Mädchen haben. Nun entſchließe Dich!“ — Ich entſchloß mich. Ich reiſ'te nach Poſen und meine Elsbeth reiſ'te nach Norddeutſchland, auf das Gut meines Vaters. Der Briefwechſel ward uns nicht geſtattet, und es war auch nicht daran zu denken, da ſcharf aufgepaßt wurde. Aber ausgehalten hab' ich, wie ein Mann. Keine Karte hab' ich angerührt und keinen Würfel, fleißig bin ich geweſen in Feld und Hof und Haus und der Blenkowitz hat in ſeinem ganzen Leben keinen beſſern Verwalter gehabt noch wieder bekommen. Und die zwei Jahre vergiengen und ich reiſ'te heim, und da ich auf dem Gute meines Vaters ankam, da war Elsbeth — todt! Mein Vater hatte

ſie gezwungen, die Frau ſeines Verwalters zu werden und im erſten Wochenbett war ſie geſtorben. — Da in der Nacht bin ich auf den Kirchhof gegangen und habe mich auf ihr Grab geſetzt. „Elsbeth," hab' ich geſagt, „jetzt biſt Du todt und ich habe keine Verpflichtung mehr, keine mehr... keine mehr!" — Jetzt darf ich wieder ein ſchlechter Menſch ſein — jetzt will ich wieder würfeln und wieder ſpielen, und was ich auf die letzte Karte ſetze, das ſoll der verantworten, der Dich gemordet und mich vernichtet hat!..." Und darauf bin ich nach Haus geſchwankt und bin ſtumm geweſen und bin herumgegangen wie ein Träumer. Da konnten ſie Alles mit mir machen. Sie haben mich mit einer adeligen Dame verlobt und ſie dachten, es wäre nun Alles gut. Aber es war Alles ſchlimm, furchtbar ſchlimm — denn auf einmal erwachte ich, und da brach das Strafgericht los. Da hab' ich gewürfelt, da hab' ich geraſ't, bis mein Vater todt im Grabe lag, und meine Frau wahnſinnig ins Irrenhaus kam, bis mein Hab und Gut verloren war und der Schuldarreſt mir auf den Ferſen ſaß. Da hatt' ich Nichts mehr — aber doch! — ich hatte noch Etwas: ein Söhnlein, kaum zwei Jahre alt... und weiß es Gott! — dieſes Kind war das Einzige, was ich noch liebte. Der Abſchied von ihm that mir wehe — aber es konnte nicht anders ſein — das Kind ward bei fremden Leuten unter-

gebracht und ich entfloh. Ach, das arme Kind, das keinen Vater und keine Mutter mehr hatte!... Es lag mir Tag und Nacht im Sinn — da merkt' ich wol, daß ich doch noch Etwas in mir habe, wie ein Herz oder wie ein Gewiſſen.

„Mit einer kleinen Summe, dem letzten Reſt meines großen Vermögens, war ich nach Hamburg entflohen und beſtieg ein Schiff, das nach England ſegelfertig lag. Wir fuhren in der Nacht ab und als ich am andern Morgen aufs Deck gieng, da waren wir ſchon in offener See. Wie ich das Rauſchen und Brauſen hörte, da ward mein Herz weich und ich hätte weinen können. Ich lehnte mich über das Geländer und ſah, wie ſich die Tiefe aufthat, wenn eine Woge kam und ſich am Kiele brach. Und eine Woge kam nach der andern, und da war kein Ende abzuſehen. „Wenn du nun hinabſprängſt, ſo wäre Alles aus!" dachte ich. Aber dann ſchauderte mir gleich wieder. „Was wäre dann? was käme gleich danach ... gleich nach dem Augenblick, wo dich die Wogen erſtickt hätten?... Ha — wie entſetzlich! — Nein," dachte ich dann weiter, „ſo willſt du nicht vor deine Elsbeth treten; noch giebt's ein Weſen, für das du leben und arbeiten kannſt: dein Kind!" Und im Stillen gelobte ich mir Beſſerung und habe mein Gelübde auch lange genug gehalten. Aber wenn es denn einmal das Schickſal nicht will, daß ein Menſch

gut und ſündenfrei bleibe — meine Herren! das Schickſal iſt eine Macht für ſich — das Schickſal führt Krieg gegen Gott und die Welt, und wer der Stärkere iſt, behält den Sieg. — Ich war nicht ſtark genug; mich hatten die Liebe und der Haß ſchon mürbe gemacht. — Eine Weile gieng's gut, von meinem Gelde hatte ich mir ein kleines Krämchen am City-Road eingerichtet, und es glückte mir nicht übel, ich konnte davon leben. Da fiel mir eines Tages ein Hamburger Zeitungsblatt in die Hände, in welchem ich las, daß man daheim in Deutſchland Gericht über mich gehalten habe, daß man mich ſchuldig befunden habe, mein Weib und mein Kind böslich verlaſſen und dem Arm der Gerechtigkeit mich durch die Flucht entzogen zu haben, daß mir daher die Nationalkokarde ſammt Namen, Standesrechten und Privilegien des Adels aberkannt worden ſei. Da empörte ſich mein Inneres. „Jetzt will ich Euch zeigen," rief ich, „Ihr deutſchen Schurken, was ich mich um den Spruch und Urtheil von Euch kümmere!" und binnen einer Woche wußten's alle heimlichen Spieler von London, daß im Hauſe des deutſchen Barons, des Herrn von Joël in City-Road eine Spielbank eröffnet ſei, und daß ihnen an ſeinem Spieltiſch ein viertel Refait zu ihrem Vortheil mehr geboten werde, als ſonſt irgendwo in den Vorſtädten von London. Das Geſchäft kam in Schwung und es ging vortrefflich und ſicher.

Wachen waren vor der Thür und an den Straßenecken ausgestellt, und auf den Anschlag einer geheimen Glocke wurde die Gasröhre zugeschroben, verschwanden der Tisch und die Kasse in einer Versenkung des Bodens und die Spieler hinter den Tapetenthüren der Wand. Lange konnte uns die Detectiv-Polizei Nichts anhaben, so sehr sie uns auch auf der Spur war; aber eines Nachts überlistete sie uns doch. Aufthat sich die Thüre und — wir hatten nur noch so viel Zeit und Geistesgegenwart, um die Gasröhre zu verschließen — fürchterliches Dunkel trat ein — die Meisten konnten sich durch die Tapetenthüren retten, aber die Kasse war verloren, und einer sprang durchs Fenster und brach sich Arm und Bein, und ich kroch in den Kamin. „Hinter ihm her!" hörte ich den Detectiv-Mann rufen, „hinter ihm her! Es ist Einer in den Kamin gekrochen!" Todesangst trieb und folterte mich; ich kletterte in den Schornstein hinauf, und arbeitete mich mit den Armen über seine Mauern hinaus. „Feuermänner heran!" hörte ich da von der Straße herauf das schreckliche Commandowort, „es sitzt Einer auf dem Dache." Und von der Straßenecke rollten die Feuerleitern heran, und die spitzen Eisenhaken senkten sich auf die Dachfirst nieder. Jetzt galt kein Besinnen, und ich sprang auf das nächste Dach. Aber schon erschienen auf dem, das hinter mir war, zwei Männer von der Polizei. „Steht," schrieen sie, „oder wir

ſchießen!" Aber ich ſtand nicht, und ſie ſchoſſen. Eine Piſtolenkugel flog mir über den Kopf weg, und eine andre faßte meinen Rockzipfel. Doch, da's um Tod und Leben ging, ſo kroch ich weiter, platt auf dem Bauche, von Dach zu Dach. Endlich — ha, mich ſchauderte! — war ich an einer Straßenecke angekommen, und das Haus war hoch, entſetzlich hoch. „Hinunter!" dachte ich bei mir; „wenn das Genick bricht, dann iſt's vorbei." — Aber da trat, wie ein Geiſt, das Bild meines Kindes vor mich — es hielt mich im Sprunge auf; es zwang mich zur Umkehr, ich ließ mich in den Schornſtein nieder und hielt mich an einem Eiſenkrampen in der Innenmauer feſt und wie ich nun ſo dahieng, da giengen die Polizeimänner über mir dahin. „Er iſt verſchwunden," ſagten ſie; „oder der Teufel hat ihn geholt!" Aber ich dachte ſeit langer Zeit zum erſtenmal wieder an Gott. „Lieber Gott!" ſprach ich, „wenn du mich nur noch diesmal aus dieſer ſchrecklichen Noth erretteſt, ſo ſchwör' ich dir bei meiner Seligkeit, niemals wieder eine Karte anzurühren!" Und Gott hat mich gerettet und meinen Schwur hab' ich auch gehalten. Die Kaſſe, mein Haus und Alles was darin war, ward nach den engliſchen Geſetzen über heimliche Spielbanken confiscirt; aber meiner Perſon konnte man Nichts anhaben, da die Beweiſe fehlten. Einer von meinen Spielkameraden verſchaffte mir eine Schreiberſtelle und

ich war wieder einmal auf dem guten Wege. Ich ging in mich und verlebte einſame, höchſt traurige Tage; denn, meine Herren, der Weg zur Tugend iſt für einen Sünder ein unerträglicher Weg. Man kommt gar nicht von der Stelle, man ſieht keinen Fortſchritt, kein Ende und kein Ziel. Aber... ja, ja... ich erinnere mich! damals hatte ich noch ein Ziel. Ich dachte: jetzt willſt du dir deinen Sohn kommen laſſen; du biſt nun wieder ein guter und ein verſtändiger Menſch, haſt zu leben — und wenn dein Sohn erſt bei dir iſt, dann wirſt du auch ganz gewiß ein glücklicher Menſch werden. Alſo ſchrieb ich jetzt nach Deutſchland an die Leute, bei denen mein Sohn erzogen worden war — und er mußte damals ungefähr ſchon fünfzehn Jahre alt ſein — daß ſie ihn mir ſchicken ſollten. Das Reiſegeld wollte ich ihnen in Wechſeln zuſtellen. Da bekam ich aus Deutſchland einen Brief — einen impertinenten, einen teufelmäßigen Brief. Die Leute, an die ich geſchrieben hatte, antworteten mir gar nicht: ſondern mir antwortete ein Menſch, der ſich „Rechtsconſulent der Herren von und zu Gröbenau" nannte. Und wiſſen Sie, was mir dieſer Menſch ſchrieb? Er ſchrieb mir: das Kind, welches das Unglück hätte, einen Landſtreicher und Betrüger zum Vater zu haben, und an welchem ich mich durch böswliche Verlaſſung deſſelben meiner natürlichen Rechte begeben habe, ſei, nachdem ſeine Mutter

im Irrenhause verstorben, von seinem Oheim an Kindesstatt angenommen, habe nach gerichtlicher Entscheidung meinen Familiennamen abgelegt und den eines Herrn von und zu Gröbenau angenommen, wisse nicht und solle auch niemals erfahren, daß seinem leiblichen Vater die Nationalkokarde und der Adel aberkannt sei..."

Der arme Mensch zitterte, als er dieses gesagt hatte; und — bei Gott! — wir zitterten auch; denn mit einem wahrhaft teuflischen Lachen rief Herr von Joël: „Da, meine Herren, da war's aus mit mir! Ha, ha, ha... für wen hätte ich da noch tugendhaft sein und mich durch Entsagung und Selbstbeherrschung martern sollen? Mir war Alles, Alles einerlei. Karten hab' ich nicht mehr angerührt — nein! das hatt' ich mir verschworen; aber Paschen und Würfeln — das hatt' ich mir nicht verschworen. Also fing's wieder an mit Knöcheln und mit Würfelbecher und Grog dabei und Verwünschung. Alles gieng drauf... Alles; ich hatte das Glück und die Würfel, Gott und die ganze Welt gegen mich. Ich wollte dem Ding ein Ende machen. Ich warf meine Börse auf den Tisch — es war bei Heller und Pfennig Alles darin, was ich auf dieser Welt noch mein nannte. Wo war's doch gleich? Ja, ja ... in dem Saracen's Head war's in Southwark, auf der anderen Seite des Waßers. „Wer hält meine

Börſe, mit Allem was drin iſt, aber ungezählt? „Ich will ſie halten," rief ein Matroſe, der auf einem Braſilienfahrer angekommen war und er warf ſeinen Beutel, der ſeine Löhnung enthielt, dagegen. „Gut," ſagte ich; „Würfel her!" Und die Würfel kamen, und ich ſchüttelte ſie durcheinander — da, da lag's! „Paſch!" ... „Gilt Nichts! Noch einmal!" Und ich ſchüttelte ſie noch einmal; „eilf Augen! — Matros, du wirfſt!" Der Matroſe warf ... „Steht! — Matros, Du haſt den andern Wurf!" Und der Matroſe warf achtzehn Augen. Da faßte ich den Lederbecher in meine rechte Fauſt; und die Knöchel raſſelten an einander, wie Todtengebeine ... und eins, zwei, drei ... Becher auf! — Dreizehn Augen ... und da war's aus! Der Matroſe ſteckte meine Börſe ein, und ich ſchwankte in die Nacht und die dunklen Straßen hinaus. Nun hatte ich Alles verſpielt: mein Weib, mein Kind, meine Ehre, mein Vaterland, meinen letzten Heller und meine Seligkeit dazu! ..." Herr von Joël ſchwieg; aber auf einmal ſtand er auf, ſteckte ein kleines Blechpfeifchen in den Mund und rief: „Wie ſchlägt die Wachtel? ... Pickperpick! — So ſchlägt die Wachtel! — Wie ſingt die Lerche? Tireli! Tireli! — So ſingt die Lerche! — Wie ſchreit der Rabe? Kurah! Kurah! — So ſchreit der Rabe!"

Alle Gäſte von Evans' Supper Rooms waren aufmerkſam geworden. „Bravo," riefen ſie, „bravo!"

— Aber Herr von Joël achtete nicht darauf; „Das, meine Herren," ſagte er, „iſt das Ende geweſen. Ich habe mich durch alle Bierhäuſer von Southwark und Whitechapel durchgepfiffen, bis ich zuletzt nach Evans' kam, wo meine Kunſtſtücke ſo gut gefielen, daß ich pfiff und trällerte, an die zwanzig Jahre, bis das Alter kam und die Zähne fehlten. Da hat mir der Eigenthümer auf lebenslänglich das Gnadenbrod verſprochen und mein Geſchäft iſt, unſern Gäſten Cigarren zu verkaufen und Geſchichten zu erzählen, luſtige oder traurige, wie ſie's eben wollen." — Da rief ein dicker Herr, aus der Mitte des Saales: „Herr von Joël!" ... „Ah, das iſt Mr. Gaveſton — das iſt mein beſter Kunde ... gleich, Sir! ... Gute Nacht, meine Herren! ... Ich habe die Ehre ..." und Herr von Joël gieng mit ſeinem Cigarrenkiſtchen. In demſelben Augenblick begann der Sänger auf der Tribüne, auf vielfaches Verlangen, das Schlußlied:

Kartenſpiel und Würfelluſt
Und ein Kind mit runder Bruſt
Hilft zum ewigen Leben!

Mein Freund und ich wir giengen. Ich habe die Nacht ſchlecht geſchlafen, und ſchwer geträumt; ich habe die ganze Nacht Wachtelſchlag und Rabengeſchrei gehört und zwiſchendurch rief eine traurige Stimme: „Alles! Und die Seligkeit dazu!"

Der Banker in Lombardstreet.

Eins von den dunkelen massiven Gebäuden — das siebente oder achte nach Baron Rothschildt's Office — in der Lombardstreet, jener Straße, in welcher die großen Londoner Bankiers ihre Geschäftslocale haben, trägt in dem Fenster rechts von der Thür, neben vielen Anzeigen von Agenturen und Commanditen, die Firma: „MM. Bar, Barney and Cie." Das Geschäft ist für den Handel mit ausländischen Wechseln, namentlich nach Ostindien, eines der ersten in der City. Der Chef des Geschäfts heißt Mr. David Barney. Es ist ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, mit halb ergrautem Kopf, schmalem Gesicht mit munteren braunen Augen und röthlicher Nase, von mittelgroßer Statur. Er hat den Hut immer auf dem rechten Ohre sitzen und trägt die Hände stets in der Hosentasche. Er ist einer der gutmüthigsten Leute, die ich in London kennen gelernt habe. Ich habe ihn in dem großen Chop-House, links von der königlichen Börse kennen gelernt. Er saß an einem Tisch und las die Kölnische Zeitung.

„Mein Herr," sagte ich, „darf ich Sie um die Zeitung bitten, wenn Sie fertig gelesen haben?"

„Mit Vergnügen," erwiederte er, „in zehn Minuten sollen Sie die Zeitung haben." Er sprach ein gutes

und reines Deutsch und war von Geburt ganz gewiß ein Deutscher.

Ich betrachtete ihn. Er las das Feuilleton und er schien viel Vergnügen davon zu haben. Denn er lächelte beim Lesen still vor sich hin. Nach zehn Minuten stand er auf und brachte mir die Zeitung.

„Hat Ihnen das Feuilleton gefallen?" fragte ich ihn.

„Ja, es hat mir sehr gefallen," erwiederte er. „Es hat mich lebhaft an vielerlei erinnert, was ich selber erlebt habe. Es hat mir in der That viele Freude gemacht."

„Nun mein Herr, dann darf sich Ihnen vielleicht auch den vorstellen, der das geschrieben hat, was Sie eben gelesen haben. Ich bin es, mein Herr!"

Da gab mir Mr. Barney die Hand und lud mich ein, den Mittag bei ihm zu speisen. Er wohnte nicht in Lombardstreet; da war nur sein Geschäftslocal. Er wohnte in Finsbury-Square, das erste Haus, links; das Haus mit der breiten Treppe und dem Eisengeländer. Er stellte mich seiner Frau vor, einer guten dicken Frau, die ein steifseidenes Kleid trug und kein Wort deutsch verstand; dann stellte er mich seiner Tochter, Miß Sophy, vor, einem schlanken, bleichen Mädchen mit braunen Augen und sehr feinen Händen. Miß Sophy sprach gut deutsch und konnte Schiller's Glocke ganz auswendig. Mr. Barney hatte auch einen Sohn,

der war aber schon seit einem Jahre in Calcutta und wollte erst in einem Jahr wiederkommen. Wir aßen gut und tranken gut; Mr. Barney sagte mir auch, daß er ein Jude sei und daß seine Frau eine Anverwandte des Lord Mayors Salomon sei. In einer Stunde kannte ich die Familienverhältnisse meines neuen Freundes und ich fühlte mich in seinem Hause so behaglich, als sei ich mit den guten Leuten verwandt. Nach Tisch giengen wir aus dem Speisezimmer in das Drawing-Room, Mrs. Barney setzte sich in den großen Lederstuhl und Miß Sophy spielte Clavier. Sie spielte ein Mendelssohn'sches Lied ohne Worte und ich blätterte ihr die Noten um. Dann wurden die Gaslampen angezündet, ich blieb bis gegen elf Uhr Abends und fuhr mit dem letzten Westend-Omnibus nach Regentstreet zurück. Ich gieng in den nächsten Wochen noch drei-, viermal nach dem Hause meines Freundes in Finsbury-Square; und eines Abends setzten wir uns zusammen in das Rauchzimmer. Die Damen blieben oben im Drawing-Room. Der Bediente brachte Gläser, einen Krug mit heißem Wasser und eine silberne Porte-Menage mit Gin, Brandy und Whisky.

„Wir wollen uns einen Grog machen und eine Cigarre dazu rauchen," sagte Mr. Barney.

Wir machten uns einen Grog und zündeten eine Cigarre an — eine importirte Cigarre, wie man sie in

ganz London nicht besser und kräftiger finden kann. Dann sagte Mrs. Barney: „Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so will ich Sie morgen einmal in eine Gegend von London führen, in der Sie gewiß noch nicht gewesen sind. Holen Sie mich morgen um zwei Uhr Nachmittags aus meiner Office in Lombardstreet ab."

Am andern Tage gieng ich nach dem Bankhaus von MM. Bar, Barney and Cie. in Lombardstreet. Da kam ich zuerst, rechts Parterre, in einen großen Saal. Vornan, durch den ganzen Saal, lief ein Verschlag mit den Zahltischen und im Hintergrunde war die Kasse, wo auf einer Erhöhung vielleicht drei oder vier Herren Gold wogen, Rollen musterten, und auf einer Messingschüssel draußen stehenden Kunden, die Wechsel präsentirt hatten, Geld zuschoben. Da ich nach Mr. Barney fragte, wurde ich durch den Verschlag gelassen und mußte nun durch den Saal gehen, wo etwa 35—40 junge Herren an hohen Pulten — über denen jetzt schon die Gaslichter brannten — arbeiteten, rechneten, schrieben. Am Ende des Saales war eine kleine Treppe, die in ein oberes Stockwerk führte. Hier saß rechts in einem Zimmer der sogenannte first Clerk, d. h. der Geschäftsführer, und links war das Privatzimmer des Mr. Barney. An den Wänden hieng eine ungeheuer große Specialkarte sämmtlicher großbritannischen Eisenbahnen, dann eine Karte des britischen

Reichs und aller seiner Colonien, eine Schifffahrtskarte der ostindischen See, ein riesiger Plan von London und das Miniaturbild einer alten Dame mit ehrwürdig freundlichem Gesicht und einer hohen Bandhaube nach der Mode vom Anfange dieses Jahrhunderts. Mr. Barney lag auf einem Sopha von rothem Leder; als ich eintrat, stand er auf und bewillkommnete mich herzlich. Er bemerkte, daß ich oft nach dem Miniaturbild mit der hohen Bandhaube sah.

„Das ist meine gute Mutter — Frieden über sie!" sagte er. „Vor zwanzig Jahren habe ich sie zum letzten Male gesehen und vor 18 Jahren ist sie gestorben." Mr. Barney nahm darauf seinen Hut, setzte ihn auf das rechte Ohr, steckte seine beiden Hände in die Hosentaschen und sagte: „Nun können wir gehn; ich stehe zu Ihrem Befehl."

Wir giengen; zuerst Lombardstreet hinunter, Cockspurstreet hinunter nach Fleetstreet und bogen dann in eine schmutzige enge Straße, aus der uns sogleich ein dumpfer, schlechter Geruch entgegenschlug. Je weiter wir giengen, um desto mehr rußige Häuser, Schmutz, Gewühl, Gestank.

„Wo sind wir?" fragte ich, indem ich mir die Nase zuhielt und mit dem Stocke jeden Fußbreit Erde untersuchte, auf den ich treten wollte.

Mr. Barney nahm die eine Hand aus seiner Hosen-

taſche und zeigte an die Ecke eines Hauſes hinauf. Da las ich auf einem ſchwarzen Schilde mit weißen Buchſtaben: „Old Jewry“ — Alte Jüderei — wir waren im Londoner Judenviertel... Mir ward unter dieſen alten Bekannten, die in Rußland und Italien dieſelben geblieben ſind, und die ich in London nicht anders fand, als ich ſie in Paris geſehen habe, gar wunderlich zu Muthe! Ach, dieſe Armen, die in den Judenvierteln zurückgeblieben ſind, haben etwas unſäglich Rührendes! — Lumpen vor der Thüre, dunkle Augen und Geſichter mit gebogenen Naſen, ſchwangere Frauen auf dem zehnten Schritt und Kinder in allen Winkeln und auf allen Kehrichthaufen — Geſchrei und zwiſchendurch Geſang zum Harfenſpiel, und das Alles in engen düſtern Gaſſen und vor zerfallenen Häuſern aus lang vergangenen Jahrhunderten — das iſt das Morgenland in London! — Es war Freitag und darum ganz beſonders lebhaft in den Gäßchen. Denn die Leute verproviantirten ſich auf den Sonnabend. Da waren zehn, zwölf Buden mit gebackenen und mit rohen Fiſchen.— ach, und die einen waren in ranzigem Oel gebacken und die Hälfte der andern war faul. Dann kamen Buden mit Fleiſch, an welchem das Siegel des Rabbiners hieng; dann kamen Buden mit eiſernen Töpfen, und Keller mit Rettigen, Kartoffeln, Mehl und Bohnen. Hierauf giengen wir in die Duke-

Street. Duke-Street ist die vornehmste Straße des Judenviertels — gleichsam die Regent-Street der Old-Jewry. Da hiengen Kleider vor den Thüren, Mäntel, Hosen, Hüte, zuweilen auch ein altes Bild und ein Spiegel. Mr. Barney führte mich darauf in eine Einbucht der Duke-Street, in eine Art Sackgasse, wo ich aus den dumpfen, stinkenden Häusern keinen Ausweg sah. Vor einem der elendesten dieser Häuser blieb er stehen.

„Sehen Sie sich dieses Haus einmal an," sagte er zu mir.

Ich sah mir das Haus an. Es war die elendeste Spelunke, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Sie war einstöckig, schwarz von Ruß und Dreck, mit geborstenen Lehmwänden und mit Fenstern, in denen mehr Lumpen als Glasscheiben steckten. Die Flur lag tiefer als die Schwelle und war hügeliger Lehmboden; und die Decke hatte sich an einigen Stellen gesenkt und war an anderen durchgebrochen.

„In diesem Hause habe ich vor achtundvierzig Jahren, da ich aus Deutschland kam, vier Wochen lang für erbetteltes Geld geschlafen," sagte Mr. Barney, und sein schmales Gesicht verzog sich zu einem gutmüthigen Lächeln. Beim Himmel, es war ergreifend, den Mann, der nun in der ersten Handelsstadt der Welt in seinem Fache der Ersten Einer ist, gesegnet mit Allem, was

wünschenswerth erscheint, mit Glücksgütern, mit Ehre, mit Vertrauen seiner Mitbürger und dem häuslichen Glück, das höher steht, als das Andere; mit einer ehrenwerthen Frau, die er liebt, mit einem tüchtigen, zuverlässigen Sohne und einer vortrefflichen Tochter: diesen Mann mit seinem gutmüthigen Lächeln und in seiner köstlichen Bescheidenheit vor der Hütte sinnend stehen zu sehen, in der er als hülfloser Knabe dereinst für erbetteltes Geld geschlafen hatte!

Indem wir Beide vor dem Hause standen, trat ein fettes Weib von etwa funfzig Jahren mit einem Kind an der Hand, und ein jüngeres mit einem Kind an der Brust in die Thüre.

„Wollt Ihr nicht eintreten, Gentlemen?" fragte das fette Weib mit dem Kind an der Hand in einem sehr schlechten Englisch.

Mr. Barney lächelte. „Kennt Ihr mich nicht mehr, Mirjam?" sagte er deutsch, indem er das Weib freundlich ansah.

Das Weib hielt die Hand vor das Auge, um Mr. Barney deutlicher anzusehen. „Nein, ich kenne Euch nicht," sagte sie dann in einem Deutsch, das nicht besser war als ihr Englisch. Die Juden der Old Jewry sprechen alle noch jenen Jargon, den wir bei uns noch zuweilen von den jüdischen Bettlern hören. Es ist jenes aus deutschen, hebräischen, englischen und polni-

ſchen Wörtern zuſammengeſetzte Kauderwelſch, das man ſtudiren muß, wie eine fremde Sprache; ſonſt verſteht man das dritte Wort nicht. Mirjam ſah den Fremden noch einmal an.

„Bekannt ſeid Ihr mir, wenn ich Euch genauer anſehe... Ihr ſeid doch nicht... Ja, Ihr ſeid — bei unſrem Gott, gelobt ſei er! — Ihr ſeid Mr. Barney, der Banker von Lombardſtreet!“

Nach dieſer Wiedererkennungsſcene trat Mr. Barney in das Haus und ich folgte ihm. Wir giengen in eine niedrige, ſchmutzige Stube, in welcher Bänke und Tiſche ſtanden, im Hintergrunde waren einige Bretterverſchläge, und auf einem Geſtell zur Seite lag ein Fäßchen mit Ale.

„Gebt uns Jedem ein Pint Ale, Mirjam!“ ſagte Barney, der ſich auf eine Bank geſetzt hatte. Mirjam gieng zu dem Faß; ihr Kind war auf einen großen, zerriſſenen Lehnſtuhl gekrochen, der am Kamine ſtand, und das jüngere Weib mit dem Kinde an der Bruſt, hatte ſich auf die Schwelle der Stubenthüre geſetzt.

„Wol bekomm's!“ ſagte Mirjam, indem ſie uns zwei zinnerne Kannen mit trübem, ſauer riechenden Ale auf den Tiſch ſetzte. Mr. Barney trank von dem Ale — in der That! es gehörte die ganze Reminiscenz an ſeine achtundvierzigjährige Vergangenheit und ein ſtarker

Magen dazu, von dieſem Ale zu trinken. Mir ſchauderte vor dem bloßen Gedanken.

„Dort auf dem Lehnſtuhl, wo Euer Kind liegt, hat ſonſt immer der alte Itzig geſeſſen. Lebt er noch?“ fragte Mr. Barney.

„Der alte Itzig ſteht bald wieder auf,“ erwiederte Mirjam. „Er iſt ſeit ſiebenzehn Jahren todt — Frieden über ihn!“

„Siebenzehn Jahre todt!“ wiederholte Mr. Barney. „Siebenzehn Jahre... Dann iſt es ſchon lange, daß ich hier zum letzten Male war. Als ich hier zum letzten Male war, da lebte der alte Itzig noch. Ja, ja, — die Zeit vergeht! — Wer hat die Wirthſchaft jetzt?“

„Ich habe ſie, Sir,“ erwiederte Mirjam. Dann lief ſie nach dem Lehnſtuhl und riß das Kind herunter. „Wirſt Du mir den Lehnſtuhl noch mehr zerreißen?“ ſchrie ſie und prügelte das Kind; und als es anfieng zu kreiſchen, ſchleppte ſie es hinaus und zeterte auf der Flur mit ihm herum. Mir wäre es höchſt erwünſcht geweſen, wenn wir jetzt gegangen wären. Aber Mr. Barney machte noch keine Miene dazu; er ſetzte ſich ganz behaglich zurecht.

„Ja, ja — die Zeit vergeht!“ ſagte er. „Sehen Sie, lieber Landsmann, es ſind achtundvierzig Jahre, daß ich arm, verlaſſen, hungrig und elend in dies Haus, in dies Zimmer kam. Ich war damals ein Knabe von

ungefähr sechzehn Jahren. Ach, es ist eine recht traurige Geschichte, die Geschichte jener Tage, und es macht mich immer traurig, wenn ich daran denke, noch jetzt. Sehen Sie, ich bin in einer Stadt des nördlichen Deutschlands geboren und habe meinen Vater verloren, da ich kaum zwölf Jahre alt war. Ich war der Aelteste von sieben Geschwistern und wir alle sieben lagen einer Mutter zur Last, die ohne die Mittel war, uns und sich zu ernähren. Ach, die gute, treue, liebe Mutter. — Frieden über sie! Sie begann einen Kramhandel, sie war rastlos thätig, sie schleppte sich und ihre Familie so durch, mehr durch das, was sie von ihren Kunden geschenkt bekam, als durch das, was sie von ihnen verdient hätte. Aber es wollte so nicht mehr gehen, und meine Mutter verheirathete sich wieder. Da begannen schlimme Zeiten für sie und für uns, schlimmer als die vorhergehenden. Sie wissen wol, ein Stiefvater pflegt kein guter Vater zu sein. Je älter ich ward, je mehr drückte mich's; erbärmlich genug gieng's uns noch immer und ich sah keine Hülfe. Die Kriegszeiten waren dem städtischen Handel und Wandel nicht hold. Napoleon's Heere hatten Deutschland überzogen und ausgesogen ... Verdienst, Glück und Ehre war nur in der Ferne zu suchen. Da sagte ich eines Tages zu meiner Mutter: „Mutter, ich will fort! Ich will in die Fremde; ich will sehen, daß ich Etwas verdiene — hier kann ich Euch Nichts

helfen; vielleicht gelingt mir's draußen." Meine Mutter weinte, da ich so sprach. Aber sie drückte mich an ihr Herz und widersprach mir nicht. Ach, mein lieber, junger Freund, es ist herb, wenn eine Mutter zu ihrem Sohne nicht sagen kann: „bleib!" wenn er in die weite, weite Welt ziehen will! Sie sagte nicht: „bleib!" — und der Stiefvater sagte es auch nicht. Sie richtete mir in der Stille und heimlich einige Kleidungsstücke zu; — sie nahm, was sie sich bei Pfennigen gespart hatte und trug es zum Wechsler und da dazumal in meinem Lande englisches Geld coursirte, so tauschte sie ein englisches Goldstück dafür ein. Sie nähte es mir in jenes Leinentuch, das mit den Fäden des Gesetzes versehen den Juden unter dem Namen „Arba-Kanfaus" heilig ist und von ihnen unter allem Zeug auf der nackten Brust getragen wird. Sehn Sie, zum Andenken an meine gute, todte Mutter — Frieden über sie! — trag ich noch immer eins, dem ähnlich, das sie mir damals vor achtundvierzig Jahren am Abend vor meinem Weggange aus dem elterlichen Hause auf die Brust gehängt hat. „Ich habe ein Goldstück hineingenäht, David lieb," sagte sie; „Gottes Segen soll mit dem Goldstück sein; denke Dir, so lange Du's noch hast, daß Du nicht ganz verlassen bist, und nimm es nicht eher heraus, als bis Du glaubst, daß Du es herausnehmen mußt." Dann küßte sie mich und am andern Morgen

gieng ich hinweg. Ich gieng in eine kleine Stadt in der Nähe von Bremen, und da ich gut lesen, gut schreiben und gut rechnen konnte, auch in der heiligen Schrift wol belesen war, so fand ich daselbst in dem Hause eines bemittelten jüdischen Kaufmanns ein Unterkommen als Lehrer seiner Kinder. Ich blieb daselbst ein halbes Jahr, aber es gefiel mir nicht. Meine Mutter schrieb mir zwar recht glücklich darüber, daß ich so bald eine Stelle gefunden hatte; allein mein Geist strebte weiter — so konnte ich weder für mich noch für die Meinigen etwas erübrigen. Ich gab also mein Lehramt nach einem halben Jahre wieder auf und pilgerte mit zehn Thalern, die ich zurückgelegt hatte, nach Bremerhaven. Die von Napoleon angeordnete Continentalsperre hatte die Schifffahrt zwischen England und der deutschen Küste fast ganz aufgehoben. Allein der Schmuggelhandel florirte und namentlich giengen zahlreiche Schaluppen heimlich nach Helgoland, wo das Depot der englischen Contrebande war. Mit einer solchen Schaluppe fuhr ich nach Helgoland. Da war ein buntes Leben dazumal. Ganz Helgoland war wie eine Stadt. Auf dem Oberland sah es aus, als ob immer Markt und Messe wäre, und auf dem Unterlande gieng es lebhaft zu, wie in den Londoner Docks. Schiffe wurden ein- und ausgeladen, Tonnen kollerten über den Meerkies, Ballen lagen hoch aufgestapelt unter

den Wetterdächern, die den Strand bedeckten. In der englischen Commandantur lag ein Detachement Rothröcke, die Fischerhäuschen waren voll von den Agenten Londoner, Hamburger und Bremer Kauffahrer, und zwischendurch wurde auf der Düne gebadet. Familien aus vielen deutschen Städten waren zur Kur anwesend, und im „grünen Wasser" auf dem Oberland wurde wöchentlich mehre Male Ball gehalten, zu dem der blinde Rickmers fiedelte und auf dem die Herren von den englischen Kriegsschiffen mit den deutschen Damen tanzten. Ich machte von ungefähr die Bekanntschaft einer alten häßlichen Dame aus Berlin, die mich lieb hatte, während ich ihre junge, hübsche Kammerzofe lieb hatte. Die beiden ließen mir's an Nichts fehlen; und ich lebte ein paar Wochen leichtsinnig und glücklich in den Tag hinein. Unglücklicherweise überraschte mich aber eines Tages meine alte Freundin in einem zärtlichen Zusammensein mit meiner jungen Freundin — und da war das Glück mit einem Male zu Ende. Geld hatte ich nicht und Aussicht auch nicht; ich gieng zum ersten besten Kauffahrteischiff, das segelfertig nach England lag, und verdang mich als Schiffsjunge. Das Schiff lichtete die Anker, ach — und bald tauchte der letzte Fleck Erde unter, wo deutsch gesprochen wurde, und ich fand mich allein auf dem hohen, wilden Meere unter einem rohen Volke, dessen Sprache ich nicht verstand. Eben

darum hatten sie's Alle auf mich abgesehen und sie hatten es bald heraus, daß ich ein Jude sei. Nun sagten sie, sie wollten mich taufen. Sie zogen mich aus, sie bestrichen meinen nackten Körper mit Theer und warfen mich in die Ecke des Schiffsraums, wo die Federn von den Hühnern und Gänsen lagen, die der Capitain und der Obersteuermann gegessen hatten. Als ich nun so befiedert aufstand, da gossen sie große Kübel mit Seewasser über mich. — Ach — da habe ich recht, recht schmerzlich an meine Mutter gedacht! — Nach fünf Tagen Seefahrt liefen wir in die Themse ein und am sechsten Morgen ankerten wir in St. Katharine's Wharf, dem Tower gegenüber. Das Erste, was ich that, war, daß ich desertirte. Ich lief, sobald ich über Tower-Hill hinaus war, als sei mir die ganze Mannschaft auf den Fersen — ich lief den ganzen Tag, Straß' auf, Straß' ab — ich weiß nicht mehr, wohin ich kam — aber ich weiß, daß ich zuletzt erschöpft, fast ohnmächtig auf dem Treppenstein eines großen Hauses niedersank. Es war Nacht geworden und die Straßenlampen wurden schon angezündet. Hunderte liefen, fuhren, ritten an mir vorüber, aber Keiner hatte Acht auf mich. Denn es kommt mehr vor in London, daß ein hülfloses Wesen todtmüde auf dem Treppenstein eines großen Hauses niedersinkt. Aber recht, recht traurig war ich — das ist wahr — als ich bedachte, wie

einsam, wie unsäglich einsam ich in dieser Riesenstadt sei, in der mich Niemand liebte, Niemand kannte, Niemand verstand! Da hörte ich die Vesperglocken von zwei Thürmen läuten, die wollautend zusammenschlugen und deren Sprache ich verstand. „Gott vertraut! Gott vertraut!" riefen sie unablässig und ich sagte: „Ja, ich will Gott vertraun!" Und dann suchte ich aus meinen Westentaschen und aus meinen Hosentaschen die deutschen Grote, die ich noch von Bremen her, und die englischen Pencestücke, die ich noch von Helgoland her bei mir hatte, zusammen. Ich trat in ein Alehouse und kaufte mir Brod und eine Kanne Bier, aß, trank, erquickte mich und gieng dann wieder auf die erleuchtete Straße hinaus, um mir ein Nachtquartier zu suchen. Ich kam in ein sehr enges, dumpfes Gäßchen und vor dem schmutzigsten, erbärmlichsten Hause desselben blieb ich stehen und las die Inschrift an der Thüre: „Good airy beds." Ich verstand nur das letzte Wort, und es genügte auch. Denn Betten waren da — aber sie waren weder gut, noch leicht, sondern schlecht und bleischwer und steinhart. Aber ich schlief gut und da die Vagabonden, die außer mir hier hauſten, Nichts an mir entdeckten, weshalb sie mich hätten todtschlagen sollen, auch sicher. Am andern Morgen zahlte ich mit meinem letzten Penny mein Nachtquartier und nun stand ich wirklich ohne Hülfe, ohne Aussicht auf der Straße,

in der großen Welt von London! Ich dachte an das Goldstück meiner Mutter — ja, ich griff schon mit der Hand nach dem heiligen Tuche, in welchem ich es auf dem Herzen trug — „aber nein!" rief ich dann — „nein, noch muß ich es nicht herausnehmen." Mir kam ein Gedanke. Ich gieng durch die Straßen und sah mich so lange um, bis ich Jemand fand, den ich nach seinem Gesicht für einen Juden hielt. „Können Sie mir nicht sagen, wo die Judenschul' ist?" fragte ich den Mann. Der Mann sah mich an; er verstand offenbar kein Deutsch, aber ein Jude mußte er sein; denn er repetirte das Wort „Judenschul," und versuchte auch, so viel es mit Englisch gieng, mir verständlich zu machen, wohin ich mich zu wenden hätte. Ich dankte dem Manne, und gieng in der bezeichneten Richtung der Judenschul' zu. Sie wissen, lieber Landsmann, daß „Schul" in der Sprache der gewöhnlichen und ungebildeten Juden der Ausdruck für „Synagoge" ist; und ich strebte dahin zu kommen; weil ich dort am Ersten einen Glaubensgenossen zu finden hoffte, der deutsch sprechen und verstehen und mir in meiner hülflosen Lage beistehen könnte und wollte. Ich kam in die Old Jewry, ich kam nach Dukestreet und nach Dukeplace. In der Ecke links steht ein ehrwürdiges Gebäude, mit erhabenen Eingängen und einer breiten Treppe. Das ist die alte, jüdische Synagoge; und ihr

nahte ich mich mit einem Gefühle, als nahe ich mich dem Hauſe meines lange geſtorbenen Vaters — als winke mir die Heimat, als erwarte mich die Mutter darin. Die Thüren waren nicht verſchloſſen. Ich trat ein. Kein Menſch war in der hochgewölbten Halle — die Betſtühle waren leer... leer war der Altar, wo die Thora verleſen wird,... aber auf der Lade des Geſetzes lag der Sonnenſchein, als ſei es der Abglanz des allgegenwärtigen Gottes, und in den Tafeln der zehn Gebote, die über der Lade ſtehen, ſtrahlte die goldne Schrift. Ich betete, und mir war als beteten ungeſehen viele Tauſende mit mir; ich küßte die Schaufäden des heiligen Tuches auf meiner Bruſt und mir war, als küßte ich die Lippen meiner Mutter. Die Thränen kamen mir in die Augen; ich wiſchte ſie ab. Ich verbeugte mich vor der Lade des Geſetzes und gieng aus der Synagóge fort. Als ich auf die Treppen vor der Thüre kam, da ſah ich auf einem Stein einen alten Mann mit greiſem Haar und langem greiſen Barte ſitzen. Der Mann konnte mich nicht ſehen; der Mann war blind. Ich gieng auf ihn zu.

„Sir!" ſagte ich. — Sir war eines von den wenigen engliſchen Worten, die ich bisher gelernt hatte. Es mochte den alten, blinden Mann ſehr ſchmeicheln „Sir" angeredet zu werden; es hatte ihn gewiß noch niemals Jemand ſo angeredet.

„Waz thut Ihr leiken?" fragte der Blinde in jenem jüdisch-deutsch-englischen Slang, den weder ein Deutscher, noch ein Engländer, sondern nur ein Jude verstehen kann. Er wollte sagen: „what de you like?" „Was belieben Sie?"

„Sir," fuhr ich fort, „versteht Ihr Deutsch?"

„Das hört Ihr ja!" erwiederte der Blinde. „So soll mir der Heilige, gelobt sei er! hunderttausend Thaler geben, als ich Deutsch verstehe. Bin ich doch ein Deutscher, in Deutsch-Polen zu Haus, gleich hinter Posen. Wer seid Ihr denn?"

„Ich bin auch ein Deutscher," sagte ich. „Ich bin seit gestern hier in London, und habe kein Geld, und keine Freunde, und keinen Menschen, der sich meiner annimmt. Ich will mir eine Stelle suchen, daß ich leben kann."

„So," sagte der Blinde... „so, so. Kommt doch einmal näher zu mir, beugt Euch ein bischen herunter, daß ich Euch befühlen kann."

Der blinde Mann fuhr mir mit seiner zitternden Hand durchs Gesicht.

„Schem, jischmerenu!" rief er aus. „Ihr habt ja noch keinen Bart. Ihr müßt noch sehr jung sein. Wie alt seid Ihr denn?"

„Ich bin sechzehn Jahr alt," erwiederte ich.

„Sechzehn Jahr!" wiederholte er, nachdenklich.

„Sechzehn Jahr! — Hört einmal, ich will Euch einen Vorschlag machen. Ich bin der alte Itzig; fragt nur jedes Kind in der ganzen Old Jewry, und es wird Euch sagen, daß es den alten Itzig kennt. Hier sitz' ich von Morgens acht bis Abends fünf Uhr, mit Ausnahme des heiligen Schabbes, da sitz' ich nicht hier. Ich lebe vom Betteln. Seht, da ist meine Büchse. Ich habe meine Kunden; die Einen werfen täglich einen halben, die Anderen täglich einen ganzen Penny hinein. Ich habe auch Einige, die mir's wochenweise geben, einen Sixpence, einen Shilling — und der alte Rebbe Moses von High Holborn, — ein braver Mann! — der giebt mir alle Freitag eine halbe Krone. Außerdem habe ich aber auch noch Verdienst von Denen, die nicht regelmäßig hierher kommen — da krieg ich einmal bei Hochzeiten, da krieg ich ein andermal bei Jahrszeiten.*) — Wie heißt Ihr denn eigentlich?"

„Ich heiße David Barney," sagte ich.

„Nun hab' ich einen Aufwärter nöthig, David," fuhr er fort. „Einen Aufwärter, der mich des Morgens hierher führt, der mir des Mittags mein Essen bringt und der mich des Abends wieder nach Haus begleitet und meine Büchse mitnimmt. Der letzte Auf-

*) Sterbetag von Angehörigen, deren Gedächtniß bei den Juden durch Gebete gefeiert wird.

wärter, den ich hatte, ist mir vor drei Wochen weggelaufen und ich habe mich seit drei Wochen mit Mirjam beholfen, mit der Tochter des lahmen Schimmen, der mein Hauswirth ist. Aber das ist ein wildes Mädchen und bald kommt sie und bald kommt sie nicht. Ich werde schlecht aufgewartet. Wollt Ihr nun mein Aufwärter werden, David? Ihr braucht nur den Tag dreimal nach mir zu sehen und könnt sonst machen und verdienen was Ihr wollt. Von mir bekommt Ihr frei Essen und frei Trinken, so gut wie ich es selber habe. Ihr bekommt eine Schlafstätte und wenn Ihr Euch gut aufführt, so bekommt Ihr allemal zu Neumond ein Kleines an Geld. Wollt Ihr, David, so sagt es?"

Wer war froher als ich, über diese rasche und glückliche Wendung meines Schicksals?

„Ja," sagte ich, „ich will; und Ihr sollt Euch über meine Aufwartung nicht zu beklagen haben."

Ich blieb bei ihm, bis es Abend war. Da füllte sich die Synagoge und sie strahlte von Lichtern. Denn es war Freitag Abend und der Sabbath wurde eingebetet. Der alte Itzig stand auf und wir giengen auch in die Synagoge und stellten uns vorn an die Thüre, auf den Platz der Fremden und armen Leute, der „Schnorrer," wie sie im Slang heißen. Als der Gottesdienst zu Ende war, wünschten viele von den wolhabenden und vornehm aussehenden Gemeindemitgliedern

dem alten Itzig einen „guten Schabbes," der alte Itzig dankte, faßte mich unter den Arm und sagte: „Jetzt wollen wir nach Hause gehen." Unterwegs sagte er: „Gebt mir die Büchse einmal; zählen darf ich heut Abend das Geld nicht, aber ich möchte doch wol wissen, ob was drin ist." Ich gab ihm die Büchse, die ich in der Hand trug. Er hielt sie an's Ohr und schüttelte sie. „Ja," sagte er, „es ist was drin, und ich höre auch, daß Silber drin ist. David, mein Jung', jetzt wollen wir einen vergnügten Schabbes halten." Wir giengen quer durch Dukestreet und traten in das Haus, in die Stube, in der wir jetzt sitzen. An jenem Abend sah sie anders aus, als sie jetzt aussieht. Durch die ganze Stube, der Länge nach, war ein Tisch gedeckt und mit weißem Leinen reinlich behangen; der Boden war mit gelbem Sand bestreut und von der Decke herab hieng eine Messinglampe mit sieben kleinen, aber hellen Lichtchen.

„Gut Schabbes, Rebbe Itzig!" sagte der lahme Schimmen, der frisch gewaschen und mit einem reinen Hemd dem Eintretenden entgegenhinkte. „Gut Schabbes! Gut Schabbes!" tönte es von allen Seiten; denn die ganze Stube war voll von „Schnorrern," und Alle betrachteten und ehrten den alten Itzig als ihr Oberhaupt. „Hier hab' ich mir einen neuen Aufwärter genommen," indem er mich vorstellte, „er heißt David

und ist aus Aschkenes" — Aschkenes ist Deutschland in der Sprache dieser Leute. Sie bewillkommneten mich Alle herzlich und schüttelten mir die Hand.

„Setzt Euch, Rebbe Itzig," sagte drauf der lahme Schimmen. „Willst Du wol gleich von Rebbe Itzig seinem Lehnstuhl herunter, Du Nichtsnutz!" schrie er ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren an, das auf dem Lehnstuhl lag. Er schlug es und jagte es herunter. Das Mädchen ist inzwischen fünfzig älter, es ist eine alte Frau geworden... Es ist die Mirjam, die da vorhin ihr Kind auch von dem Lehnstuhl herunter gejagt hat. Ja, der Lehnstuhl... damals sah er auch noch besser aus, als er heut aussieht. Der alte Itzig setzte sich hinein und wir alle setzten uns an den Tisch zum Essen nieder. Wir aßen Fische mit brauner Rosinensauce, wir aßen „Berches" — Weißbrod mit Mohnflechten, — wir aßen „Gänsegerümpel" mit Kartoffeln — ach Alles so, wie ich es zu Haus am Freitag Abend so oft gegessen hatte; und mir ward so wol unter diesen „Schnorrern," wie mir seit langer, langer Zeit nicht gewesen war.

Dann kamen die Wochentage wieder, und der alte Itzig war mit meiner Aufwartung so zufrieden, daß er mir schon vor dem Neumond einen Sixpence schenkte. Das dauerte eine Woche so, und wir hatten Beide Nichts über einander zu klagen. Im Stillen hatte ich

mir freilich wol manchmal schon gesagt, daß ich auf diese Weise das Glück nicht machen würde, von dem ich in Deutschland geträumt hatte; allein da sich mir nichts Besseres bieten wollte, so hielt ich geduldig aus. Da bekam ich einen Brief von meiner Mutter, der ich geschrieben hatte, wo ich jetzt sei. Ach, der Brief war voll von Jammer und Klage — die Franzosen hatten die Stadt geplündert, und meiner Familie das Wenige genommen, was sie gehabt hatte. Nun waren sie ganz arm. Sie mochten wol auf meine Hülfe und Unterstützung warten. Was konnte ich ihnen geben? Aber ich dachte nnn ernstlich daran, meine Lage zu verbessern, um für die Meinen Etwas thun zu können. Von Morgen bis Mittag, und von Mittag bis Abend schlenderte ich nun auf der Straße herum; aber es wollte sich Nichts ereignen. Eines Tages gieng ich in ein Alehouse in Whitechapel, um ein Glas Bier zu trinken. Da gieng es hoch her; Fahnen flatterten über der Thüre, und drinnen saßen Matrosen an dem Tische und sangen das Lied: „A whet sheet and a flowing sea!" Fuhrleute und Tagelöhner und Straßenpflasterer forderten zu trinken und schlugen auf die Tischplatten, zwei Harfenistinnen spielten, ein Landstreicher ließ einen aufgeputzten Affen tanzen, und ganz hinten, hinter den Fässern, saßen vier, fünf Soldaten mit roth getrunkenen Köpfen und schrieen: „He, hussah!

Handgeld für die Blauen! Wer nimmt Handgeld für die Blauen?" Um sie herum saßen noch sechs oder sieben junge Burschen, die mit ihnen schrieen und tranken. Kaum daß ich eingetreten war und mich schüchtern nach einem Plätzchen umsah, wo ich mein Pint rasch leeren möchte, da hatten mich die betrunkenen Soldaten schon ins Auge gefaßt. „Heda, Junge!" schrie der dicke Wachtmeister, der aufgestanden war und den blauen Rock und die Weste und das Hemd aufgeknöpft und aufgerissen hatte, daß man die braune, wetterharte Brust sehen konnte. „Heda, Junge! hier heran! Hier wird auf's Wol des Königs getrunken — wer mittrinkt, hat freie Zeche, und wer nicht mittrinkt, ist ein Hundsfott und ein Verräther!" Nach einer solchen Einladung hatte ich wahrlich Angst für einen Verräther gehalten und als ein Hundsfott tractirt zu werden, wenn ich den Leuten nicht ihren Willen thäte. Also trat ich zu ihnen. „Platz da für den Fremden!" rief der Wachtmeister — „hierher, mein Junge, — Wirthschaft! Heda Wirthschaft! Ein Pint bitter Ale, vom stärksten!" Die Kanne wurde gebracht und wir stießen auf das Wol des Königs an. Dann sagte Einer von den Soldaten: „Sollen wir nicht noch einmal auf den gänzlichen Untergang Napoleons und der Franzosen anstoßen?" „Ja," rief ich, schon ganz erhitzt und so gut ich es mit meinem schlech-

ten Englisch konnte, „ja, das ist wahr! Die Franzosen haben meiner Mutter die Betten zerrissen, die Stühle verbrannt und das Geld gestohlen — die Franzosen sollen untergehen und Napoleon soll auch untergehen!"

„Bravo!" rief der dicke Wachtmeister, „bravo mein Junge. Das heißt gesprochen wie ein Mann. Gebt mir dem Jungen zu trinken."

Sie gaben mir zu trinken, das sah ich. Sie gossen mir aber auch Whisky in das Ale, und das sah ich nicht. Mir wurde immer heißer und wilder zu Muthe; ich mußte den Rock und die Weste ausziehen. Mir war, als solle mir der Kopf springen — so war mir noch nie gewesen. Dabei sang ich und schrie wie die Andern und schlug auf den Tisch und fluchte auf die Franzosen. Unterdessen zog der dicke Wachtmeister eine Börse aus der Tasche, nahm ein Goldstück heraus und reichte es mir mit den Worten: „Da, mein Junge, da hast Du ein Goldstück, das schick Deiner armen Mutter, die wird sich darüber freuen, und Du ziehst morgen einen blauen Rock mit rothen Aufschlägen an und marschirst mit dem dritten Regiment gegen die Franzosen!" „Was?" rief ich, „das Goldstück soll ich meiner Mutter schicken?" Den übrigen Theil seiner Rede hatte ich nur halb gehört und gar nicht verstanden. „Ja, mein Junge," sagte der dicke Wachtmeister. Mein Auge strahlte vor Freude; ich meinte, er habe mir es aus

Mitleid geschenkt und hätte ihm vor Dankbarkeit die rauhen Hände küssen mögen. Ich steckte das Goldstück ein und darauf wurde wieder zu trinken gebracht, und über dem Trinken wurde es Nacht. Ach, den alten Itzig hatte ich ganz vergessen! Wie mochte er auf mich gewartet, was mochte er ohne mich angefangen haben! Das kam mir vor lauter Zechen und Jubiliren nicht in den Sinn; endlich fiel ich auf die Bank, schlief ein und als ich am andern Morgen erwachte, da lag ich in einem Holzstall und neben mir zwei Soldaten von dem vorigen Abend. Mein erster Gedanke war der alte Itzig. Ich wollte fort. Aber da riefen die Beiden: „Allons! jetzt geht's unter die Soldaten!" Ach, da ward mir's klar, was ich gethan hatte, als ich am Abend vorher das Goldstück genommen hatte. Aber ich mußte folgen, denn ich hatte Handgeld von den Werbesoldaten genommen; ich mußte einen bunten Rock mit rothen Aufschlägen anziehen, ich mußte die Muskete tragen und in Regentspark exerciren. Den alten Itzig habe ich in langen Jahren nicht wieder gesehen; denn in die Gegend von London, wo ich jetzt zu sein gezwungen war, kam weder er noch Einer von seinen Bekannten. Sonst misfiel mir das neue Leben eben nicht; ich hatte ein Goldstück, das ich heimschicken durfte, ich bekam so viel Löhnung, daß ich Etwas zurücklegen konnte, und zudem hatte ich hier im Ganzen doch mehr

Ausſicht auf Fortkommen, wie in meinem früheren Amt als Aufwärter des alten Itzig. Und in der That avancirte ich ſchon nach zwei Monaten zum Unteroffizier. Da, im März des Jahres 1809, wurde eines Tages das Regiment in Regentspark zuſammengeblaſen und es wurde eine Proclamation verleſen, daß unſer Regiment beſtimmt ſei, nach Spanien transportirt zu werden, um zum Wellington'ſchen Corps zu ſtoßen. Wir ſollten uns in acht Tagen marſchfertig gemacht haben. Jeder Gemeine erhielt fünf, jeder Unteroffizier zehn Shillinge, um ſich noch allerlei Reiſebedürfniſſe anzuſchaffen. Aber mir fiel es ſchwer auf's Herz. Nach Spanien konnte ich nicht mitziehen. Glauben Sie nicht, daß die dem jüdiſchen Volke ſo oft vorgeworfene Feigheit den ſiebenzehnjährigen Knaben vor der Fahrt und dem ſpaniſchen Kriege beben machte. Ich bedachte, daß meine Mutter mit mir ihre letzte Stütze verlieren würde — nach Spanien konnte, nach Spanien wollte ich nicht ziehen und mein Entſchluß war raſch gefaßt. Mit den zwanzig Shillingen, die ich von meiner Löhnung erſpart und mit den zehn Shillingen, die ich als Unteroffizier erhalten hatte, machte ich mich in der Nacht auf. In dem Anzuge des Matroſen, den ich mir ſchon vorher zu verſchaffen gewußt hatte, kam ich am Morgen nach Oxford, pilgerte durch Gloucesterſhire und Monmouthſhire dem Weſten zu, meiſt bei Nacht, während ich bei Tag mich

in einsamen Dörfern aufhielt, betrat bei Tydvill das Fürstenthum Wales, durchzog das Hochgebirge von Caermarthen bis Caernarvon, kletterte bei Llanberis über den Snowdon, überschritt bei Bangor die Menai-Stratt-Brücke, und kam endlich nach achttägigen Kreuz- und Querzügen an der Nordwestspitze von Anglesea, in Holyhead an. Auf einer Schaluppe, die Schieferplatten nach Dublin bringen sollte, miethete ich mir einen Platz und nach einundeinhalbtägiger Seefahrt betrat ich den Boden von Irland. Hier athmete ich zum erstenmal wieder frei auf; hier hielt ich mich für sicher und ich war es auch. Aber ich war auch wieder ganz verlassen und noch dazu in viel größerer Gefahr, als an jenem Tage, wo ich dem Helgolander Kauffahrteischiff entsprang. Zudem war mein Geld darauf gegangen, und als ich auf der Bank im Phönixpark traurig, hungrig und elend lag, da faßte ich zum zweitenmal an das Goldstück, welches mir meine Mutter eingenäht hatte. Allein ich dachte wieder: „noch mußt Du es nicht herausnehmen" — es war recht, als ob mir aus jeder Berührung desselben neue Kraft erwachsen sollte. Ich gieng wieder in die Stadt zurück, ich sah mir die Häuser an — und wenn auch nicht so riesengroß und so überaus volkreich wie London, so war ich doch schon mehre Stunden gelaufen, ohne Ziel und Ende zu sehen. Auf einmal fiel mein Auge auf ein Haus, das in jüdischen Lettern

anzeigte, daß sich in demselben eine Garküche für Juden befinde. Ich trat ein, gab mich als einen Glaubensgenossen zu erkennen und bat um unseres gemeinschaftlichen Gottes willen, daß sie mir etwas zu essen geben möchten. Der Besitzer der Garküche ließ mir zu essen geben und sprach mir freundlich zu.

„Wohnen hier denn noch viele Juden?" fragte ich ihn.

„Außer mir wohnt hier nur noch eine Judenfamilie, Mr. Samuel, der große Kaufmann und Banker, auf der Sackville-Straße, das zehnte Gebäude von Leinsteehouse, rechts," sagte der Wirth. „Aber sonst kommen noch sehr viele jüdische Kaufleute aus London und Liverpool hierher, die bei mir speisen."

Als ich gegessen und meinem guten Wirthe herzlich gedankt hatte — denn außer dem Dank hatte ich ihm nichts zu geben — machte ich mich nach der Sackvillestraße auf, um das Haus des Mr. Samuel zu suchen. Ich fand es sogleich, denn es war groß, vornehm und zeichnete sich vor allen andern Häusern aus. Mit beklommenem Herzen stieg ich die breiten Treppen hinauf und trat in das Haus; es waren eigentlich zwei Häuser: in dem einen war das Bankgeschäft und in dem andern war der prachtvolle Laden mit den großen Glasfenstern. Ich kam in das Comptoir des ersten Hauses und fragte nach Mr. Samuel. Ein junger Mensch — ungefähr

ſo alt, wie ich ſelber damals war — ſtieg von einem Seſſel herunter und kam zu mir an die Thür. Der Menſch hatte ein für mich unangenehmes Geſicht, ſtolz, hochmüthig und boshaft. Er ſah mich grimmig an und fragte mit barſchem Tone: „Was wollt Ihr? Wer ſeid Ihr? Ich bin Mr. Ralph Samuel. Wollt Ihr mich ſprechen, oder wollt Ihr meinen Vater ſprechen?“ Da ich mir nicht denken konnte, daß ſein Vater noch roher ſein könnte, als dieſer junge Menſch, ſo ſagte ich, ich wollte ſeinen Vater ſprechen. „Dann müßt Ihr hinüber gehen in den Laden. Dann habt Ihr hier nichts zu ſchaffen!“ rief er und ſchlug die Thür hinter mir zu, als ich gieng. Darauf begab ich mich, die Mütze in der Hand, in den Laden. Die Lichter brannten ſchon, und der Wiederſchein aus den Kryſtallglocken und den Spiegelſcheiben blendete meine Augen. Als ich ſchüchtern nach Mr. Samuel fragte, ward ich zu einem alten Herrn geführt, der recht ehrwürdig ausſah und auf meine Begrüßung das Sammtkäppchen über ſeinem grauen Haar ein wenig lüftete.

„Womit kann ich Euch dienen? fragte er.

„Ich bin ein deutſcher Jude,“ erwiederte ich, „den ſein Schickſal hieher, nach Dublin, geführt hat, ich bin rath- und mittellos und ich wollte Euch bitten, mir einen kleinen Dienſt in Eurem Hauſe anzuvertrauen.“

Mr. Samuel ſah mich an. „Ich kenne Euch ja

gar nicht," sagte er, „wie kann ich Euch in mein Haus aufnehmen? Eine kleine Unterstützung will ich Euch gern geben..." Dabei griff er in seine Tasche, ich aber hatte mich schon, Thränen in den Augen, umgewandt zum Gehen. Auf einmal sagte Mr. Samuel: „Wenn Ihr wirklich ein Jude seid, so könnt Ihr mir einen Gefallen thun. Wollt Ihr?"

Ich kehrte mich wieder um und sagte: „Gewiß bin ich ein Jude und einen Gefallen will ich Euch gern thun."

„Heut Abend ist meines seligen Vaters Jahreszeit," sagte Mr. Samuel, „und da möchte ich gern „Minjen" *) machen, aber mir fehlt der zehnte Mann. Wollt Ihr der zehnte Mann sein?"

„Mit Vergnügen will ich der zehnte Mann sein," erwiederte ich und blieb. Nach einer halben Stunde wurde in einem Hinterzimmer des Hauses „Minjen" gemacht; unter den Anwesenden waren die Commis aus dem Geschäft, der Wirth aus der Garküche und Mr. Ralph. Als dieser mich bemerkte, machte er zuerst ein sehr grimmiges Gesicht, dann lachte er und sah mich höhnisch an. Ich kümmerte mich aber nicht darum, sondern betete sehr andächtig mit, und als der Gottesdienst zu

*) Minjen ist die vom Gesetz für das solenne Gebet vorgeschriebene Versammlung von mindestens 10 Personen männlichen Geschlechts, deren keine unter 13 Jahren alt sein darf.

Ende war, kam Mr. Samuel zu mir und sprach mit mir. Ich mußte ihm gefallen, denn er bot mir an, in seinem Haus zu essen und die Nacht zu bleiben. Am andern Morgen ließ er mich zu sich rufen und sprach: „Ich hätte Euch gern einen Dienst in meinem Hause gegeben, aber ich mag es nicht thun, weil Mr. Ralph dagegen ist. Habt Ihr ihm Etwas gethan? Er besteht darauf, daß Ihr aus dem Hause kommt. Nun will ich Euch aber einen andern Vorschlag machen. Ich will Euch für zwei Pfund Sterling Waaren aus meinem Geschäft borgen, geht damit ins Land und seht, was Ihr daraus machen könnt. Sobald Ihr mir das Geld dafür bringt, bekommt Ihr neue Waaren — vielleicht glückt's Euch!"

Ich dankte dem guten alten Manne aus vollem Herzen. Das war es, was ich wünschte. Nun war ich mein eigner Herr und konnte mein Glück probiren. Auf der Stelle ließ ich mir Bänder, Tücher, Papier, Federn, Garn und Nadeln im Betrage von zwei Pfund geben, schnürte es in ein Bündel und zog wolgemuth ins Land hinaus. Ich durchstreifte die Insel von Dublin bis nach Killarney und von Killarney bis nach Londonderry; so oft mein Vorrath auf die Neige ging, zog ich nach Dublin, bezahlte meine letzte Schuld und nahm neue Waaren, allmählig bis zum Betrage von sechs Pfund — höher freilich kam ich nicht. In dieser Weise

trieb ich den Handel zwei, drei Jahre, erwarb zwar keine Reichthümer, lebte aber recht gut davon und konnte des Jahres mehre Goldstücke nach Deutschland schicken. So kam ich eines Abends nach einem Dorfe in der Nähe von Cashel, in der Grafschaft Tipperary, Munster. Das war dazumal am Shannon und am Dergsee noch eine wilde und unsichere Gegend; aber ich war bekannt darin und mir hatte Niemand Etwas gethan. Es war schon finstere Nacht, als ich in der Schenke ankam, in welcher ich jedesmal zu schlafen pflegte, so oft ich dieses Dorf besuchte. Es war fast Niemand in derselben mehr wach, man brachte mich in die große Wirthsstube, wo ich mich auch gleich auf die Streu legte, die den Boden bedeckte. Im Kamin glomm noch ein schwaches Feuer, bei dessen unsicherem Scheine ich bemerkte, daß außer mir noch Jemand auf der Streu liege, und da ich nicht wußte, wer es sei, so beschloß ich mich möglichst munter zu halten, um auf mein Waarenbündel Acht zu haben. Ich mochte wol eine Stunde so zwischen Schlaf und Wachen gelegen haben, als ich auf einmal hörte, daß mein Schlafkamerad sich in die Höhe setzte. Er seufzte aus tiefer Brust und rief mit inbrünstiger Stimme: „Schemah Israel! Höre Israel, der Herr dein Gott ist ein einiges, ewiges Wesen!“ Nun fuhr ich rasch auf und entgegnete: „Baruch Schem! Gelobt sei der Name seiner Herrlichkeit für und für!“

Kaum daß der Fremde mich gehört hatte, so rief er aus: „Um Gotteswillen, ist hier ein Jude?"

„Ja," erwiederte ich, „hier ist ein Jude!"

„So wollen wir Licht machen!" sprach der Fremde, stand auf und zündete die Thranlampe, die noch auf dem Tische stand, an dem verlöschenden Kaminfeuer an. Als die Thranlampe brannte, stellte er sie wieder auf den Tisch und reichte mir die Hand. Es war ein anständig aussehender, ehrwürdiger Mann von etwa fünfzig Jahren; auf seinem Gesichte drückte sich ein jüngst erlittener ungeheurer Schreck deutlich aus.

„Gott sei gelobt und gedankt, daß ich hier in meiner großen Noth einen Juden gefunden habe," sagte er und drückte mir die Hand aufs Neue. „Ach, ach — was habe ich erleben müssen! Und wenn der Heilige — gelobt sei Er! — mir nicht beigestanden hätte, so läge ich jetzt todt auf der Straße und die Hunde leckten mein Blut."

„Was ist Euch denn so Schreckliches widerfahren?" fragte ich, vom höchsten Mitleid bewegt.

„Seht," begann er, und die Verwirrung seines Herzens drückte sich in der Verwirrung seiner Rede aus — „gestern Morgen reite ich von Limmerick ab — ich bin ein Kaufmann aus London, ich wohne in Lombardstreet... da wollte ich mit meinem Gelde aus Limmerick nach Dublin reiten und hatte es vor mir aufs Pferd

in eine Ledertasche gebunden... und da bin ich vom rechten Weg abgekommen und am Dergsee haben mich die Rapparees*) überfallen... drei Mann mit Pistolen und Flinten und Dolchen... und sie haben mir die Tasche vom Pferd gerissen, und haben mir die Uhr genommen und die Börse genommen, und als ich meinem Pferde die Sporen gab, um wenigstens das nackte Leben zu retten, da haben sie drei-, viermal hinter mir her geschossen — aber Gott sei gedankt und gelobt — die Kugeln haben gefehlt und gegen Abend kam ich mit halb todt gehetztem Pferde in diesem Dorfe und in dieser Herberge an. Ach, ach! warum hat mir Gott das gethan? Nun habe ich keinen Farthing mehr in der Tasche und ich muß mein Pferd verkaufen, um nur leben zu können, und muß zu Fuß nach Dublin gehen... Wenn ich in Dublin bin, so ist mir geholfen — aber nach Dublin sind fünfzig Meilen... und das werde ich nicht überleben; ich werde auf der Straße hinfallen und liegen bleiben!"

Wie gerne hätte ich dem armen Manne geholfen! Aber ich hatte kaum einen Shilling in Geld bei mir, und das Andere steckte alles in der Waare. Da aber fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, wie ein Blitz.

---

*) Rapparees ist der Name für das irische Diebes- und Raubgesindel.

Ich griff nach dem Goldstück meiner Mutter — aber ich griff nicht blos danach, ich nahm das Tuch von meiner Brust, ich trennte die Nath auf, ich löſ'te das Goldstück heraus.

„Ihr sollt Euer Pferd nicht verkaufen und Ihr sollt nicht zu Fuße gehen, lieber Herr," sagte ich. „Dieſes Goldstück hat mir meine Mutter eingenäht am Abend, ehe ich mein elterlich Haus verließ. „Nimm es nicht eher heraus, als bis Du es herausnehmen mußt," sagte ſie, indem ſie es mir umhing. — Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo ich es herausnehmen muß — hier iſt das Goldstück, mein lieber Herr!"

Dem Manne kamen die Thränen in die Augen und mit gerührter Seele ſchloß er mich in ſeine Arme.

„Wie ſoll ich Euch danken, mein junger Wolthäter?" ſprach er. „Hätte ich Euch in London, in meiner Bank-Office, oder hätte ich Euch nur in Dublin bei meinem guten Freunde, Mr. Samuel!"

„Nach London darf ich ſobald nicht kommen," erwiederte ich, „das hat ſeine Gründe; aber den Mr. Samuel in Dublin kenne ich wol, das iſt auch mein guter Freund — ſeht, jenen Ballen Waaren habe ich von ihm!"

Da griff der Londoner Banker in die Rocktaſche... „ach," rief er aus, „auch mein Notizbuch haben ſie

mir genommen — ich möchte Euch etwas Schriftliches geben, aber ich habe kein Papier und keine Feder."

„Da kann ich Rath schaffen," sagte ich, schnürte mein Bündel auf, und nahm Papier, Feder und Dinte heraus. Der Londoner Kaufherr schrieb und reichte mir dann das Blatt hin. Er hatte folgende Worte geschrieben:

> Ich, der Endesunterschriebene, eröffne dem Ueberbringer, Mr. David Barney, bei dem Bankhause des Mr. Samuel Esqr. in Dublin einen Credit bis zu 20 Pfd. Sterl.
>
> Elias Bar.
>
> Lombard-Street. London.

Ich dankte für den Creditbrief, legte ihn zusammen und steckte ihn ein, während Mr. Bar mein Goldstück einsteckte. Am andern Morgen, nachdem sein Pferd ordentlich gefüttert war und er seine Rechnung bezahlt hatte, saß Mr. Bar auf und mit tausend Versicherungen seiner ewigen, unveränderlichen Dankbarkeit ritt er davon. Ich handelte und wandelte in der gewohnten Weise fort, und so mochten wiederum zwei Jahre vergangen sein. Da flog die Nachricht übers Meer, daß die Franzosen in einer Riesenschlacht bei Waterloo geschlagen und vernichtet, daß die Fremdherrschaft gebrochen, das Kaiserthum gestürzt und der Kaiser selbst auf einer Insel des großen Oceans gefangen gesetzt

sei. Nun dachte ich, meine Zeit sei gekommen. Nun sei keine Gefahr mehr für mich in London. Im allgemeinen Siegesjubel würde man auf mich keine Acht haben, und wenn auch, so würde man mir Pardon gewähren. Also verkaufte ich rasch meine Bänder und meine Tücher, begab mich nach Dublin, sandte die drei Goldstücke, die ich verdient hatte nach Haus, bezahlte mit den übrigen sechs meine Schuld im Laden des Mr. Samuel und präsentirte den Creditbrief des Mr. Bar, denn ich gedachte zehn Pfund theils für die Reise, theils für sonst mögliche Fälle zu erheben. Als Mr. Samuel das Blatt gelesen hatte, sagte er, ich müsse in das Bankgeschäft zu seinem Sohne damit gehen. Ich begab mich hinüber in das Comptoir und überreichte meine Anweisung an Mr. Ralph. Mr. Ralph maß mich von Kopf bis zu Fuß mit einem verächtlichen Blick. „Was?" rief er, „zwanzig Pfund, dem Landstreicher? Wer sagt mir, daß der Schein nicht gefälscht ist?"

„Sir!" erwiederte ich, „den Landstreicher verbitte ich mir ein für allemal; und was die Echtheit des Scheines anbelangt, so könnt Ihr Euren Vater darum befragen."

„Wie viel wollt Ihr haben?" fuhr er mich an.

„Zehn Pfund, wenn es Euch beliebt," entgegnete ich.

„Gebt dem Menschen da zehn Pfund," redete er den Kassirer an. „Schreiben könnt Ihr wol nicht?"

wandte er sich dann wieder an mich, indem er mir eine Quitung zur Unterschrift zuwarf.

„Gebt mir eine Feder, so kann ich auch schreiben," erwiederte ich und schrieb meinen Namen mit fester Hand unter das Papier, steckte die zehn Goldstücke ein, verabschiedete mich von dem alten Mr. Samuel und in der andern Stunde war ich schon im Hafen von Kingstown, und setzte mich auf das Paquetschiff, das nach London gieng.

Als ich diesmal den Strand betrat, da war mir anders zu Muth, als damals, wo ich über Tower-Hill vor den Matrosen fortlief. Ich hatte Geld in den Taschen und kam mir schon halb wie ein gemachter Mann vor. Ich suchte so rasch als möglich nach Lombard-Street zu kommen und ich erreichte sie auch ohne weitere Schwierigkeit, und stand bald vor dem Hause mit der Inschrift: „Mr. Bar and Cie." Hier trat ich ein und begab mich in das große Geschäftslocal rechts. — Sie kennen es, lieber Landsmann, Sie sind heute selbst darin gewesen — ich fragte nach Mr. Bar, und man führte mich ein Treppchen hinauf in das Gemach, in welchem Sie mich heute Morgen gefunden haben. Mr. Bar saß, über einem großen Buche, in Zahlen vertieft, an seinem Schreibtische.

„Jetzt dürfen wir den Herrn wol nicht stören,"

ſagte der Clerk, der mich führte. „Seht, er ſitzt bei dem Hauptbuch.“

„Nun gut,“ erwiederte ich, „ſo will ich warten, bis er fertig iſt.“ — Ich wollte in der halbgeöffneten Thür umkehren. Doch kaum hatte der gute Mann meine Stimme gehört, als er aufſah, die Brille auf die Stirn ſchob und fragte: „Wer will mich ſprechen?“

„Ich bin es, Sir,“ ſprach ich, „David Barney...“

„David Barney?“ wiederholte er mit dem Ausdruck der größten Freude und Ueberraſchung ... „David Barney?... Kommt, kommt — ſeid mir herzlich, ſeid mir tauſendmal willkommen, mein Retter, mein Wolthäter!“ Er ſchloß mich gerührt in die Arme, und der Clerk, erſtaunt darüber, daß der reiche, vornehme Chef des Hauſes einen armen Menſchen, der beinahe ausſah wie ein Bettler, in die Arme ſchloß, wich voll Ehrfurcht zurück und gieng hinaus. Mr. Bar aber ſchlug das große Buch zu, nahm ſeinen Ueberrock und ſagte: „Der Tag, an welchem Ihr zu mir kommt, ſoll ein Feiertag für mich ſein, — kommt, David, wir wollen in mein Wohnhaus fahren.“

Arm in Arm mit mir gieng er durch's Comptoir, wo alle Clerks die Köpfe voll Verwunderung über die Pulte ſtreckten, und ehrfurchtsvoll grüßten. Vor der Thür nahm Mr. Bar einen Wagen und wir fuhren nach Finsbury-Square und hielten vor dem Haus, das

Ihr kennt, vor dem Haus an der Ecke, mit den Treppen. — Mr. Bar führte mich in das Wohnzimmer seiner Frau, wo diese mit ihrer Tochter, Miß Rachel saß; ihr Sohn, Mr. Lewis, ein junger Herr, mit mir dazumal in einem Alter, stand am Fenster und sah auf die Straße. Nachdem wir eingetreten waren, rief Mr. Bar: „Hier, liebe Frau und lieben Kinder, stelle ich Euch Mr. David Barney, den jungen Mann, der mir vor zwei Jahren in der irischen Dorfschenke auf so wunderbare Weise geholfen hat.“ Mrs. Bar reichte mir die Hand und hieß mich freudig willkommen; Mrs. Lewis umarmte mich, wie einen Bruder, und Miß Rachel — ach, Miß Rachel!... mit ihrem dunkelbraunen Auge sah sie mich an, und mit ihrer feinen Hand drückte sie die meine... ich werde diesen ersten Blick ihres dunkelbraunen Auges nie vergessen und den Druck ihrer feinen Hand habe ich noch Jahrelang nachher gespürt. Es war ja das erstemal in meinem Leben gewesen, daß mich ein schönes Mädchen freundlich angesehen hatte! — Mr. Bar sagte, nun lasse er mich nicht wieder von sich gehen; er gab mir eine Stelle in seinem Geschäft, und da ich erträglich rechnen und schreiben konnte, so füllte ich sie zu seiner Zufriedenheit aus, und sie ernährte mich nicht nur aufs Beste, sondern gab mir auch noch Gelegenheit, Ansehnliches zurückzulegen. Meine Collegen behandelten mich mit großem

Respect, da sie sahen, wie der Prinzipal mit mir umgieng und da sie hörten, daß ich ein für allemal an jedem Samstag Mittag im Hause desselben am Familientische mitzuspeisen eingeladen war. Mr. Bar war nach wie vor herzlich gut gegen mich, mit Mr. Lewis stand ich auf dem freundschaftlichsten Fuße und Miß Rachel — nun, ich glaube, daß sie mich damals so lieb hatte, als ich sie. Aber ich näherte mich ihr in keiner Weise; ich hätte jeden Versuch für Undankbarkeit gegen meinen lieben, guten Herrn gehalten. Als ich nun ein Jahr so im Geschäft des Mr. Bar gearbeitet hatte, sagte ich eines Tages zu ihm: „Sir, wollt Ihr mir nicht vier Wochen Urlaub geben? — Ich bin jetzt fast sechs Jahre von Haus entfernt — ich habe Sehnsucht, meine Mutter und meine Geschwister einmal wieder zu sehn.“ Der gute Herr bewilligte mir den Urlaub gern, und als ich am andern Morgen von ihm Abschied nahm, da gab er mir ein Etui und sagte dabei: „Gebt das Eurer Mutter mit meinem besten Gruße und sagt ihr, da sei ihr Goldstück wieder, das sie Euch einst eingenäht habe.“ Es war eine kostbare Uhr mit Kette, an welcher außer anderm Zierrath, auch ein Sovereign hieng, genau so wie der, den meine Mutter einst für mich eingetauscht hatte. — Mit einem Packetboot fuhr ich nach Hamburg... O, wie beschreib' ich das Gefühl, mit welchem ich die Gestade von Blan-

keneſe und Rainville vorübergleiten, mit welchem ich die Thürme von Hamburg ſah!... Weinend küßte ich die deutſche Erde, und die deutſchen Flüche der Hamburger Hafenarbeiter klangen wie Muſik an mein Ohr. Aber mich litt es nicht lange in Hamburg — ich eilte weiter.... bekannter, immer bekannter wurde mir die Gegend und als ich das letzte Dorf vor meiner Vaterſtadt erreicht hatte, da fand ich meine Mutter, meinen Stiefvater, meine ganzen Geſchwiſter, die mir dahin entgegengekommen waren."

Hier ſchwieg Mr. Barney — denn die Thränen waren ihm in die Augen gekommen und fielen über die Wangen nieder.

Nach einer Weile fuhr er fort: „Die Wochen, die nun folgten, waren die ſeligſten meines Lebens. Aber da ſie ſich zu Ende neigten, ſchied ich doch nicht ſo ſchwer, als ich mir Anfangs gedacht hatte. Deutſchland war mir wirklich zu eng geworden, überall ſtieß und verwundete ich mich an Vorurtheilen, deren ich in England ſchon längſt entwöhnt worden war, und dann, dann... nun ja... Miß Rachel war auch ein wenig Schuld daran, daß mir der Abſchied von meiner Mutter und Familie etwas leichter wurde.

Aber gerade in Bezug auf Miß Rachel ſollte mir eine harte, harte Prüfung bevorſtehen. Denn eben war ich wieder nach London zurückgekehrt, von Mr. Bar,

seiner Familie und meinen Collegen aufs herzlichste empfangen, und ich stand an meinem Schreibpult im Geschäftslocal, als sich die Thüre aufthat und Mr. Bar, einen jungen Herrn an der Hand, eintrat und sagte: „Meine Herren, ich gebe mir die Ehre, Ihnen hier meinen zukünftigen Schwiegersohn, den Verlobten von Miß Rachel vorzustellen! „Wie ein Blitz durchfuhr es mich... ich sah auf und mich traf der kalte, verächtliche Blick von — Mr. Ralph Samuel aus Dublin!... Ich hielt mich an meinem Schreibpult; gewiß, ich wäre sonst rückwärts niedergesunken. Ich rang nach Fassung, und ich fand sie; aber jener Tag ist der unglückseligste meines Lebens gewesen. Mr. Ralph Samuel war Chef seines Hauses geworden, sein Vater war gestorben und er betrieb nun Alles auf einem hohen Fuß. Das Waarengeschäft war aufgegeben worden, — er war jetzt nur der große Banker von Dublin! Ich sah Mr. Samuel und Miß Rachel nur einmal zusammen, denn ich konnte doch nicht umhin, ihnen meine Gratulation abzustatten. Aber darauf vermied ich es, ihnen zu begegnen. Miß Rachel sah so traurig aus und der Blick ihrer dunkelbraunen Augen that mir wehe. — Alle meine Kraft, alle meinen Eifer, alle meine Gedanken verwandte ich nun auf das Geschäft; und in der That — es geschah nicht ohne Erfolg. Mr. Bar konnte mir immer wichtigere Dinge übertragen, ich gewann und

verdiente gewiß auch sein ganzes Vertrauen und da sein First Clerk in dieser Zeit abgieng, so erhielt ich die Stelle desselben. So vergieng wieder ein halbes Jahr und der Hochzeitstag Miß Rachel's nahte sich. Da — kaum acht Tage vorher — betraf die Familie ein großes, herzzerreißendes Unglück. Bei einem Spazierritt des Mr. Lewis scheute sein Pferd, warf ihn ab und der arme, gute Junge verletzte sich das Rückgrat so arg, daß die Aerzte an seinem Aufkommen zweifelten. Trauer herrschte in dem Hause der Schwergeprüften, und man wollte den Hochzeitstag verschieben. Aber Mr. Samuel war angekommen und er drang mit einer auffälligen Eile auf die Einhaltung des bestimmten Tages; und da er allerlei Gründe vorzubringen wußte, so mußten denn die Eltern endlich wol nachgeben. Es war eine traurige Hochzeit! Ich wäre gerne fortgeblieben, aber unter diesen Umständen konnt ich es am Allerwenigsten. Mr. Bar, der zu seinem Schwiegersohn keine große Neigung und gar kein Zutrauen zu haben schien, hatte ja nur mich, gegen den er sein Herz ausschütten konnte! — Die Trauung ward im Hause vollzogen, — die Braut, bleich wie der Atlas, den sie trug, — stammelte ihr „Ja" — die Ringe wurden gewechselt, die Glückwünsche wurden dargebracht und man setzte sich zur Hochzeitstafel. Aber wir waren noch nicht mit dem Pudding fertig, da trat ein Diener ein, der einen eiligen

Brief an Mr. Bar abzugeben hatte. Er war von einem Geschäftsfreund aus Dublin, und eben mit der Post angekommen. Mr. Bar erbrach das Schreiben, überflog es, wurde bleich, ließ Messer und Gabel sinken, und reichte mir, der ich ihm gegenüber saß, das Schreiben.

Ich las:

> Sir! Wenn es noch Zeit, so schiebt die Verheirathung Eurer Tochter mit Mr. Samuel auf — schiebt sie um Euret- und Eurer Familie willen auf. Wie ich aus zuverlässigster Quelle vernehme, steht das Haus des Mr. Samuel dicht vor einem ungeheuren Bankerotte. Er soll beabsichtigen, mit der Mitgift Eurer Tochter die nächsten Ausfälle zu decken, aber es wird ihn nicht retten und für Euch nichts Kleines sein, in einen so außerordentlichen Bankbruch mit hineingezogen zu werden ꝛc.

Eine peinliche Stimmung hatte sich der ganzen Gesellschaft bemächtigt; eine drückende Stille — eine Stille, wie sie dem ausbrechenden Gewitter in der Natur vorherzugehen pflegt — war eingetreten. Denn wenn wir auch die Angelegenheit mit möglichster Vorsicht behandelt hatten, so war doch das Hin- und Herreichen des Briefes nicht unbemerkt geblieben, und die fürchterliche Aufregung, die sich auf unsren Gesichtern ausdrücken

mußte, war nicht ohne Wirkung auf die Andern geblieben. Aber wir hatten nicht lange Zeit zum Ueberlegen — denn schon im nächsten Augenblicke öffnete sich die Thüre wieder und herein trat ein Sheriff mit zwei Constables.

„Vergebung, Ladies und Gentlemen, wenn ich störe", sagte der Sheriff, indem er sich artig gegen die Versammlung verneigte. „Wer in dieser Gesellschaft ist Mr. Ralph Samuel aus Dublin?"

Mr. Ralph Samuel aus Dublin, bleich wie ein Gespenst, mit stieren Augen, mit zitternden Armen, suchte sich zu erheben. Er konnte es nicht. Der Sheriff trat auf ihn zu, entfaltete ein Papier mit einem großen Siegel und las: „Im Namen des Königs! Ihr, Mr. Ralph Samuel aus Dublin, angeklagt, Wechsel gefälscht und in Umlauf gebracht zu haben, seid Gefangener von Old Bailey, und ich verhafte Euch hiermit kraft dieses vom großen Rath des New-Court unterzeichneten Verhaftsbefehls."

Mr. Samuel schwankte, von den Constables gestützt, zur Thür hinaus — Mr. Bar schien aufzuathmen, als sei ihm ein Alp von der Brust genommen, mir war auch so, und die Gesellschaft — die nur aus wenigen nahen Verwandten des Hauses bestand — sah sich betroffen an. Mrs. Bar schloß ihre Tochter schluchzend an ihr Herz — aber Miß Rachel sagte:

„Bedaure mich nicht, Mama; ich bin nicht zu bedauern... seit einem halben Jahre fühlte ich mich in diesem Augenblicke zum ersten Mal wieder leicht, wol und glücklich.“

Zwei Tage nach diesem Vorfalle starb der Sohn des Mr. Bar an den Folgen seines Sturzes, und vierzehn Tage danach erfolgte das Urtheil, welches die Ehe seiner Tochter als geschieden erklärte — stille ward es in dem sonst so heiter belebten Hause auf Finsbury-Square und ein trauriger Winter folgte. Aber in dieser Stille, in dieser Trauer geschah es, daß die Familie sich mir, dem besten und aufrichtigsten Vertrauten ihres Leides, daß ich mich ihr immer enger und herzlicher anschloß. Und eines Tages — es war ein sonniger Tag im neuen Frühling — da kam Mr. Bar zu mir. „David,“ sagte er, „ich fühle mehr und mehr, daß ich alt werde — die Jahre, der Kummer haben meinen Rücken gebeugt und meine Haare grau gemacht. Wenn es dem Heiligen — gelobt sei er! — nun gefällt, mich abzurufen, wer sorgt dann für die Beiden, die ich hinter mir zurücklasse, — wer sorgt dann für dieses Geschäft?... Einen Sohn habe ich nicht mehr... David, der ich Dich liebe wie ein Vater... David, willst Du mein Sohn sein?...“ Schluchzend sank ich dem alten Mann an die Brust,... und nach vier Wochen war Rachel mein... meine geliebte, angebetete

Rachel... mein Weib... die Mutter meines, zum Andenken an ſeinen zu früh verſtorbenen Oheim, nach ihm genannten Lewis,... die Mutter meiner Sophy... Mein Weib und meinen Lewis hat meine Mutter noch geſehen und geſegnet; meine Sophy hat ſie nicht mehr geſehen, ſie ſtarb in dem Jahre, in welchem Sophy alt genug war, um eine ſo weite Reiſe mit ihr machen zu können. Aber ihr Gedächtniß lebt in meinem Herzen; ich ſehe mein Weib, ich ſehe meine Kinder, ich ſehe mein Geld und Gut niemals an, ohne ihrer zu gedenken, und mir im Stillen zu wiederholen, daß es ihr Goldſtück, daß es der Segen der Mutter war, der mir mein Haus gebaut und es bis auf den heutigen Tag unter Gottes Schutz bewahrt und erhalten hat!"...

Mr. Barney ſchwieg und ich drückte ihm ſeine beiden Hände. Da fuhr er auf: „Aber bei Gott! — es iſt ganz finſter über meinem Erzählen geworden. Mrs. Barney wird mit dem Eſſen auf uns warten... laſſen Sie uns nach Haus eilen, lieber, junger Freund!... Mirjam, hier eine halbe Krone... acht Pence für das Bier, das Uebrige für Dich!" Wir giengen und das erſte Cab, das uns begegnete, brachte uns nach dem Hauſe des Mr. Barney auf Finsbury-Square. Mrs. Barney hatte mit dem Eſſen auf uns warten müſſen; es war ſchon eine halbe Stunde nach fünf. Sie machte uns in der gutmüthigſten Weiſe von der Welt Vor-

würfe; darauf begaben wir uns in das Dining-Room, setzten uns zu Tische, und ich saß zwischen Mr. Barney und Miß Sophy. Die hellen Gaslichter funkelten in Krystallglocken, wir saßen in Sammetstühlen, das Beef ward auf silbernen Schüsseln mit silbernen Deckeln servirt. Wir tranken zuerst Sherry und Port und wir machten den Beschluß mit Champagner in Eis. Als wir mit den geschliffenen Kelchen anstießen, raunte mir Mr. Barney ins Ohr: „Der alte Itzig!" — und ich entgegnete ihm ebenso: „Der lahme Schimmen!" und Mutter und Tochter wechselten bedeutungsvolle Blicke; aber sie schwiegen. Denn von heiligen Erinnerungen soll man nicht zu oft sprechen!

Die Deutschen in London.

Eines Tages, als ich mich durch das Gewühl der City hindurcharbeitete, lief ein kleines Mädchen mit schönen, blauen Augen hinter mir her und rief: „Schenken Sie mir einen Penny, mein Herr, einen Penny!" — „Weißt Du denn, daß ich ein Deutscher bin?" fragte ich verwundert. „Nein," sagte sie, „aber ich bettle zuerst auf Deutsch, und wenn man mich nicht

verſteht, auf Franzöſiſch, und zuletzt auf Engliſch.“ — Das Kind war aus Wetzlar; ſein Vater war hier geſtorben und ſeine Mutter ernährte ſich mit Nähen von Pelzwaaren. — Ein andermal, als ich ſpät Abends durch eine der Straßen von Whitechapel gieng, hörte ich aus einem hell erleuchteten Hauſe das Lied: „Das Schiff ſtreicht durch die Wellen,“ von kräftigen Männerſtimmen geſungen und einer Harfe begleitet. Als ich — aufs Gerathewol — hereintrat, fand ich mich in einer deutſchen Matroſenkneipe — von meinen biedern Landsleuten aus Holſtein und der Nordſeeküſte freundlich begrüßt und von zwei deutſchen Mädchen mit Ale und Taback verſorgt. Auch der Harfner war ein Deutſcher. Ein andermal, als ich ſpät Nachts über den City-Road nach Hauſe gieng, fand ich vor dem Public-Houſe, Ecke von Torrington-Place, eine Geſellſchaft von Negern, welche daſelbſt ihre nationalen Geſänge und Tänze ausführten. Sie hatten, trotz der ſcharfen Luft der Herbſtmitternacht, die dünnen weißen Jaconnethoſen ihrer Heimat, die leichten rothen Jäckchen und rieſige Vatermörder von Papier an, welche mit ihren kohlſchwarzen Geſichtern hochkomiſch contraſtierten. Ich blieb ſtehn, um die fremdartige Geſellſchaft zu betrachten. Inzwiſchen kam Einer von derſelben, welcher wahrſcheinlich im Tap-Room und im Parlour geſammelt hatte, mit dem Notenblatt aus der Thüre des Public-Houſe wieder auf

die Straße. — Sogleich trat ein Andrer von seinen Kameraden auf ihn zu, und bei dieser Gelegenheit, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, bemerkte ich, daß sie grade so weiß, wie sein Gesicht schwarz war; wie der schwarze Besitzer der weißen Hand seinen Mund öffnete, hörte ich die ewig denkwürdigen Worte: „Aber Herr Jähses, wo bleibst'en Du so lange?" ... „Was?!" rief ich da erstaunt aus — „seid Ihr denn Deutsche?" „Nein, mein Gutester," war die Antwort, „eigentlich sein wir Sachsen, in der Gegend von Taucha zu Haus — aber wenn wir des Abends auf's Geschäft ausgehn, dann machen wir uns schwarz ... sähn Se, mein Herr, dann bringt's mehr!" — Man mag sich in London hinwenden, wohin man will: in die Fabriken, in die Werkstätten, in die Comtoirs, in die Kneipen, die Armenhäuser und Lazarethe — überall findet man sie, die lebendigen Fragezeichen zu Vater Arndt's: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Aber von diesen Deutschen will ich hier nicht reden; ich werde hier nur von den Deutschen reden, die politisches Misgeschick oder die eigene Neigung dem Vaterland entführt hat, und die nun in der großen Welt von London gleichsam als Signale und Wahrzeichen deutschen Geistes und deutscher Bildung leuchten. — Der Erste, dem ich auf diese Weise begegnete, war Johannes Ronge. Das Licht desselben ist nun freilich schon im

Untergehen begriffen; aus dem kühnen Reformator iſt ein beſcheidner Kindergärtner geworden, ohne jeglichen Bezug zu den übrigen Deutſchen, die am Ende doch dieſelbe Sache und dieſelbe Idee ins Exil getrieben hat. Man könnte es nicht leugnen, ſelbſt wenn man es leugnen wollte, daß Ronge's ganze Thätigkeit immer etwas Schauſpieleriſches und auf den äußern Effect Gerichtetes an ſich getragen hat. Vielleicht hat ihn nur der Widerſtand in dieſe Richtung getrieben; aber verkennen ließ ſie ſich nie und verkennen läßt ſie ſich auch heute und unter den gänzlich veränderten Umſtänden nicht. Er hat eine kleine Anzahl von Gläubigen unter dem Namen einer Humanistic Association, einer Art von freien Gemeinde, um ſich verſammelt, deren Mitglieder in jeder Beziehung dürftig und wenig anregend erſcheinen. Der Charakter ihrer Verſammlungen trägt ein religiös-politiſches Gepräge, iſt aber nach beiden Seiten hin langweilig und monoton. Die Begeiſterung fehlt; und da die Mehrzahl der Mitglieder Engländer ſind, ſo fehlt auch das Letzte, was erhebend wirken könnte: das deutſche Lied und das deutſche Wort. Dafür iſt ein ſchlechtes Clavier da, — dafür ſind Kinder da, die mit Fahnen herumgehen — dafür ſind Redner da, die mit ungeheuren Phraſen um ſich werfen. Aber da Alles dies in einem ſpärlich erleuchteten, dumpfen Locale vor ſich geht, ſo macht die ganze Geſellſchaft keinen ſehr erquick-

lichen Eindruck. Die einzige intereſſante Erſcheinung blieb demnach Ronge ſelbſt, deſſen ſchöner, ſtarker Kopf aus den ihn umgebenden Alltagsgeſichtern immer noch bedeutend genug hervorragte.

Eine andere Gruppe von Deutſchen fand ich in Bibra's Kaffeehaus, Upper St. Martins Lane, und in Schärtner's Bierſtube, Long Acre. Hier ſaßen die Männer von der deutſchen Legion — ernſte, gefurchte Geſichter, mit langgezogenen Bärten — ein Hauptmann ohne einen Schilling in der Taſche und ein Major mit geflicktem Friesrock. Hier ſaßen die jungen deutſchen Kaufleute und übten ſich mit den gleichfalls deutſchen Kellnern in den Anfangsgründen der engliſchen Sprache; hier laſen ſie die „Times" mit Hülfe von Feller's Lexicon, in dem ſie heimlich unter dem Tiſche die Worte ſuchten, die ihnen über dem Tiſche fehlten. Hier ſaßen die deutſchen Journaliſten, die in Leiceſter-Square wohnen, und die mit deutſchen Honoraren Londoner Bedürfniſſe beſtreiten ſollen! Ach — ich habe niemals an Bibra's Speiſetiſch gegeſſen, ohne mit den Leuten zu empfinden, wie bitter das Brod des Exils ſchmecke! Und wenn ich mit ihnen zuſammen die enge Treppe zu Schärtner's Local emporſtieg, wenn uns dann Schärtner — weiland Führer der Hanauer Turner, ſelbſt das ſg. „Bairiſche Bier" brachte und wenn dann um Mitternacht die Erinnerungen wach wurden, wenn der Eine von den Berliner Märztagen

und der Andre vom Wiener October ſprach ..... dann geſchah es wol, daß mir heimlich die Thräne kam, wenn ich an's deutſche Vaterland gedachte! — Ein dritter Sammelplatz dieſer Deutſchen iſt Wyldt's Leſehalle, die mit den beiden ſchon erwähnten die Dürftigkeit des Aeußern und die ärmliche Erleuchtung gemein hat. Du lieber Gott! — das Exil hat nicht den brillanten Gasſchimmer von Pall-Mall und nicht die ſchwellenden Cauſeuſen von Argyll-Rooms; dafür aber auch nicht die geſchminkte Tugend des einen und das ungeſchminkte Laſter des andern. In Wyldt's Leſehalle ſitzt man in einem wahren Papierberg von Zeitungen aller Völker und aller Sprachen. Da ſind die Zeitungen des ganzen großbritanniſchen Reichs und aller Colonien aufgethürmt — wie Fahnen umflattern den Leſenden die Blätter aus Indien und Melbourne — man kommt ſich oft wie ein Gefangener in dieſer papiernen Feſtung vor. Dann giebt es einen Tiſch mit franzöſiſchen, einen andern mit italieniſchen und ſpaniſchen, einen dritten mit deutſchen Journalen; und als letzte Specialität giebt es in dieſem engen, ſchmutzigen Saale noch — die Katze! Wyldt's Katze iſt eine Celebrität für die Zeitungsleſer des Leiceſter-ſquare; ſie iſt der Liebling aller Zeitungsſchreiber und die gute Freundin aller Exilirten aus Frankreich, Italien und Deutſchland. Wehe dem Fremden, der ſie unfreundlich behandeln wollte, wenn ſie ihm die erſte Gunſt da-

durch erweist, daß ſie — bei ihrer Promenade über die Zeitungstiſche — ſich auf das Blatt ſetzt, das er nach langem Suchen und Harren endlich erlangt hat und nun eben im Begriffe ſteht, mit Behagen zu leſen!

Als Gegenſatz zu dieſem dunkeln und wenig erfreulichen Wohnſitze des Exils führe ich nun meine Leſer in einen Garten voll ſtolzer, uralter Kaſtanien, in eine prachtvolle Villa mit großen Glasfenſtern, mit Balkon und Treibhaus, in die Wohnung eines Grafen, der auch ein Exilirter iſt — zu Alexander Herzen. Herzen iſt ein Ruſſe, aber ſeine literariſche Wirkſamkeit gehört Deutſchland an — er hat alle ſeine Bücher geſchrieben, um uns Deutſche über Rußland aufzuklären und die letzten hat er ſogar deutſch geſchrieben. Das Haus, welches Herzen bewohnt, liegt weit ab vom Londoner Dunſtkreis, in Putney, nicht weit von Kew-Gardens, es iſt daſſelbe, in welchem einſt, während ihrer erſten Londoner Triumphe, Jenny Lind gewohnt hat. Dieſer Umſtand hat es ſehr populär gemacht, jedes Kind in Putney kennt es, und ich fand es ſogleich, als ich nach dem Hauſe fragte, in welchem Jenny Lind gewohnt habe. — Garten, Hausflur, Corridore und Zimmer zeugen von dem Reichthum und Geſchmack des jetzigen Beſitzers. Herzen empfieng mich in ſeinem Arbeitszimmer, das mit großen Spiegelſcheiben in den Garten ſieht und von hohen Bäumen umrauſcht und beſchattet

wird. Herzen iſt eine elegante Erſcheinung von kleiner, gedrungener Statur, mit einem höchſt ausdrucksvollen Kopfe, mit einem Geſichte, in welchem der Sturm der Vergangenheit ſeine Spuren zurückgelaſſen hat, mit dunkelen, feurigen Augen, hohen Schläfen und langem, ergrauenden Haar. Der Mann hat viel gelitten, man ſieht es ihm an, obwol er im Geſpräch munter und anregend iſt. Noch jüngſt hatte er, während eines längeren Aufenthaltes in Nizza, ſeine Frau und ſeine Mutter verloren. Als ich ihn fragte, wie es ihm hier gienge, erwiederte er: „Man befindet ſich hier ſchlecht, aber ſicher!“ — Seine Bildung hat, wie die der ruſſiſchen Ariſtokratie überhaupt, — der er einſt als Magnat angehörte, bis er, nach ſeiner Flucht aus Rußland, den Grafentitel ablegte — das feine franzöſiſche Colorit. Er ſpricht deutſch nicht ſehr gut, obwol er viel deutſch lieſt, und die letzten ſeiner Bücher — wie bereits mitgetheilt — ſogar deutſch geſchrieben oder dictirt hat. Während dieſer Unterhaltung kam eines ſeiner Kinder herein, ein ungemein ſchönes Mädchen von etwa neun Jahren. Er nahm es auf den Schoß und drückte es feſt an ſich; „es ſieht ſeiner Mutter am ähnlichſten,“ ſagte er, indem er es auf die Stirn küßte und ihm die glänzenden braunen Locken zurückſtrich.

Die bisher geſchilderten Kreiſe und Perſönlichkeiten ſind es jedoch nicht, an die mich Neigung und Vereh-

rung am Tiefſten feſſelten. Um ſie zu dieſen zu führen, muß ich meine Leſer bitten, mir in eine der ſtilleren Nebenſtraßen des ewig bewegten und ewig geräuſchvollen Strandes zu folgen.

Ich führe ſie nach King William's Street, zu dem vierten Hauſe links. Es iſt eines jener ſchmalen, niedrigen Londoner Häuſer, denen man es von außen gar nicht glauben kann, daß ſie in ihrem Innern ſo viel Behaglichkeit, ſo viel Anmuthendes, ſo viel von jenem unüberſetzbaren Comfort enthalten, der am ſicherſten auf den Teppichſtufen ſchmaler Treppen wandelt, und am liebſten an der Kaminecke kleiner, freundlicher Stuben ſitzt. Eine grüne, maſſive Thür verſchließt das kleine Paradies gegen die Straße; wir klopfen dreimal und ſchellen einmal (denn „knock and ring" iſt ja, wie ſchon geſagt, das Bannwort aller engliſchen Thüren und aller engliſchen Herzen!), die Thür öffnet ſich und ein niedlicher Groom mit dunkelblauer Jacke und zinnernen Knöpfen erſcheint. Wir fragen nach Dr. Max Schleſinger. Sobald der Groom hört, daß wir Deutſche ſind, wird das ernſte Geſicht des kleinen Mannes ſehr freundlich, — denn das Haus ſeines Herrn iſt ja das Aſyl aller Deutſchen in London! Und ich muß ſagen, daß auch ich mich bald heimiſch darin fühlte. Schon das erſte Begegnen mit Schleſinger erweckte das beſte Vertrauen für die Zukunft. Da wir viele gemeinſame

Bekannte hatten — Hartmann, Oppenheim, Bodenſtedt, Varnhagen, Schulhoff ꝛc. — ſo ergaben ſich auf der Stelle die mannichfachſten Anknüpfungspunkte, die Schleſinger als Mann von Welt und Mann von Geiſt geſchickt auszubeuten wußte. Ich war auch in der Lage, ihm für ſeine berühmten „Wanderungen durch London," deren Vortrefflichkeit ich, wie ſo viele Andere vor mir, nun auch ſelber während meines Londoner Aufenthalts zu meinem großen Nutzen und Vergnügen erfahren hatte, meinen Dank und meine Bewunderung auszuſprechen, ſo daß wir ſchon nach der erſten und flüchtigen Begegnung herzlich von einander ſchieden. Unter den deutſchen „Rittern vom Geiſte," die ſich in London aufhalten, nimmt er zu ſeinem Vaterlande wol die gewichtigſte Stellung ein, weil er als Herausgeber der „Engliſchen Correſpondenz," die unter der Chiffre „E. C." täglich in faſt allen größeren deutſchen Zeitungen erſcheint, der einflußreichſte Vermittler zwiſchen engliſchem und deutſchem Geiſte nach allen ſeinen Richtungen hin iſt. Außerdem hat er ſeinen Einfluß auf die großen Literaturblätter Englands, und wie die Londoner Journaliſten und Buchhändler ſich von ihm die deutſchen Bücher nennen laſſen, die einer Beſprechung und einer Ueberſetzung werth ſind, ſo holen ſich anderſeits auch die deutſchen Verleger Raths bei ihm, wenn ſie ein Werk der engliſchen Kunſt oder Wiſſenſchaft in die deutſche Literatur

einführen möchten. Und da Schleſinger dieſe nicht kleine Macht mit Maß und Einſicht übt und geltend macht, ſo ſind ihm viele Schriftſteller beider Nationen ſchon Dank ſchuldig geworden. Ein ſo vielbeſchäftigter Mann hat denn allerdings im Treiben des Tages wenig Zeit für die Geſellſchaft; aber er läßt es ſich nicht nehmen, an jedem Freitag Abend ſeine Freunde zu ſehen, die ſich um ihn verſammeln, wie es ihnen Zeit und Neigung eben geſtattet. Sie ſind dann ſtets ſicher, bei ihm eine heitere fröhliche Laune, ein freundlich erwärmtes Zimmer, einen guten Thee und gute Cigarren zu finden — o, es waren angenehme Abende dieſe Freitagabende im front-parlour von Schleſinger's Haus! Frau Schleſinger, eine pikante Erſcheinung, geiſtvoll, zart und freundlich theilnehmend, machte die Wirthin mit hoher Liebenswürdigkeit und natürlicher Grazie; und wenn ihr Mann bemüht war, den Fremden über die literariſchen und politiſchen Dinge zu unterrichten, ſo war ſie gern bereit, ihm zu ſagen, wo man den beſten Thee kaufen und die ſchärfſten Mixed-Pickles haben könne. Eine der intereſſanteſten Perſönlichkeiten dieſer Freitag-Abende iſt Kaufmann, der Mitarbeiter Schleſinger's bei der lithographirten Correſpondenz und weiland Mitredacteur Kuranda's bei den „Grenzboten", deren Mitbegründer er iſt; mir war er, dem Namen nach, beſonders durch die verehrungsvolle Weiſe bekannt, mit der Bodenſtedt

oft und gern über ihn ſprach. Aeußerlich unbeholfen, ſo recht ein Menſch, wie ſie nie aus dem Junggeſellenthum herauskommen, dabei ein ſcharfer Kopf und durch jenes in ſich vertiefte Weſen um ſo mehr anziehend, offenbart er bei nur einigermaßen eingehendem Geſpräch eine Treuherzigkeit und Fülle des Herzens, die von ſtets bereiten Geiſtesblitzen glänzend erleuchtet werden. Es iſt einer von jenen ſeltenen Männern, die viel ſind, ohne es zu ſcheinen, und viel wirken, ohne dafür bekannt zu ſein. Seine Arbeiten ſind in den Blättern des Tages verſtreut, und er hält es nicht der Mühe werth, ſie zu ſammeln; das einzige Buch, welches er geſchrieben hat — ein Buch über Wien, das in ſeiner Art unübertroffen iſt und ſeiner Zeit viel geleſen und bewundert wurde — dieſes Buch erſchien ohne ſeinen Namen, und es wiſſen nicht einmal alle ſeine Freunde, daß es von ihm iſt. Sein Verhältniß zu Schleſingers ſcheint das liebenswürdigſte zu ſein, das man ſich denken kann: ſie, in ihrer raſch überſchauenden Weiſe, führt ihn, wie man ſolche Weſen führen muß; Schleſinger, ſelbſt ein bedeutender Mann, thätig, wolwollend, gewandt — iſt ſein Freund, und ſo wohnen dieſe drei Menſchen glücklich unter einem Dache, eine kleine Welt in der großen, die ſie umgiebt. Als ſeltener Gaſt ſtellte ſich in dieſen Cirkeln auch einmal Lothar Bucher ein, der weiland preußiſche Regierungs-Aſſeſſor und nunmehriger Corre-

ſpondent der „Nationalzeitung“. Er, der ſchärfſte und bitterſte Kritiker der engliſchen Politik und der engliſchen Geſellſchaft, führt das Leben eines Einſiedlers; er wohnt in der Einſamkeit von Kentish-Town, umgeben von der vollſtändigen Bibliothek eines Gelehrten und durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es Englands Parlamentarismus ſei, an dem England zu Grunde gehen müſſe. Dabei iſt Lothar Bucher's Perſönlichkeit gar nicht ſo verbiſſen, als man nach ſeinen publiciſtiſchen Arbeiten glauben ſollte; viereckig allerdings, wie ſein Zeichen in der „Nationalzeitung“, eine echt norddeutſche Natur — kühl und witzig, aber auch ſchlicht, einfach, beſcheiden und — das fühlt man aus jedem ſeiner Worte — durch und durch brav und ein Mann von Ueberzeugung!

Aus Schleſinger's Haus fand ich auch den Weg zu dem allerliebſten, freundlichen Hauſe, in welchem ein verbannter deutſcher Dichter — in welchem Gottfried Kinkel, der Bonner Profeſſor der Kunſtgeſchichte, der Redner der preußiſchen Nationalverſammlung, der Gefangene von Raſtatt, der Wollespinner von Spandau wohnt! — Es war eine laue, monddurchfloſſene Herbſtnacht, als ich — traumhaft müde — die Oxfordſtraße hinuntergieng, durch den Hydepark wandelte und endlich die Terraſſe von Eaſtbourne erreichte, wo, in einer zierlichen Häuſerreihe das ſechste, Kinkel's Wohnhaus iſt. Seine Stellung als Profeſſor der deutſchen Literatur an der

London Univerſity, ſowie die ſehr beſuchten Vorleſungen, die er in jedem Winter vor einem großen deutſchen Publikum zu halten pflegt, gewähren ihm die reichlichen Mittel zu einer behaglichen Exiſtenz. Schon am erſten Abend fühlte ich mich in ſeinem Hauſe heimiſch; Johanne Kinkel war die Erſte, die mir die Hand reichte. Sie iſt eine ſichre, modeſte Erſcheinung, mit großem ſchönen Auge — eine ſchlanke, aber ſchon etwas gebeugte Geſtalt in ſchlichtem ſchwarzen Kleide und dunkler Haube. Aber unendlich viel Anmuth lag in dieſem ſtillen, feſten und doch leidenden Weſen, die weibliche Grazie verband ſich mit ſeltener Kraft, und Sanftmuth mit der größten Entſchloſſenheit. Ich hatte mich vor dieſer Frau gefürchtet — ich will es nicht verhehlen; ich fürchtete in ihr einen jener romantiſchen Blauſtrümpfe aus der Berliner Schule zu finden, die ich nun einmal nicht leiden mag. Aber ich fand in ihr eine echte Rheinlands-Natur, ein deutſches Weib, eine große Frau! Bald darauf kam Gottfried Kinkel — hoch, breit, ſtark und heiter. Ich erkannte ihn ſogleich nach dem Bilde, das die Zimmer ſeiner deutſchen Verehrer ſchmückt — das entſchiedene Geſicht geſpannt nach vorn gerichtet, die Linke in der Weſte, die Rechte zur Fauſt geballt. — Nur ſein Bart hat angefangen grau zu werden. Auch er iſt eine derbe, liebeerweckende Rheinlandsſeele; und ich habe in ſeinen Zügen Nichts von der „Blutgier", und

in dem Auge ſeiner Frau Nichts von dem „gelben Scheine" entdecken können, über welchen ein deutſcher Touriſt, nachdem er in Kinkel's Hauſe gaſtfreundlich empfangen und bewirthet worden, einer deutſchen Zeitung ſo viel zu erzählen wußte. Der freundlichſte Moment des Abends war es, als ſich ihre Kleinen — Amalie und Johanne, die reizenden deutſchen Mädchen mit den hellen Augen, und Gottfried, der ſchöne, ſinnige Knabe, um die Mutter an's Clavier ſtellten und deutſche Lieder zu ſingen begannen. Sie ſangen zuerſt das Kernlied aus dem ſiebenjährigen Kriege: „Als die Preußen marſchirten vor Prag, vor Prag, die ſchöne Stadt!" — und welche Erinnerungen und Gefühle erweckte dies Lied, das ich ſelbſt ſo gern im Chore luſtiger Freunde mitgeſungen hatte, da ich an dem blühenden Weſerufer noch ein glücklicher Primaner war. Und als nun der Schlußvers kam: „Victoria, Victoria! Der König von Preußen iſt ſchon da!" wie ſonderbar mußte das in des Flüchtlings Hauſe lauten! Darauf ſangen die Kinder das herrliche Lied: „Zu Augsburg ſteht ein hohes Haus, nah bei dem alten Dom." Auch dieſes Lied war eine wehmüthige Reminiſcenz — wie oft, in jener verrauſchten Zeit, hatten wir es unter dem Fenſter unſerer Schönen geſungen, während in den blühenden Kaſtanien die Nachtigallen ſchlugen und von ferne die Weſer in die Mondnacht hinausfloß! — Nun aber, um dem Vater

nach all den Königs- und Klosterliedern zu genügen, stimmten sie frisch und mit glockenreinen Stimmen die Marseillaise an, und Kinkel, auf den Flügel gelehnt, stand wie ein Träumender mit glänzenden Augen! — Alsdann lud uns Frau Johanna zu einem gemüthlichen Abendessen, schlicht aber reichlich, — wie denn überhaupt Kinkels angenehm und behaglich leben, und für die englischen Zustände nicht schwärmen, aber mit Achtung und Wärme von ihnen sprechen. Meine Nachbarin war eine Dame, die zu dem Kinkel'schen Hause im intimsten Freundschaftsverhältniß steht, ein Fräulein von M. — Ihr Vater war Premierminister eines deutschen Staates, von ihren beiden Brüdern ist der eine Kammerherr und der andere Gesandter einer deutschen Großmacht — und sie, das Weib, die Jungfrau ist... politischer Flüchtling! Sie ist Republikanerin, so entschieden und bestimmt sich nur eine denken läßt, und dabei ein durchaus bescheidenes, gutmüthiges und vornehm erzogenes Wesen ohne alle Prätension. Die erste Manifestation ihrer social-politischen Gesinnung war ihre Betheiligung an der Hamburger „Universität für Damen", die mit dem Jahre des Sturmes kam und mit ihm verschwand. — Mein Nachbar zur andern Seite war Kinkel, mit dem ich bald in einem Gespräch war, so lebhaft und herzig, daß uns die Stunden dahinflogen wie Minuten. Wir sprachen von Deutschland und von Deutschlands Dichtern,

von Freiligrath und ſeinem ſchönſten Gedichte, „die Auswanderer" —

Ich kann den Blick von Euch nicht wenden,
Ich muß Euch anſchau'n immerdar!

Dann kamen wir auf Kinkel's Gedicht „Otto der Schütz" zu ſprechen. Kinkel ſagte mir, daß er ihn geſchrieben habe im Drange, Front zu machen gegen die Wiener Ueberſchwenglichkeit und die falſche „Freiligratherei", die dazumal im Schwunge geweſen; daß ihm Alles wol darum gelungen ſei, weil er ſich beim Dichten nur erfreut und niemals gequält habe. Dann ſprach er von der wilden Ahr und dem Wallporzheimer und dem Wirthshaus und dem Garten, wo er ihn getrunken und ſeinen „Otto" gedichtet habe, und von viel guten deutſchen Geſellen ſprachen wir noch. Und zuletzt ſagte er, daß er ſeinen „Otto der Schütz" der großen Theilnahme, die er gefunden habe und noch immer finde, nicht werth halte und daß er bald Beſſeres und Männlicheres zu geben gedenke. Kinkel dachte hier wol an ſeinen inzwiſchen auch erſchienenen, wunderbar ſchönen „Nimrod"; und da wir mit dem Feuerwein der canariſchen Inſeln anſtießen, waren es die echt deutſchen Worte, die ich ſpäter in dem Vorwort zu ſeinem „Nimrod" wiederfand, die Kinkel mit leuchtenden Augen ſprach:

Was wir im fremden Lande ſchaffen,
Es ward von Deinem Mark genährt;

Du schmiedest unsres Sieges Waffen
Auf Deinem ewig wachen Herd.
Uns stärkt zur Abendfeierstunde
Des deutschen Freundes tiefes Wort,
Und hell aus unsrer Kinder Munde
Klingt deutsches Lied uns fort und fort.

Abschied nahm ich von diesem mir so theuer gewordenen Paare in einer Vorlesung, die Kinkel in dem Hause eines reichen ihm befreundeten City-Kaufmanns hielt. Ich fand eine große Versammlung intelligenter Leute, viele schöne Frauen und Mädchen darunter, und Alle in der behaglichsten Laune. Kinkel's Vortrag (über die alte deutsche Heldensage) war klar, lichtvoll und anziehend, obwol er eben nicht viel Neues enthielt; natürlich — denn er war für ein sehr gemischtes und nicht literarisches Publikum bestimmt. Nach der Vorlesung spielte Frau Johanna Kinkel die Beethoven'sche Cismollsonate. Es war der poesiereichste Moment — nicht nur des Abends, sondern meines Londoner Herbstes überhaupt. Neben der mit aller Modestie einer echten Künstlerseele, dem Virtuosenthum ganz fremden Spielenden, eine jugendliche Schöne, die Tochter des Hauses und Johanna's Schülerin, im blauen Kleide und weißem Spitzenjäckchen: die dunkeln, glühenden Augen lächelnd zu Boden gesenkt — in der Mitte des Zimmers, aufrecht, mit dem ergrauenden Haar, wie eine schon halbverwitterte Säule, Kinkel — und in einer dunkeln Ecke

des Zimmers Ferdinand Freiligrath mit verſchränkten Armen, das träumende Dichterauge wie in weite Ferne gerichtet, als ſähe er „vor Anker dort die Amphitrite liegen.“ Und als nun, auf meine Bitte, die Schülerin Johannen's die reizenden Idyllen meines theuren Steffen Heller ſpielte, da vereinte ſich ſchön mit der Weihe des Augenblicks die Erinnerung an eben ſo herrliche Stunden der Vergangenheit und aller Reiz des Pariſer Sommers floß hier mit den unvergeßlichen Bildern des Londoner Herbſtes wehmuthsvoll zuſammen. Dann kam der Abſchied — Kinkels brachen früher auf als die übrigen Mitglieder der Geſellſchaft. Frau Johanna hatte mir noch im Fluge mitgetheilt, daß ihr Kinkel zu ihrem Geburtstag Freytag's „Soll und Haben“ geſchenkt und daß ſie ſich unendlich gefreut habe, in dem Verfaſſer des berühmten Buches einen würdigen Gegner kennen, achten und ehren gelernt zu haben! Mit Bezug darauf ſagte ſie mir nun, indem ſie mir die Hand gab: „die Wahrheit iſt mein Eigenthum und ich nehme ſie, wo ich ſie finde!“ — Das waren ihre letzten Worte für mich. Auch er verabſchiedete ſich mit kräftigem Händedruck. „Wenn Sie nach Deutſchland kommen,“ ſagte er, „ſo erzählen Sie dort, daß ich nicht unverſöhnlich ſei!“ — Dann giengen ſie. —

Ferdinand Freiligrath, den feurigen Sänger des Orients, der Wüſte, des Meeres und der Schiffe,

ſah ich an dem Abend zum erſten Male, an welchem ich Gottfried und Johanna Kinkel zum letzten Male ſah. Ein eigenes Mißgeſchick hatte zwiſchen uns Beiden gewaltet. Mein erſter Brief an ihn gieng anſtatt nach der Londoner Vorſtadt, in welcher Freiligrath wohnt, nach der Schweiz, da ich ihn „an den Director der Schweizerbank" — und das iſt Freiligrath's Geſchäftstitel! — adreſſirte und „London" beizufügen vergeſſen hatte oder nicht für nothwendig hielt. In der Schweiz gieng der Brief von Bern nach Baſel, von Genf nach Zürich, und von Pontius nach Pilatus, ehe er auf dieſem unerhörten Umwege, faſt ſechs Wochen nachdem er geſchrieben war, nach London zurück und in die Hände Freiligrath's kam. Da Freiligrath's Antwort an eine Wohnung adreſſirt war, die ich inzwiſchen verlaſſen hatte, ſo war das ein ewiges Kreuz- und Quergehen, welches meine Bekanntſchaft mit Freiligrath bis in die allerletzte Zeit meines Londoner Aufenthalts hinausſchob. Da aber machte ſie ſich raſch und auf der Stelle, gleichſam um alles Verſäumte nachzuholen, auf das Wärmſte und Herzlichſte. Freiligrath war der Dichter, der ſchon in meinen Knabenjahren erhebend und erweiternd auf mich gewirkt hatte. Wie hatte ſein kühner Geſang meine Sehnſucht erweckt — wie ſchwankte ich oftmals auf ſeinen kühnen Strophen hinaus in den Sturm und Wogenſturz des Nordmeers oder in die dumpfe Stille der

Sahara! Wie oft hatte ich am Strande der Weſer gelegen, von den Wellen umflüſtert, die ſich in dem Kies ſanft brachen und dahinſchoben — wie oft hatte ich mir einen Nachen losgebunden und trieb mit dem grünen Gewäſſer dahin, Freiligrath's Verſe auf den Knieen und ſeine Bilder und Geſtalten in der träumenden Einbildungskraft! War es mir doch, als umſchwebe mich ſein Geiſt hier, auf dem Strom, in den Eichenwäldern und Bergwieſen Weſtfalens näher und verwandter. Und dann, mit der Sehnſucht, die ſeine Geſinnungen in der jungen Bruſt entfachten, ward auch die Sehnſucht nach dem Sänger ſelbſt immer lebhafter... und hier nun in der City von London ſollte ich ihm begegnen! Ich kam ihm nicht wie einem Fremden entgegen — er war meiner Seele ja ſo lange ſchon nahe geweſen; dieſe derbe Geſtalt, dieſer ſtarke Kopf mit dem breiten, echt norddeutſchen Geſicht und den Augen, aus welchen eine ganze Seele von Poeſie, Gemüth und Gutmüthigkeit ſtrahlt, mit dem langen Haare, — dieſer Heimatklang in ſeiner Sprache, die der reinſte „lippeſche" Dialekt war, den ich in meinem Leben gehört habe — Alles muthete mich ſo traut und ſo bekannt an, daß ich mich in ſeiner Nähe befand, als habe ich ſchon jahrelang darin geweilt. Und während Kinkel in ſeinem Weſen etwas Vornehmes, ja Ariſtokratiſches hat, was erſt überwunden ſein will, ſo trug mir Freiligrath

im erſten Moment unſers Beiſammenſeins ſchon die reine Herzlichkeit und die poetiſche Harmloſigkeit ſeiner Seele unverkümmert entgegen. Gleich wie ſein Schickſalsgenoſſe Kinkel hat Freiligrath jenſeits des Meeres, das zwiſchen ihm und der deutſchen Heimat brandet, eine ſichre behagliche Stellung gefunden; er iſt Manager oder Director der Schweizer Bank-Commandite in London. Aber wenn er nach dem Tagewerk aus der vom Handel und Wandel dröhnenden City in die Stille ſeines ländlich-abgeſchiedenen Wohnſitzes zurückkehrt: dann wird er dieſer kleinen Welt voll Frieden und Poeſie ſelbſt wieder der Poet, der ſich jetzt zwar ſeltener hören läßt, als in frühern Tagen, aber wenn er ſich hören läßt, des Beifalls ſeiner Nation immer gewiß iſt! Seine praktiſche Beſchäftigung läßt ihm wenig Zeit zu poetiſchen Arbeiten und noch weniger zu geſelligem Verkehr, ſo daß er ſelbſt Kinkel oft im Jahre nur ein- oder zweimal ſieht. Denn Kinkel wohnt in Paddington und Freiligrath wohnt in Hackney — und von Paddington nach Hackney *fährt* man zwei Stunden! — Zugleich mit Freiligrath lernte ich auch deſſen Frau kennen, eine angenehme, volles Vertrauen erweckende Erſcheinung, von der ſich der Verehrer ihres Mannes bald aufs freundlichſte angezogen fühlte. Beide luden mich nebſt einem andern Freunde auf den nächſten Abend zu ſich ein, und ich nahm dieſe Einladung mit vieler Freude an.

Um die untergehende Sonne ſammelt ſich aller Glanz und der reinſte Schein. Um die Scheideſtunde pflegt ſich alle Herrlichkeit und der größte Reiz des Zuſammenſeins zu entfalten. Wie zagend und wie gewaltig heimſtrebend hatte ich den Boden dieſer Stadt zuerſt betreten, und wie ſchmerzlich und voll Sehnſucht zurückblickend ſollt' ich ſie nunmehr verlaßen! Schöne Tage hatte ich verlebt — ſelige Stunden, wenn neben mir im Kamin das Feuer praſſelte und über mir auf einmal Muſik — liebeweckend — zu klingen begann. Oder wenn ich durch die vom Strome der Welt bewegten Straßen gieng — ein Tropfen im Meere, aber doch leicht mit dahin ſchwimmend wie alle Andern, und ſo glücklich im Anſchauen des Ungeheuern! Oder Nachts durch die ſtillen, unendlichen Straßen, Meilen wandelnd, ermüdet, traumſchwer — über St. Giles der Mond in flüchtigem Gewölk und Lichterreihen mit Demantgefunkel ſtraßauf, ſtraßab ... Und den Beſchluß ſo ſchöner, unvergeßlicher Tage ſollte der Abend bei Freiligrath machen — er ſollte der letzte, ſchöne Lichtpunkt meines Londoner Herbſtes ſein.

Schon die Fahrt hinaus, die ich mit meinem Freunde Emanuel zuſammen machte, war hochpoetiſch. Es war ein nebelhafter und feuchter Abend — Alles war wie ein Traum. Die Lichterzeilen, die Häuſer dahinter, die immer ſtilleren Straßen, je weiter wir kamen. Endlich

hielt der Omnibus vor einem Kirchhof; wir betraten ihn. Die nackten Bäume ſtanden vom Herbſtwind durchſchauert, rechts ragte der vom bewölkten Mond umflimmerte weiße Kirchthurm und um uns ſtanden die Grabſteine, um uns wehte das raſchelnde Laub, das der Wind zuſammenfegte.

Im dritten Hauſe hinter dem Kirchhof wohnt Freiligrath. Ein freundliches, deutſches Kind — ein bleiches, zartes Mädchen, Freiligrath's älteſte Tochter, öffnete uns die Thüre, und der Vater, wie er unſere Stimme hört, kommt ſogleich, uns gaſtlich zu empfangen. Dann, ſo wie wir in der Stube ſind, umſpielen uns die Kinder — der dunkeläugige Otto, der dralle, rothbäckige Percy — ein jüngeres Mädchen ſteht lächelnd auf den Kamin gelehnt und der zweite Sohn ſitzt am Tiſche und lieſt, ohne ſich ſtören zu laſſen. Das Buch, das er lieſt, iſt mir bekannt — es iſt „des Mägdleins Dichterwald" von Colshorn. „Dieſem Buch verdanken meine Kinder ihre Kenntniß von deutſcher Literatur," ſagt Freiligrath. Das Geſpräch iſt bald im beſten Gang, Frau Freiligrath iſt herzlich und offen; und als ich Freiligrath frage, für wen er das Lied geſungen, das reizende Liebeslied:

So möcht' ich ſitzen ohne Ende
So möcht' ich ſitzen für und für ...

da erwiederte ſie, ein ganz klein wenig aufgebracht: „Nun, für wen wol anders, als für mich?“ — Dann führt uns Freiligrath hinauf in ſein Arbeitszimmer und um ſeinen Kamin gruppirt, rauchen wir und plaudern. Mit Milde und Herzensgüte ſpricht er von Prutz, von Geibel, von Hoffmann von Fallersleben — den Genoſſen ſeiner ſchöneren Tage am Rhein — ja, ſelbſt von ſeinen Feinden ſpricht er ſo. Scheffel's „Ekkehardt“ hat ſeine ganze Sehnſucht nach Deutſchland wieder aufgeweckt; ſeine Augen werden feucht, indem er davon ſpricht. Iſt es dieſer weiche, träumeriſche Poet, der in den Tagen der deutſchen Revolution ſeine blutigen Lieder ſchrieb? — Die momentan trübe Stimmung wich bald, als wir uns wieder hinunter begaben, um ein gut deutſches Nachteſſen einzunehmen, bei dem der „S=chinken“ der weſtfäliſchen Heimat nicht fehlte. Und während Freilig=rath die Bowle hereinträgt, um einen Punſch zu brauen, giebt mir ſeine Frau ihr Album, und ich wähle mir das Blatt zwiſchen Gottfried Keller und Emma Niendorf für meinen Denkvers.

Dich, ſchöner Abend, werd' ich nie vergeſſen,
Wo ich an eines Dichters Herd geſeſſen,
Wo ich getrunken eines Dichters Wein,
Und von des Dichters Brode hab gegeſſen.
Bald hab' ich wol das weite Meer durchmeſſen
Und ſtill begrüß' ich unſern deutſchen Rhein —

Dann will ich sehnsuchtsvoll gedenken Euer,
Die Ihr so rasch mir seid geworden theuer —
O, könntet Ihr erst wieder bei uns sein!

Und wie wir Glas um Glas leeren, da wird es uns erst recht warm, und wir sind wie Freunde, die sich nach Jahren der Trennung wiedersehen. Die Heimat steigt empor — mit der Weser, den Schiffen und der ganzen Vergangenheit; mit einem Manne, der jetzt in meiner kleinen Vaterstadt ein ehrsamer Bürger und Tabakskrämer geworden, ist Freiligrath zusammen in Lemgo bei demselben Kaufmann in der Lehre gewesen — sogar des „Stockholm's" wird gedacht, des Wirthshauses, in dem sich die Pfahlbürger daheim allabendlich bei Bier und Karten versammeln, und plötzlich bin ich in London, bei Freiligrath, mitten in der Heimath und Vergangenheit! — Auch auf Spiller von Hauenschild (Max Waldau) kommt die Rede — er hat ihm seine Canzone „O diese Zeit!" gewidmet und Freiligrath ist ihm einen Brief schuldig geblieben — dann starb der von uns Allen tief betrauerte Poet, und Freiligrath machte sich Vorwürfe. Immer neue, edle Züge enthüllen sich dem in sein Anschauen Versunkenen! Ist sie nicht eine eigene Welt, diese Poetenwelt? Eine Republik, in der keine Vorurtheile und keine Parteiunterschiede gelten, in der man sich über alles Andere erhaben, in der man sich

jedem Geweihten brüderlich verbunden fühlt? Wir Alle ſind eine Familie, eine freimaureriſche Genoſſenſchaft — wir kennen uns, wir lieben uns ... wir ſind verwandt ... Alle, Alle die Entfernten treten zu uns heran und unſere Augen ſchwimmen in den Wonnen ſeliger Erinnerung.

Endlich iſt Mitternacht längſt vorüber.

Denkſt Du noch an jene Nacht,
Jene Nacht im Rieſen,
Wo wir den Champagnerſchaum,
Von den Gläſern blieſen?

Immer mehr geweihte Schatten tauchen herauf ... aber endlich muß geſchieden ſein! Freiligrath zagt, uns ſo allein in die Nacht und fremde Stadt ziehen zu laſſen, denn der letzte Omnibus iſt lange heimgekehrt. Aber wir reißen uns los — überſelig ſchwanken wir eine Weile dahin, caramboliren in der Stille der Nacht mit einigen Wahlverwandten — gehen eine Strecke mit einem Detectiv-Policeman, der uns zu einem Wagen verhilft, und ſo kommen wir glücklich und ohne Unfall gegen Morgen in Weſtend wieder an. — Am anderen Abend, dem Abend vor meiner Abreiſe, trifft ein Brief von Freiligrath ein, in welchem er ſich von mir zärtlich, wie ein Vater, verabſchiedet. In dem Briefe liegt ein verſchloßenes weißes Blatt. „Ich habe dieſes Blatt in meiner Office, mitten unter dem Wagengeraſſel und dem Getöſe der Börſenſtunde geſchrieben; öffnen und leſen Sie

es nicht eher, als bis Sie in die Gegend gekommen sind, wo Sie meiner zuerst gedachten!"

Zwei Tage später war ich in diese Gegend gekommen. Es war zwischen Bielefeld und Minden, wo mir aus der grauen Dämmerung des Wintertages der erste Streifen der Weser heraufblitzte, wo die Triften falb unter der feuchten Hülle dalagen, und aus den flatternden Dunstschleiern die bekannten Berge dunkelblau hervorblickten. Das war das felsige Haupt der Porta-Westphalica — das die sanftgeschwungene Bergkette, die Schaumburg und die Paschenburg ... das die schwächeren Höhenzüge des Lippe'schen Landes — ach, es waren alle die wolbekannten Dörfer, Triften und Marschen ... die theure Heimat, das Land seiner Sehnsucht und meiner Träume ... Und da öffnete ich das verschloßene Blatt und las es.

Den jungen, frischen Liedermund
Will ich an Wald und Wiesen,
An Eichenthal und Buchengrund
Zum Boten mir erkiesen.

Die Heimat grüß' er tausendmal
Die seine und die meine:
Den Lipperwald, das Weserthal,
Schaumburg und Externsteine.

Und Dorf und Stadt und Baum und E
Und allwärts auf den Auen
Das blonde Volk mit blauem Aug',
Die Männer und die Frauen.

Heil ihm, daß in der Heimat er
Kann für die Heimat singen —
Und mög' ihm jeden Sommer mehr
Sein fröhlich Lied gelingen!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verlag von **Carl Rümpler** in Hannover.

Lieder aus der Fremde.

In Original-Beiträgen

von

Friedrich Bodenstedt in München, Adolf Ellissen in Göttingen, Ferdinand Freiligrath in London, Emanuel Geibel in München, Otto Gildemeister in Bremen, Karl Gödeke in Celle, Anastasius Grün zu Thurn am Hart, Moritz Hartmann in Paris, W. Hertzberg in Elbing, Paul Heyse in München, Alexander Kaufmann in Wertheim a. M., M. C. Kertbeny in Wien, C. F. A. v. Lützow in München, Ludwig Pfau in Paris, Adolph Friedrich v. Schack in München, Alexander Schmidt in Königsberg, Gisbert Freiherrn v. Vincke in Münster, Wilhelm Wolfsohn in Dresden und Hermann Harrys in Hannover.

Octav. Elegant geheftet 1¾ ₰. In Prachtbande mit Goldschnitt in ganz neuem englischen Style 2½ ₰.

Gedichte

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Miniatur-Ausgabe in prachtv. Einbande mit Goldschnitt.
Die goldenen Deckelpressungen nach Zeichnungen von
K. Scheuren in Düsseldorf. 2¼ ₰.

Daraus einzeln:

Mein Herz ist am Rheine!

Liederbuch von Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweite Auflage.

Miniatur-Ausg. in prachtv. engl. Einbande mit Goldschn.
Die goldenen Deckelpressungen nach Zeichnungen von
K. Scheuren in Düsseldorf. 1⅓ ₰.

Gedenk verschollener Tage!

Erinnerungsbuch von Wolfg. Müller v. Königswinter.

Zweite Auflage.

Miniatur-Ausg. in prachtv. engl. Einbande mit Goldschn.
Die goldenen Deckelpressungen nach Zeichnungen von
K. Scheuren in Düsseldorf. 1⅓ ₰.

Gedich

von

Hoffmann von F

Fünfte Auflage. Mit dem Portrait
Ausgabe in eleg. engl. Einbande m

Novellen von Golo

Band I. und II. Zwei Bräute. 2
Band III. Gebrüder Spalding . . .
Band IV. Aus dem Bauernleben.
Band V und VI. Ein Familienschmu

Golo Raimund, der sich rasch einen bedeu
ratur erworben hat, darf sich kühn, wie ein K
sagt, Hackländer, Höfer und Anderen, die
der Novelle mit Erfolg anbauen, zur Seite stelle
sind eben so lebendig als frisch, dem Leben und de
und seine seinen Charakterbilder zeigen uns, da
beobachten versteht. Durch das Ganze zieht sich e
uns wohlthuend berührt.

Deutsche Geschichts-Bi

oder

Darstellungen aus der W

für Leser aller Stände.

Unter Mitwirkung verschiedener Gelehrten

von

Dr. O. Klopp.

4 Bände (96 Bogen). Geheftet
In 2 eleganten Halbfranzbänden.

Schiller's Jugend

von

Eduard Boas.

Herausgegeben vom Freiherrn **Wendelin** von

2 Bände. 8. Mit der Silhouette Schiller's.

Gedichte

von

Hoffmann von Fallersl

Fünfte Auflage. Mit dem Portrait des Dichte
Ausgabe in eleg. engl. Einbande mit Goldsch

Novellen von Golo Rai

Band I. und II. Zwei Bräute. 2 Bände . .
Band III. Gebrüder Spalding . . . . . .
Band IV. Aus dem Bauernleben. Der Tau
Band V und VI. Ein Familienschmuck. 2 B

Golo Raimund, der sich rasch einen bedeutenden N
ratur erworben hat, darf sich kühn, wie ein Kritiker d
sagt, Hackländer, Höfer und Anderen, die in neue
der Novelle mit Erfolg anbauen, zur Seite stellen. Se
sind eben so lebendig als frisch, dem Leben und der Wirk
und seine feinen Charakterbilder zeigen uns, daß der
beobachten versteht. Durch das Ganze zieht sich ein rein
uns wohlthuend berührt.

Deutsche Geschichts-Bibli

oder

Darstellungen aus der Welt

für Leser aller Stände.

Unter Mitwirkung verschiedener Gelehrten he

von

Dr. O. Klopp.

4 Bände (96 Bogen). Geheftet 4
In 2 eleganten Halbfranzbänden. 4

Schiller's Jugend

von

Eduard Boas.

Herausgegeben vom Freiherrn Wendelin vo
2 Bände. 8. Mit der Silhouette Schiller's.